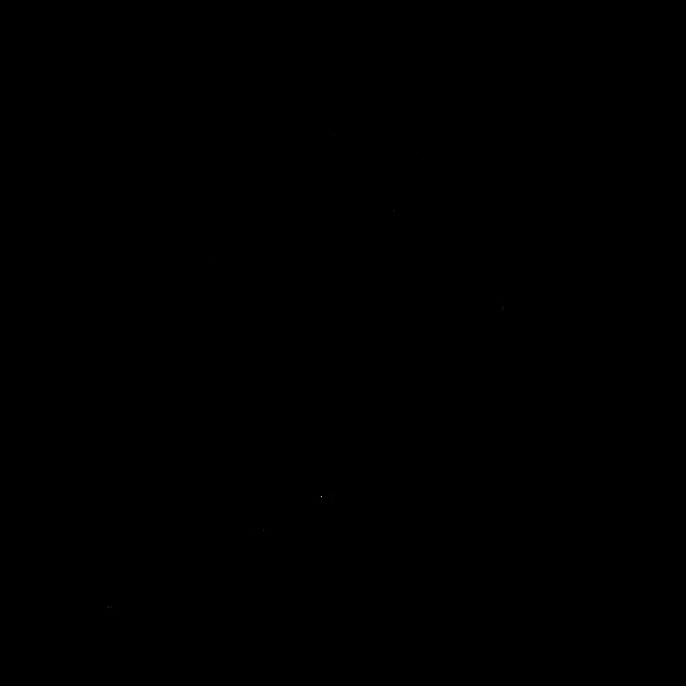
Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart



Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

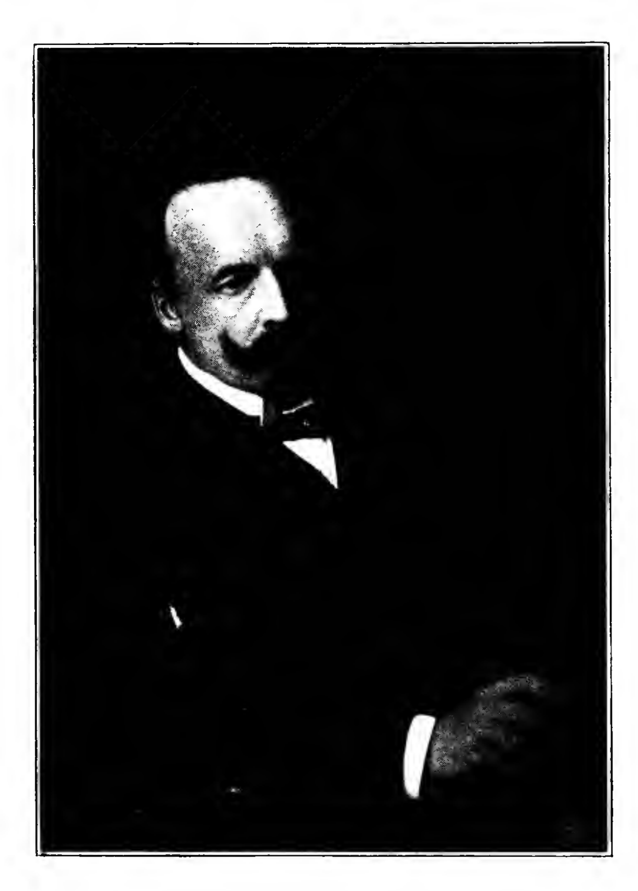
Mit dem Bildnis des Dichters

Erster Band

Erni Behaim



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt



Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Mit dem Bildnis des Dichters

Erster Band

Erni Behaim



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Meinen Eltern

Ich kehre heim, von wo ich ausgegangen,
Ein Schnitter unter Tausenden zu sein.
Der Mittag kam. Braun sind mir Stirn und Wangen,
Und meine erste Ernte fahr' ich ein.

Zwei Alte sitzen auf der Bank am Hause,
Neugierig, was das Feld dem Sohne trug,
So nütz' ich eine stille Mittagspause
Und fahre ein, was meine Sichel schlug.

Ich konnte selbst mir diesen Gang nicht wehren,
Den beiden weißen Alten dort zum Dank;
Denn wollt' ich erst am Abend wiederkehren,
Wer weiß, ich fände vielleicht leer die Bank.

So nah' ich jetzt. Wohl nicht, um lang zu weilen;
Fern ist die Stunde, da ich rasten kann.
Mich drängt es nur, mit zwei Getreu'n zu teilen,
Was meinem Feld bis jetzt ich abgewann.

Ernst Zahn



Wie ich Schriftsteller wurde

Wie ich Schriftsteller wurde? Ich weiß es augenblicklich selbst nicht, aber laßt es mich besinnen. Wo lag der Anfang? Schau, schau, nun bin ich schon auf dem Wege in die Jugend zurück, in die ferne, ferne Jugend. Wie tief hinein das geht! Wie in einen Wald, in dem die Erinnerungen die Bäume sind! Immer wieder öffnet sich ein Pfad und immer wieder, so viele, daß man gar nicht weiß, welchen man zuerst betreten soll. Und man möchte sie doch alle gleichzeitig gehen. Jeder lockt, jeder ist einem lieb, auf jedem liegt eine Sonne, wie man sie lange, lange nicht gesehen. Nun werden Menschen in diesen Waldgängen sichtbar. Die seltsame köstliche Sonne liegt auf ihren Scheiteln und Stirnen. So schöne, gütige Menschen, denen das Herz entgegenbrennt, gibt es heute nicht mehr. Das sagt die Erinnerung, die gerne zu viel sagt, die alles Ferne ins Uebermaß verschönt.

Aber diese Menschen! Laß sehen! Da ist die eine! Eine hohe, dunkel und einfach gekleidete Frau! Ihr Gesicht ist ernst und blaß, der Mund herb, der Scheitel glatt gekämmt und grau. Sie reicht mir die Hand. Ich weiß, wie sie mich liebt, denn die Hand zittert jetzt von einem leisen Empfinden der Scheu und war doch einst stark und voll Macht

über den Knaben. So haben sich die Zeiten gewandelt, die Werte verschoben.

Mutter! Wie war ich zaghaft vor Deiner Strenge, und nun bebt Deine Hand, und ich weiß, daß Du noch immer nicht recht begreifst, wie Dein Sohn, dem Deine Führung so not war, vor andre hinaus getreten, etwas geworden ist. Nun ist die heimliche Zaghaftigkeit an Dir!

An die Gestalt der Mutter knüpft die Erinnerung an, wenn sie mir erzählt, wie und wann ich zuerst — geschriftstellert habe. Damals war das Schriftstellern noch ein Schönschreiben, ein mechanisches Hinmalen schöner, tönender Worte, ein Zusammenfügen fremder Gedanken, daß sie wie etwas Selbstgedachtes erschienen. Es ist bezeichnend, daß das erste Gedicht auf dem gelben Umschlage eines Kalligraphieheftes stand. Das Herz schlug mir, als ich es, dessen Stoff bei Freiligrath gestohlen, dessen Reime ein Muster von Ungeschicklichkeit waren, in der Mutter Nähkorb schmuggelte. Die Verse habe ich längst vergessen, die Umstände, unter denen ich sie zu „veröffentlichen" gedachte, weiß ich noch wohl. Da steht der Mutter kleiner Nähtisch am Fenster. Sie selber sitzt davor und entnimmt ihrem Arbeitskorb mein Gedicht. Die Sonne fällt auf ihr kummervolles Gesicht — sie hatte damals viel Kummer, die Mutter —, sie liest und legt das Blatt beiseite. Weder Freude noch Unmut steht in ihren Zügen ausgedrückt, aber sie spricht: „Du würdest besser mehr Fleiß in der Schule zeigen, als Dich mit dergleichen beschäftigen."

Wie blind so ein zwölfjähriger Junge ist! Zornig

geht er beiseite, weltschmerzlich bewegt, weil man ihn nicht versteht, ihm Schwingen lähmt, die ihm wachsen wollen. Nun er längst ein Mann geworden, sieht er viele Dinge, die ihm damals verborgen gewesen: die Muttersorge und die Mutterliebe, vielleicht auch schon die Mutterfreude. Sie lagen in denselben Worten, um derentwillen er sich damals verkannt glaubte.

So weit zurück also mußte ich gehen, um herauszufinden, wie „ich Schriftsteller wurde“.

Jenem Gedichte in der Mutter Nähkorb folgten andre. Es waren zumeist gereimte Huldigungen an Menschen, für die des Knaben Herz sich entzündete. Auch diese Menschen tauchen aus den Waldwegen der Erinnerung auf, nun ich die schauerlichen Verse neu durchstöbere, die ihnen gewidmet waren. Da ist die gütige und ängstliche Großmutter, die die Kirchenglocken nicht läuten hören konnte, ohne daß ihr die Augen feucht wurden. Sie ging früh aus meinem Leben hinaus, und eines meiner ersten Gedichte besingt die Tote. Ein ehrlicher Schmerz bebt in dem unbeholfenen Gereimsel. Diese früh verstorbene Großmutter aber hat dem Enkel ein Erbteil hinterlassen. Ihm fließt, wie ihr, das Blut schwer durch die Adern. Wie ihr das Läuten der Kirchenglocken, wühlt ihm alles Schöne und Hohe, alles Schwere und Dunkle die Seele auf. Ein Wort, über das andre lächeln, ein bedeutungsarmes Geschehnis vermögen ihn in allen Seelentiefen zu treffen, ihm alle Mühen der Lust oder Qual zu schaffen. Viel weiter also noch als in die Knabenjahre geht das Werden des Schrift-

stellers zurück. Es begann, als er seine überempfindsame Seele empfing.

Das Nähkorbgedicht und seine Nachfolger vergingen. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sein soll, so waren die Wege durch die Schulklassen aufwärts mit heimlichen Versen besät. Wie habt Ihr des überspannten Kameraden gelächelt und von Herzen gelacht, Ihr Jugendfreunde, gespottet und Euch verächtlich gewandt, je nachdem Euch die Laune stand! Und Ihr hattet recht; denn er war ein Spinner und Träumer, und Ihr ließt ihn in der Schule weit hinter Euch. Das Herz war ihm zu unruhig, der Kopf zu wirr für die rüstige Arbeit, die ihm unter Euch fortgeholfen hätte. So war er lange ein schlechter Schüler. —

Eines Herbstes kam ich in das Breidensteinsche Institut in Grenchen, wo wir an die neunzig Schüler beisammen saßen. Da fand ich den ersten Lehrer, der mich zu packen wußte. Das alte Glücksspiel des Verstehens von Lehrer zu Schüler! Jener Lehrer verstand mich. Er erteilte den Deutsch-Unterricht. Ich weiß nicht, wann er zuerst meinen Aufsatz lobte, aber er warf etwas in meine Seele, das zündete. Auf einmal brannte der Ehrgeiz, wo früher Gleichgültigkeit gewesen. Noch standen ein paar Kameraden über mir. Nun holte ich sie ein, einen nach dem andern, bis zuletzt nur einer übrigblieb. Mit diesem rang ich ein Jahr lang um die Palme, wer den besten Aufsatz schriebe. Dann blieb mir der Sieg. Es war ein kindisches Spiel, bei dem der Fleiß mehr als die Begabung den Ausschlag

gab, aber es war doch ein früher Abschnitt im Werdegang des — Schriftstellers.

Es gärte in mir während der Schulzeit. Viele leben diesen Sturm und Drang im Innern und kommen doch nicht dazu, für die Uebermacht ihres Empfindens einen Ausfluß zu suchen. Sie zwingen das Wogen in ihrer Brust und werden gesetzte, tüchtige, kläräugige Menschen, ergreifen einen Beruf oder ein Studium und lächeln bald über die Zeit, da ihre Seele eine Harfe war und — der Hand wartete, die ihr Töne entlocke.

Doch ich vergaß eines entscheidenden Ereignisses Erwähnung zu tun, das sich unmittelbar an meinen früheren Schulbesuch schloß. Eine Winterfahrt in die Berge leitete es ein. Der neue Schienenweg über den Gotthard war gebaut. Mein Vater war zum Pächter der Bahnhofrestauration in Göschenen gewählt worden. Noch ahnten nicht viele den gewaltigen Aufschwung, den die neue Bahn nehmen würde. In Göschenen stand ein kleines Bahnhofgebäude, und mein Vater wurde Inhaber der schlichten Wirtschaft. Ich kannte Göschenen nicht und die Berge nicht. Ein fünfzehnjähriger Knabe, ein mühsam und voll Unlust sich nacharbeitender Schüler des zürcherischen Gymnasiums, wurde ich anfangs Dezember 1880 von meinem Vater dieser Schule entnommen und dazu ausersehen, ihn nach dem Gotthard zu begleiten. Schweren Herzens verließ ich Zürich. Weihnachten stand vor der Tür. Für Mutter und Geschwister sollte in wenigen Tagen im Hause des Großvaters, wo sie wohnten, der Weihnachtsbaum brennen! Ich sehe mich noch: der Kopfhänger

senkte die Stirn noch tiefer als sonst, und neben der heimlichen Spannung und Freude auf die große Veränderung seines Lebens brannte in seinem Innern die alte Qual eingebildeten Mißkanntseins.

Eines unruhigen Dezembermorgens hieß es Abschied nehmen. Es war ein tränenreiches Scheiden; der weichherzige Knabe weinte ohnehin bei allem, was wider seine Hoffnung ging.

Der Vierwaldstättersee, damals noch der Zuweg nach Uri, lag schwarz und herrisch zwischen den Bergen, als wir Luzern erreichten. Wir hatten eine stürmische Fahrt, als zürnten die Wasser dem jungen waschlappigen Menschen, der sie befuhr, packten und schüttelten ihn: Du da, sieh zu! In dem rauhen Land, wo du hinziehst, ist der Ort nicht für flennende Weichlinge!

Ueber dem Reußtale lag es wie grauer, am Boden schleichender Rauch. In Flüelen wartete die Schlittenpost. Dann begann eine lange, mühselige Fahrt durch Schnee und Sturm bergzu. Fröstelnd, körperlich und seelisch krank, lag ich in einer Ecke des Schlittens, den Kopf gegen das offene Fenster geneigt. Das Flockenwirbeln, das dicht hinter Flüelen angehoben hatte, wurde toller, je höher die Schlitten zogen. Das Geräusch der Pferdehufe, der Glocken an den Halftern der Tiere hörte auf. Der gewaltige Schnee verschlang die Laute. Nur zuweilen knarrte die Straße unter schwerer Schlittenkufe, und zuweilen wieder sprang der Sturm heulend am Schlitten vorbei. Und der Sturm langte durch das Fenster nach meinem Kopfe, wehte das Haar in die Stirn, und kühle Flocken

machten einen jungen Scheitel weiß. Mein Vater saß neben mir, sprach nicht viel, wechselte nur dann und wann mit den übrigen Passagieren ein paar Worte und blickte sonst still aus dem Fenster, nicht in die Gegend wohl, sondern in eine Zukunft, die dem vom Glück nicht Verhätschelten noch so unklar war wie der Nebel, den sein Blick nicht durchdrang. Die Fahrt schien endlos. Die Nacht brach herein, und immer noch zogen die Schlitten lautlos durch den Schnee, und immer noch umsausten sie Sturm und Flockengetriebe. Als wir Göschenen erreichten, schlich ich ins Gasthaus und zu Bett, ein müder, mürber Mensch.

Mein Vater und ich bewohnten ein schönes, großes, schwer zu erheizendes Zimmer. Am andern Morgen erhob sich mein Vater früh, um talabwärts unserm Hausrat entgegen zu fahren. Der Möbelwagen war stecken geblieben, der Schnee versperrte ihm den Weiterweg. Das rauhe Land faßte die fremden Eindringlinge hart an. Nun saß ich den ganzen Tag allein im Gasthause, das körperliche Uebelbefinden hatte sich etwas gehoben, allein die seelische Qual wuchs. Zwischen dem kleinen Speisesaal des Hotels und dem kalten Zimmer ging es an diesem Tage hin und her, und das Heimweh schlich flüsternd hinter mir. Hei, wie es das zu rühmen wußte, was ich im Tale zurückgelassen! Die Lippen zuckten mir. Der tränenverschleierte Blick suchte das Fenster. Draußen brauste der Sturm noch immer. Der Schnee wuchs und wuchs. Und wenn die schwarzen Nebel sich für kurze Zeit hoben, so gaben sie dunkle Mauern frei, die das Tal ein-

grenzten und dem Blick die Ausschau wehrten. Schwarz stand der Wald dort unterm weißen Schnee, und düstere Wände dräuten nach dem Dorfe nieder. Das drückte. Das engte die ohnehin geängstigte Seele ein.

Wir hatten einen kleinen Kanarienvogel mitgebracht. In seinem Holzkäfig stand er im kalten Zimmer, plusterte die Federn und hing das Köpfchen. Vogel und Knabe froren bis ins Innerste.

Das war der erste Eindruck, den ich von der neuen Heimat empfing. Er verstärkte sich noch mit der Zeit. Das Verlangen nach den offenen Weiten des Tals, nach den Freuden der Jugendzeit, nach Geselligkeit begann sich immer mächtiger zu regen, und als es nicht erfüllt wurde, hob des Knaben Seele, gepeinigt von den Schmerzen unerfüllter Wünsche, wieder an zu klingen, wie sie schon früher in Liedern geklungen hatte. Es war noch dasselbe stammelnde Reimen, aber in den Versen aus jenen Zeiten schrie ein mächtiges Empfinden, ein wirklicher, nicht mehr nur ein eingebildeter Schmerz.

Die Zeit ging. Reisen nach der französischen Schweiz, nach England, auch nach Italien unterbrachen den Aufenthalt im dunkeln Bergland. Dann aber hieß es seßhaft werden. Da lernte, der sich zwischen den düsteren Bergen so fremd gefühlt, zu ihren Füßen eine Heimat finden. Noch blieb ihm das unklare Verlangen nach der Freiheit des Ausblicks, das Empfinden drückender, kerkerhafter Enge, aber andre Eindrücke traten hinzu. Der Gefangene begann seinen Kerker zu sehen, nicht mehr nur, was

unerreichbar außer ihm lag. Und siehe, dieser Kerker war erträglich.

Abermals ein paar Monde, und siehe, der Kerker hatte seine stillen, heiligen Schönheiten:

Den letzten Sonnenstrahl, der wie ein goldgefiedertes, flugbereites Vögelein auf einer hohen Felsenspitze saß!

Die stumme, weiße Nacht, da das Lampenlicht in den Dorffenstern, die kleinen, roten Funken im Schnee und hoch oben im schwarzen Himmel das Blinken der Sterne das allein Lebendige waren!

Und wiederum den Frühlingssturm, der Tannen warf und Lawinen löste und dessen Stimme wie Hornruf durch Dorfgasse und Felsenschluchten schrie!

Allmählich versuchten die Lieder des Jünglings ein Echo für diese gewaltigen Stimmen der Natur, ein Spiegel des wundersamen Landes zu werden. Er, der bisher nur in sich selbst hinabgesehen, der geglaubt hatte, daß das Lied seiner eignen unreifen Seele der Welt etwas zu bedeuten vermöchte, lernte schauen, was Großes und Hohes in seiner Umgebung lag. Wohl dauerte es auch dann noch lange, bis der Blick genügend geschärft war, bis er auch das Kleine in der Natur und bis er den Menschen zu sehen lernte.

Die Lehre für das väterliche Geschäft war beendet. Ich wurde zur Mitarbeit darin herangezogen. Kaum hatte ich nun in Göschenen festen Wohnsitz genommen, so wurde ich in den Gemeinderat des Dorfes gewählt. Es war eine Zufallswahl. Der Vater war vorgeschlagen worden und hatte die Wahl abgelehnt. Da rückte der Sohn an seine Stelle. Wie

wichtig der junge Mensch sich damals dünkte! Dann traten die ersten Amtspflichten an mich heran. In die erste Zeit meines amtlichen Wirkens fiel die Einweihung des Denkmals für den Erbauer des Gotthardtunnels auf dem Dorffriedhofe. Ich sprach bei der Denkmalenthüllung ein Festgedicht und hielt meine erste Rede. Ein gütiger Freund brachte das Gedicht in eine Zeitung, und sein Verfasser wagte es nun von da an, dem gleichen Blatte von Zeit zu Zeit Verse, auch Prosastücke einzusenden, die Annahme fanden und gedruckt wurden. Damit war äußerlich der Weg zum Schriftstellertum angebahnt. Das, was inzwischen zur innerlichen Förderung und Ausbildung beitrug, bemerkte ich damals kaum, weiß es erst jetzt, da ich in Gedanken die Tage noch einmal erlebe. Im Umgang mit den Bauern, mit ihnen arbeitend, meine gegenteilige Ansicht gegen sie verfechtend, lernte ich das Volk kennen und verstehen, unter dem ich lebe. Ich sah auch da zunächst, wie früher in der Natur, nur Aeußerlichkeiten: den stämmigen Körper, die hohe, kluge Stirn, den wallenden Bart des Mannes aus dem Volke. In den heldenhaften Körper hinein dichtete ich eine starke und große Seele. Aus dem schmächtigen, durch äußere Gebresten oder Mißgestaltetheit gezeichneten Menschen mit den kleinen, schlauen oder bösen Augen, mit dem Ausdruck von Verschlagenheit um den Mund, formte ich, obwohl er vielleicht der harmloseste Gesell der Welt war, den Bösewicht. Aber während ich so Menschen zeichnete, die mir überlebensgroß an Kraft und Güte oder unnatürlich und unbegründet schlecht von Cha-

rakter gerieten, lernte ich, ohne es zu ahnen, weiter. Da saß ich im Gemeinderat, hielt mich vermöge meiner bessern Schulbildung für überlegen und meinte Großes für die Gemeinde zu bedeuten. Langsam, langsam aber lehrten die Bauern, die mit knapper, stockender jetzt und jetzt mit zorniger, ungeschlachter Rede über das Wohl der Gemeinde beratschlagen halfen, den Städter, daß ein gesunder Menschenverstand, Erfahrung und festes Selbstbewußtsein mehr sind als alles in der Schule Angelernte. Er stutzte, wurde kleinlauter, begann mit anderen Augen in sich hinab und um sich zu blicken.

Im Jahre 1892 beteiligte ich mich an einem Preisausschreiben eines schweizerischen Familienblattes und erhielt mit der Erzählung „Kämpfe", meiner ersten längeren Arbeit, einen Preis. Allerlei Selbsterlebtes war in dieser Erzählung mit Gehörtem und Geträumtem zu einem Ganzen gesponnen, das vor einer ernsthaften Kritik nicht standzuhalten vermochte. Alle die tränenfrohe Weichheit des noch nicht in sich gefesteten Jünglings kam in der Novelle zum Ausdruck. Etwas Theatralisches war an ihren Helden. Das Bedürfnis war noch immer nicht überwunden, in die wundervolle Natur Menschen zu setzen, die an äußeren Vorzügen mit ihr Schritt hielten.

Mit der Veröffentlichung des ersten Buches fiel ein andres Lebensereignis zusammen: meine Verheiratung.

Es steht ein kleines Gut hinter dem Dorfe Göschenen am Weg nach der Göschener Alp. Dort haftet eine der Wurzeln, aus denen der Schriftsteller

Kraft zum Schaffen saugt. Zwei Dinge machen neben der Veranlagung den Künstler: die Gabe des äußerlichen Sehens und die innere Klarheit. Wer aber zum Frieden, zur inneren Klarheit kommen will, der scheide sich vom Wirrwarr der Welt, nicht einsiedlerisch, nicht für immer, aber doch für den Hauptteil seines Lebens und sammle ein paar liebe Menschen um sich, mit denen und für die er lebt.

Die Gründung eines eignen Hausstandes beeinflußte mein Schaffen wohl anfänglich kaum. Ein paar Liebesgedichte, wie sie in der 1894, ein Jahr nach der Veröffentlichung der Erzählung „Kämpfe" erschienenen Gedichtsammlung „In den Wind" stehen, gelingen jedem warmherzigen Menschen ähnlich oder besser. Aber ich glaube zu wissen, daß die Ruhe der Anschauung, eine gewisse Milde in der Beurteilung der Menschen, die man späteren Werken nachsagt, damals ihre Keime empfingen, damals, als mein eignes Haus entstand, und daß sie wuchsen mit dem Empfinden der Ruhe und des Glücks, das den Ehemann und Vater mit den Jahren überkam.

„In den Wind", das Bändchen Gedichte, dessen zweite Auflage längst vergriffen ist und das keine weitere erleben soll, enthielt, wie gesagt, eine Sammlung von unfertigen und durch keinerlei Eigenart sich auszeichnenden Versen. Ihm folgte ein kleiner Novellenband „Echo", in dem neben vielem Minderwertigen eine kurze Erzählung „Der Lug" Aufnahme gefunden hatte, die zum erstenmal bei der Kritik eine lobende Erwähnung fand. Für „Kämpfe" hatte ich mein erstes Honorar erhalten. Zum Ehr-

geiz, sich gedruckt zu sehen, trat die Freude am eignen Erwerb, und neben den beiden durfte sich allmählich das Bewußtsein heranbilden, daß es Leute, Redakteure, kleine Zeitschriften gab, die meinen Erzeugnissen einen gewissen Wert beizumessen schienen, sie gerne entgegennahmen. Welch eine Welle freudigen Stolzes quoll damals in der Seele auf! Das spätere Leben hat nichts so Ursprüngliches und nichts so Mächtiges mehr.

Schritt für Schritt ging es weiter. Die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung" nahm eine kleine Skizze „Treulos" an. Damit hatte dem Schriftsteller ein Blatt seine Spalten geöffnet, das auf ein literarisch wertvolles Feuilleton sieht. In der gleichen Zeitung erschienen dann nacheinander zwei größere Erzählungen: „Der Guet" und „Der Büßer", die in der engeren Heimat Anerkennung fanden. Mit einer dritten Novelle vereint, gab der Verlag von Th. Schröter in Zürich sie ein Jahr später als Buch heraus, und der Erfolg war insofern nennenswert, als bald eine zweite Auflage nötig wurde. Auch die Kritik hatte von dem Buche, das den Titel „Bergvolk" führte, mancherlei Gutes gesagt. So war ich voll Hoffnung und voll Arbeitsfreude. Es entstand zunächst mein Roman „Erni Behaim". Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, täglich eine Stunde im Göschener Tal mich zu ergehen. Die Wege sind wenig begangen. Das Tosen der Reuß dringt zu ihnen empor und erstickt die Laute vollends, mit denen Menschenschritte oder Menschenstimmen sie beleben könnten. Die Tannen rauschen im Winde, und gewaltiges Leuchten blendet

den Wanderer, wo im Westen der Dammagletscher ihm den Weiterweg vermauert. Um jene Zeit las ich in alten Chroniken von Göschenens vergangenen Zeiten, vom Wirtshaus am Wasen, wo die Pest gewütet, vom dunkeln und mächtigen Bielwald, der einst das jetzt durch Lawinen und Menschenhände gerodete Tal bedeckte und den Weiler Abfrutt vom Dorfe Göschenen schied. Vor meinen Blicken, während ich tagtäglich einsam meine Gänge tat, wuchs eine versunkene Welt empor. Sie bevölkerte sich mit Menschen, und die Menschen lebten ihre Geschichte. Mit heißem Eifer ging ich an mein erstes umfangreicheres Werk. Als es vollendet war, wagte ich den großen Schritt und bot es einem angesehenen deutschen Verlag an. Es wurde angenommen. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, bei der beinahe alle meine Bücher erschienen sind, hat es verlegt. Der Roman wurde kaum gekauft, und als ich bald darauf dem Verleger eine Novellensammlung anbot, wurde mir der humoristisch-höfliche Bescheid, daß jener mir keineswegs zürnen würde, wenn das neue Buch anderswo erschiene. Ich wendete mich darauf mit meinem neuen Buchmaterial an den Huberschen Verlag in Frauenfeld, den angesehensten, den die Schweiz besaß, und daß ich das tat, habe ich als einen besonderen Glücksfall zu betrachten gelernt. Huber verlegte die Erzählungen unter dem Titel „Neue Bergnovellen", und sie fanden ordentlichen Absatz. Ein Jahr später ließ ich bei der Deutschen Verlags-Anstalt, mit der ich inzwischen die Fühlung nicht verloren hatte, die Novellensammlung „Menschen" erscheinen. Dann

aber übergab ich Huber in Frauenfeld meinen Roman „Albin Indergand". Wiederum waren es das Land, das ich durchstreifte, und seine Geschichte, die mich zu diesem Buche anregten. Der Schauplatz seiner Handlung ist das Dorf Wassen mit seinem auf grünem Hügel ragenden weißen Kirchlein, seinen Lawinenschrunden und mit seiner Erinnerung an die schweren Kämpfe des Jahres 1799, da ein Trüpp-lein Urner todesmutig und lange die Uebermacht der Franzosen in Schach gehalten. Das Buch wäre vielleicht wie seine Vorgänger mit keinem oder einem halben Erfolge über den Büchermarkt gegangen. Sein Verleger aber hat „es gemacht". Ich freue mich, hier eine Dankesschuld abtragen und erzählen zu können, wie der damalige Inhaber des Huber-schen Verlags, der jetzt sich längst in den verdienten Ruhestand begeben, mit tiefer und ernster Anteil-nahme das Buch las und wieder las, dem Verfasser zu Aenderungen riet und Korrekturen mit ihm be-sprach, wie er feilen und glätten half, und wie dann sein Sohn des Vaters Freude zu seiner eignen machte und während jener bei der Herstellung des Buches unermüdlich mitgeholfen, dieser nun zur Verbreitung seine ausnahmsweise, freudige und wirkungsvolle Hilfe lieh. Der Roman erlebte einen großen Erfolg. Seine Auflagen wachsen noch immer. Der Verleger öffnete ihm weite Wege.

Das äußere Werden des Schriftstellers ist mit dem Vorhergesagten erzählt. Es möge mir gestattet sein, von der inneren Entwicklung noch weiter zu sprechen, wie sie sich mir selbst jetzt — vielleicht irre ich ja — darstellt.

Zur Zeit, da „Albin Indergand“ entstand, war es noch immer die Freude am äußeren Geschehnis, die mir die Feder führte, noch gingen überlebensgroße Menschen durch meine Erzählungen und lebten gewaltige Schicksale. Das plastische Bild war mir mehr als das innere Erlebnis. Vielleicht vermied auch der Schaffende, während er arbeitete, nicht ganz, an den Leser zu denken und sich im voraus der Wirkung einzelner Szenen auf diesen zu freuen. Da kam wiederum das Leben, der Alltag, und nahm den Menschen in seine harte und gesunde Lehre, dämpfte Hoffnungen, versagte heißen Wünschen die Erfüllung, zerschellte Luftschlösser, die er hoch ins Blaue baute, und ließ manche Sehnsucht ungestillt. Ehrgeiz machte er klein, und Stolz wandelte er in Demut. Und je mehr der Mensch lernte und erlebte, je bescheidener er wurde, um so mehr gewann der Schriftsteller. Sein Schaffen verlor den Charakter eines Ringens nach Erfolg und wurde zum Trost in Kummer, zur Zuflucht in Rastlosigkeit, zum Feiern nach Mühe und Tageslärm. Aus seinen eignen Zweifeln und Nöten und Lasten heraus lernte der Mensch die Menschen verstehen. Es war ihm, als sänken Schleier von seinen Augen, und immer tiefer sah er hinab in die Gründe der Seelen. Da erst erkannte er den Wert seines Berufes, seine Heiligkeit und seine Schwere. Er weiß, daß er ihn nie auslernen wird, aber er will auch des Lernens nie müde werden. Er sah, daß nichts der Untiefen, des Verschleierten mehr birgt als eine Menschenseele, aber auch, daß es nichts Schöneres gibt, als ihren Rätseln nachzusinnen. Während er

die Menschen zu verstehen strebte, wurden sie ihm lieb, und während er nun von ihnen schreibt, Gutes oder Böses von ihnen erzählt, ist keiner, an dem nicht sein Herz hinge. Denn auch das hat der Schriftsteller erkannt: Keines Menschen Sündhaftigkeit ist so groß, daß ihm nicht in einem Herzenswinkel eine Reue bliebe, und niemand ist, der so gut und stark und rein wäre, als daß nicht auch an ihm Schlacken hafteten.

Was sind wir Menschen doch ein törichtes Geschlecht, das voreinander ewig in Masken geht! Bruder und Bruder! Vater und Sohn! Weib und Mann! Keiner kann über sich selbst hinaus, keiner vermag sich völlig zu vergessen und im andern aufzugehen. Wir schlagen Brücken zueinander und eilen, uns mit leidenschaftlichem Verlangen in des andern Arme zu werfen. Unser Sichfinden ist Seligkeit und — einander zu halten vermögen wir nicht. Eigne Gedanken und Wünsche, Sorgen und Hoffnungen sprießen uns ewig. In sie versponnen geht jeder wieder über seine Brücke zurück, und jeder lernt es einmal, wie er im Grunde inmitten aller Liebe einsam ist.

Wie manchem, der mir feind ist, sehe ich mit geheimem Lächeln ins finstere oder drohende Auge: Wozu unsre Feindschaft? Sie kann nicht länger dauern als unser Leben, und das ist ein Nebel, den jeder Wind zerbläst. Ueber wie manchen, der mich liebt, muß ich sinnen: Wann werde ich dich verlieren, mein Freund? Wohl möchten wir Freude und Not miteinander teilen, aber es wird der Tag kommen, da meine Not dir eine fremde Not sein

und da mein Herz bei deiner Freude nicht vermögen wird mitzuklopfen!

Ich lernte an den Menschen. Ich suchte diejenigen, in deren Land ich wohnte, zu verstehen. Dann ging ich andern nach, aus den Bergen hinaus, ins Tal, in die weite Welt. — —

Soll ich noch weiter davon reden, wie meine Bücher entstehen?

Einst brauchte ich Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich nur Menschen und gehe ihnen nach, sehe sie durch das Land wandeln, in das ihr Schicksal sie führt, und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten.

Und woher ich die Menschen habe?

Heute begegnet mir einer am Wege, vom Zufall hergeführt, sein Blick fällt mir auf, sein Gesicht, vielleicht auch seine Not oder sein Glück, und nun läßt er mich nicht. Nun muß ich hin und muß von ihm erzählen, habe nicht Ruhe, bis ich mich von ihm und seinem Leben freigeschrieben habe. Und wiederum gehen viele andre Gestalten wie in Nebeln an mir vorbei, tauchen jäh auf und verschwinden. Man weiß kaum, daß man sie gesehen. Aber nach Jahren vielleicht steht ihr Bild plötzlich auf dem Spiegel der Seele: Sieh' mich! Schildere mich! Fremde Menschen werden so zu lieben Bekannten.

Im Grunde aller Schilderung freilich steht noch immer das eigne Erlebnis; ein eignes Leid weint hier aus scheinbar fremdem Leid, ein eignes Glück jauchzt dort aus der Erfüllung fremden Wunsches,

nur liegt immer eine gewisse Gefahr darin, eigne Seelenzustände, eigne Erfahrungen und Schicksale seinen Romanhelden unterzuschieben. Man täuscht sich zu leicht über den Wert dessen für Dritte, was einem selbst wichtig dünkt. Die Versuchung liegt nahe, bei der Schilderung von Kleinigkeiten liebevoll zu verweilen, und damit die Gefahr, langweilig zu werden.

Ich bin Schriftsteller geworden. Wenn ich so zurücksehe, so ist mir, als hätte ich selbst kaum etwas dazu getan. Es war ein innerer Drang, der sieghaft sich auswuchs. Die Stille und Größe der Natur, in der ich lebe, ließ ihn gedeihen. Und immer größer wird die Freude an meinem Berufe und die Ehrfurcht vor ihm. Ich habe mir einen zweiten daneben erhalten, den ich nicht geringschätzen möchte, dessen ich mich freue, als meines eigentlichen, den Körper ermüdenden Tagewerks. Ich führe das von meinem Vater übernommene Wirtsgeschäft. Auch diese Arbeit ist mir lieb geworden. Dafür erzogen, in langen Jahren hineingewachsen, habe ich das Bedürfnis, ihm treu zu bleiben. Man wundert sich darüber. Ich aber sage: Der Wechsel von Arbeit zu Arbeit ist besser als der von Arbeit zur Ruhe, und meine mehr körperliche Tätigkeit im Geschäfte hat bewirkt, daß die andre, die des Schriftstellers, mir als Erholung erscheint. Nun gibt es auch Menschen, die sich fragen, wie man Zeit finde, und wieder andre, die mit dem Wort Ueberproduktion rasch bei der Hand sind. Ihnen möchte ich antworten: Die Verhältnisse haben mich gelehrt, meine Zeit einzuteilen, die Stunde zu nutzen, wo

sie sich mir bot. Not macht fleißig. Es kam allmählich, daß die Mußestunden des Schriftstellers selten wurden, daß ich sie suchen mußte. Aus dem Suchen wurde Erwartung, Sehnsucht. Und siehe, wenn man die Zeit suchte, fand sich doch manche Stunde. Sie reihen und reihen sich in einem Jahre. So wundert Euch nicht, wenn das Ergebnis eines Jahres ein scheinbar großes ist, nach dem Quantum der geleisteten Arbeit gemessen, wundert Euch vielmehr, daß das Leben so viel Zeit hat, so viel herrliche Zeit, die sich nützen läßt.

Immer größer, sagte ich vorhin, wird die Freude am Berufe. Daran ist einesteils die innere Befriedigung, der Arbeitstrieb und die Arbeitsfreude schuld. Aber es wäre töricht zu leugnen, daß auch der äußere Erfolg seinen Anteil daran hat. Ich meine damit kaum den geschäftlichen, den man nach Auflagen berechnet. Ich meine damit die stille Anerkenung, welche die Arbeit des Schriftstellers bei seinen Lesern findet. Als ich vor einiger Zeit für die arme Familie eines verunglückten Bergbauern mich an die Mildtätigkeit meiner Lesergemeinde wendete, da flossen mir — mir wurde bang vor Freude — so reiche Mittel zu, daß ich jene Armen ein für allemal der Not des Lebens zu entheben vermochte. Das war ein Dank, vor dessen Größe ich fast erschrak, weil er nicht nur Anerkennung, sondern auch neue Forderung barg und ich nicht sicher bin, ob die Kraft ausreichen wird, die Forderung zu erfüllen. Aber auch dieser Dank noch ist es nicht, an den ich dachte, als ich von dem Werte des Erfolges für den

Schaffenden sprach ... Ich will von stillen Briefen ein weniges verraten, von denen Schichten und Schichten in meinen Schränken liegen.

Da schreibt eine Frau aus dem Volke, schlicht und herzlich und kurz: „Lieber Ernst Zahn, Du hast mir Freude gemacht!"

Und ein Mann, der an einer der höchsten Stellen seines Landes steht, gibt der Genugtuung Ausdruck, die das Wirken für die Heimat ihm bringt, spricht von geistiger Kameradschaft, und sein Dank klingt aus in das wohltuende Wort: „Arbeite jeder an seinem Ort und für die Größe seines Vaterlandes!"

Da spricht ein anderer: „Ich war daran, mein Leben wegzuwerfen. Aus Deinen Büchern habe ich mir Kraft geholt, es weiter zu tragen."

Eine Mutter schreibt: „Ich habe einen Sohn, ein liebes und hochbegabtes Kind, das sein inneres Gleichgewicht nicht finden kann. Alles habe ich an ihm versucht, alles schlägt mir fehl. Der Sohn droht mir zu verkommen. Weißt Du mir nicht Rat, Mensch, der Du die Menschen kennst?"

Und eine andre Frau öffnet ihr schuldgepeinigtes Herz und will ein Urteil, ein Wort, das ihr hilft, das Bewußtsein ihrer Sünde zu tragen.

In diesen heimlichen Briefen liegt der Segen meines Berufes. Sie bringen viel Ernstes, das Gefühl der Verantwortung, das Empfinden der Unzulänglichkeit alles Könnens, die Sorge um fremdes Geschick, aber sie stärken auch und erquicken, sie erheben und sie machen milde. — — — — — —

Nun ruft mich andre Pflicht vom Schreibtisch ab, wo ich eine Stunde gesessen, um über mich

selbst nachzudenken und von mir selber zu erzählen. Ich schrieb und schrieb, Gedanken um Gedanken, wie sie in wirrem Gemisch sich boten. Ich schrieb und versuchte, das wahr und ehrlich zu sagen, was ich empfand. Ich dünke mich nicht wichtig genug, um andern von mir zu sprechen. Weil aber andre mich wichtig gemacht haben, versuchte ich zu sagen, was von mir selbst mich dünkt.

Indessen leuchtet das herrliche Heimatland, und das reiche Leben wogt durch seine Fluren und Städte. Staunend und mit klopfendem Herzen sehe ich seine Schönheit und seines Lebens trübe und heitere Bilder. Ich werde — wenn mein Tag noch weilt — vieles zu erzählen haben von dem, was ich sehe. Ob mein Weg weiterführen darf zur ersehnten Höhe, weiß ich nicht. Doch weiß ich eines mein eigen — und es gibt mir Kraft und gibt mir Freude: den Willen zum Guten.

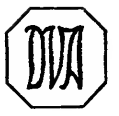
Ernst Zahn

Erni Behaim

Ein Schweizer Roman
aus dem fünfzehnten Jahrhundert

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt



Seinem Vater

widmet dieses Buch in Liebe und Verehrung

der Verfasser



Erstes Kapitel

Die Chronisten schrieben das Jahr 1418.

Die in blutroter Pracht aufgegangenen Sonnen des Ruhmes und der jungen Freiheit leuchteten über der Eidgenossenschaft der acht Orte. Trutzig wie je ragten die Türme der Alpen und dräuten bis hinüber ins mächtige alldeutsche Reich; aber trutziger reckte sich auch das Volk zu Füßen seiner Gottesbollwerke, und kein noch so gewaltiger Nachbar belachte ihm mehr den gerechten Stolz. Ein hohe Wünsche entflammender Schürer, der Ehrgeiz, durchpilgerte die Städte und Länder, die zum erstenmal als starke Glieder eines eisernen Bundes sich fühlten. Er beschlich selbst die stille Waldstätte, und er fand den Weg ins Land Uri, das, sei es in Laune oder wirklicher Selbstlosigkeit, noch eben anläßlich der Teilung des Aargaues den Gedanken an eine Vergrößerung seines Gebietes entrüstet von sich gewiesen. Der heimliche Schürer redete hohe Worte an der Landsgemeine zu Bötzlingen an der Gand und auf der Tagsatzung zu Luzern.

Die Augen des Urnervolkes, voran die seiner Oberen, richteten sich begehrlich nach dem lang umworbenen Eschental und einigen andern, südlich Livinen gelegenen Talstrichen. Eine Unruhe ging durch die Täler der Reuß und des Schächen. Nur die höchstgelegenen Weiler und die in den Schluchten

verborgenen, dem Sitz der Machthaber, Altdorf, zu fernen Hüttenhaufen hatte noch keine Kunde erreicht von den Plänen der Rot und Püntiner und andrer einflußreicher Führer, auf welche das Volk wie auf sein Evangelium hörte. —

Dermaßen dem Treiben der größeren Orte fern und ohne Botschaft von der Welt Händel, Plänen oder Unheil lag der urnerische Weiler Abfrutt. Eine dunkle Wacht, starrte der Tannenwald rings um die sturmbraunen Behausungen auf. An zwei Seiten trat er bis nahe an die Hütten und schattete die bleigefügten, armseligen Scheiben ihrer Lichtlöcher. Im Norden zogen sich grüne Lehnen am Berg hinan, saftiges Weidland, das wiederum die finsteren Bäume säumten. Gen Süden war des Weilers Sonnentor. Dort mochte der Goldstrom des Tageslichtes, wenn er über die Wand des Rienberges heraufgequollen war, die Heimstätten mit machtvoller Helle überfluten. Da war ebenes Talland, schmal genug freilich, aber doch ein paar Matten messend, welche der Alpbach durchfloß. Diesen, ein klares Wasser, speiste der Dammafirn, der sein blendend weißes Riesenhaupt so hoch in den Himmel erhob, daß es denen zu Geschenen noch sichtbar war, über dem Wald und dem schwarzen Felsgebirg gleißend, wie ein gewaltiger Leuchtturm über mächtigem Meere steht.

Der Damma war nicht der einzige Bergturm, der aus den das Geschener Tal engenden Gottesmauern aufragte. Ueber dem schwarzen Rundkreis des Waldes wuchs es auf allen Seiten empor, hier in dräuenden Wänden, in Schründen und Schroffen,

dort in wüsten Lehnen, selten nur in steilen Alphalden. Die ewigen Firne krönten die höchsten Steinwarten. Nur ein Berg erhob sich im Rücken von Abfrutt, der hob seine Zacken zur Firnhöhe, und haftete doch kein Gletscher daran. Der Schnee hing da und dort steinhart und von keinem Sommer gelöst über die zerrissenen Felsnadeln herab; aber zumeist starrten die Wände des Salbit graufurchig zum Himmel und hielten das armselige Menschennest am Fuße in düstergewaltiger Hut. Die grauen Felsen predigten ein stummes: „Wir bergen das Verderben!“ zu den Hütten nieder.

Der Weiler Abfrutt bildete ein einziges Sträßlein. Wo ein schwankender Holzsteg den in trügerischer Stille dahinspülenden Alpbach überbrückte, stand die erste Hütte. Zwei andre waren jenseits des Weges gezimmert. Denen zunächst stach ein rohes Mauerwerk von sattgrüner Matte ab. Ein einstöckiger, unwohnlicher Bau! Die dicken Wände hatten schmale Scheibenfenster, so daß in des Raumes Innerem ein dämmeriges Halbdunkel herrschte, in das eine Ewigelichtlampe leise Helle sandte. Die Kapelle des heiligen Matthias zu Abfrutt stand wie eine Schicht roher Steine inmitten der Bretterbehausungen. Schlechter, brüchiger Mörtel hielt die unbehauenen Mauerbrocken; — ein Wunder, daß der Wind nicht in das geheiligte Gelaß pfiff. Auf den niederen Mauern ruhte das hölzerne Dach; schwere Steine hielten die moosübersponnenen Bretter, daß sie dem Sturm und dem grimmen Atem der stürzenden Lawinen widerstanden. Aus der Mitte des Daches stieg ein Holzturm auf, kunstlos ge-

zimmert, wie er zum armseligen Bau sich schickte. Eine Glocke hing in dem offenen Brettgehäuse desselben. Das graue Metall gab einen kurzen, klanglosen Laut, wenn der Wind durch die Turmluken fuhr, aber der Meßruf vermochte die Bauernhöfe rings zu erreichen, sobald des Kaplans Magd mit jungen Armen das Glockenseil zog.

An die Kapelle reihten sich weiter die Hütten und Gaden. Zwölf Wohnstätten ließen sich linksseitig des schmalen Pfades zählen, zu jeder war ein Gaden gesellt. Dem Weg zur Rechten war zumeist offenes Land; ein grüner Mattenhang fiel gegen den Bach ab. Wenn man aber die holperige Gasse bis zu der Stelle dahinschritt, wo scheinbar der Ort endete und die Straße wendend sich senkte, sah man erst, dem Auge vom vorspringenden Hang bisher bedeckt, die letzten zwei Höfe stehen. Der eine zweistöckige Bau trug den Giebel fast fürnehm, den mächtige Tannen beschatteten. Er stand auf einem Hügel, der gerodet worden war, um die Wohnstatt zu tragen. Rings wuchs noch das düstere Gehölz, und nur, weil die Behausung wie auf einer Warte sich erhob, fand die Sonne in die Rundscheiben Einlaß. Dem Hügelbau zu Füßen, mit der Rückwand an den Wald lehnend, stand die zweite Hütte. An dieser vorüber führte der Pfad und verlor sich hinter ihr im Tannendunkel. Der steinige Weg wand sich anfangs durch Dornwerk und kümmerliches Laubgestrüpp, dann senkte er sich steil und plötzlich über öden Waldgrund talwärts. Je tiefer er fiel, desto lichter wurde er. In kargem Jungholz endete der Wald. Eine Schlucht tat sich alsdann

auf, in welche die schmale Straße lenkte. Wo diese die schattenden Stämme verließ, fußte auf ragendem Fels ein hohes, morsches Holzkreuz, das, nur noch an wenigen rostigen Nägeln hängend, den verwitterten kopflosen Rumpf eines geschnitzten Heilands trug. Es neigte sich gegen den Weg, als wollte es sich dem Auge des Vorübergehenden bemerkbar machen, wie ein Verarmter ängstlich darauf achtet, daß ihm noch dieselbe Ehre angetan werde wie zur Zeit seines Glückes. Vom „Biel" — so war der Kreuzhügel benannt — ließ sich die weite Schlucht übersehen.

Wie der Pfad in jähem Abstieg sich senkte, so machte der Alpbach sich frei aus dem ebenen Bett. In tollem Strudel fuhr er in die Felsen hinab. Donnern und Zischen! Die Stimme des stürzenden Wassers dröhnte nur im Winter nicht an den Bergen empor, wenn das Eis in klarblauer Schale sich über die tosenden Fälle wölbte. In der Tiefe, wo der Bach in weißen Wirbeln schäumte und flockige Gischt an berghohe Wände warf, durchfloß er Geschener Gebiet. Der feste Turm von Geschenen, den zurzeit der Landammann Hans Rot zu Altdorf eignete, ragte über der höchsten der Steinwände, deren Fuß das Bergwasser bespülte. Ein graues, schmalfenstriges Gemäuer mit spitzem Holzdach, hielt er die Wacht über den zusammengedrängten Hütten, die von der Burg bis zur Zollbrücke eine Straße bildeten. Alles Volk, das von oder gen Welschland über den heiligen Gotthard kam oder zog, wanderte über diese, die mit unbehauenen Steinen gepflastert war. Und an der Brücke im Tobel, am Eingang

zur „Hell“, der Bachschlucht, ließ der Landammann von Uri durch seinen Wächter das Weggeld von den Fahrern erheben. Darum wurde Geschenen im Lande viel genannt. Von dem Nest, das hinter dem Bielwald lag, keine Stunde ab vom Zolldorf, von dem wußten die im Unterland kaum, daß es stand und an die sechzig Menschen eine Heimat war.

* * *

Eine staubheisere Glocke hatte von der Kapelle zu Geschenen ihre kurzatmige Stimme erhoben. Sie schellte dem Volk zu Gemüte, daß, wenn einer besonders frommen Herzens und im Glauben eifrig, er sich nach der sonntäglichen Messe und Predigt der Morgenstunden auch des Nachmittags im Gebete möge genug tun. Sie verkündete, daß der dermalen und erst seit zwei Tagen am Orte amtende Kaplaneiverweser, der gestrenge Benediktiner Pater Ambrosius, mit den Getreuesten seiner Herde Andacht zu halten bereit sei. Die Sonne lachte der gottgefälligen Ladung des geistlichen Hirten, wie sie die Erzstimme vertragen, Beifall. Es glomm von Goldschein in der Talrunde, und die Berge trugen gleich strahlenden Säulen einen Himmel von schwerdunkelm Blau. Auf das am westlichen Dorfende gelegene Landstück, „den Wasen“, das neben der Kapelle und andern Gebäuden den Totenacker trug, warf das schräg über dem Bielwald stehende Tagesgestirn so brennende Glut, daß ein paar nach dem Gotteshaus schreitende Weiber wie im heißen Sommer pusteten und sich den Stirnschweiß trockneten. Doch war es Herbst. Des Jahres zehnter Mond hatte gestern

begonnen. Der Wasen freilich war von jeher ein Brutloch gewesen, murrten die Weiber und stiegen aufatmend die drei Granitstufen zur Kapellentür empor. In dem halbleeren Betraum war es kühl, mochte auch das sengende Feuer des Daches morsche Bretter dörren.

Der Kapellenbau faßte an die hundert Seelen. Sein Inneres war so bar des Schmuckes wie die grauen Außenwände, aber stark wie eine Burg trotzte er mit seinen von den nahen Schroffen gebrochenen Mauersteinen den Wetterstürmen. Das Holzdach fiel beidseitig schräg und steil ab, ein roher und unschöner Giebel, der verriet, daß das Haus Gottes in Fronarbeit errichtet worden war. Der niedere Turm stand, ein Bauwerk für sich allein, so weit seitab, daß zu fragen blieb, ob Schiff und Turm gleichen Alters seien. Ein lotteriges Eisenkreuz schmückte den letzteren. Einst hatte das in Goldfarbe geprangt. Nun vermochte die leuchtende Sonne dem Rostwerk kein Blitzen mehr zu entlocken. Dafür flirrte und funkelte es da und dort unter den Glasperlkränzen im Totenfeld, das zur Seite der Kapelle in tieferem Grund lag. An einigen der Grabscheite hing der neue Flitter, der im Vorjahre an der Messe zu Wassen zum erstenmal war feilgeboten worden, und das Tageslicht spielte in dem Buntwerk. Der Brüstung der Friedhofmauer entlang ging der Kapellenweg. Stufen führten von diesem in den ummauerten, blumenlosen Garten hinab, der zurzeit ein halbes Hundert Gebettete barg. —

Weiber, Greise und Kinder hatten den Kapellenweg belebt. Zur Nachmittagsandacht war geringer Zulauf.

Ob nicht mancher der Fehlenden in Reue in sich gegangen wäre, hätte er des neuen Seelenhirten finsteres Antlitz in jähem Zürnen sich verfärben sehen, als dieser, aus der Sakristei tretend, die leeren Bänke maß. Dem Glanz des Himmels war verwehrt, in den dumpfkühlen Betraum zu fluten; des Paters eigne Hand hatte die schützenden Flore über die Fenster gezogen. Nur durch das eine weiße Scheibe tragende Rundloch über dem Altar quoll gedämpft ein gelber Strom herein und hellte die Stelle, wo der Priester, das Antlitz den Andächtigen zugewendet, stand und mit abgemessener Handbewegung das Zeichen des Kreuzes über sie machte. Der in dunkle Kutte Gehüllte ragte wie ein dräuender Schatten vor dem Licht. Das Gewand hing in Falten um die hohe, hagere, noch junge Gestalt. Ein schwarzhaariges Haupt saß auf dem dürren Leib, und in des Priesters Ambrosius fahlem, bartlosem Gesicht war kein Zug priesterlicher Milde. Scharfes Wissen leuchtete von der eckigen Stirn; um die schmalen Lippen war ein Ausdruck, der von mächtigem Willen und mächtigerer Strenge der Gesinnung redete. Die Augen, die tief unter beständig gefalteter Braue ruhten, waren klar und grau und kalten Blickes. Ein Weib in der vordersten Bank schauerte zusammen, als des Segnenden Auge sie traf; es war ihr zumute, als forderte sie der Pfaffe vor unbarmherziges Gericht.

Die Andacht begann. Die Stimme des geistlichen Vorbeters hallte in spröder Härte. Sein Gebet war wie Schelten, so daß zuweilen ein Andächtiger in scheuem Aufschauen nach dem nun im

Kniestuhl Kauernden spähte. Das Herableiern der Rosenkranzformeln scholl lauter und eifriger; die Furcht vor dem Zorn des Hochwürdigen spornte die spärliche Gemeine zu lärmender Frömmigkeit. Als der Mönch das letzte Amen gesprochen hatte, blieben die Häupter in Demut und Einfalt und Furcht geneigt. Da zuckte der dünne Mund des Gestrengen. „Die paar Weiber und Alten zuerst, bald die andern! Ich werde sie wohl zwingen," besagte das stumme, herrische Lachen. Er fuhr mit dem Strohwedel in das geweihte Wasser, das ihm ein in Ehrfurcht zitternder Knabe reichte, und besprengte die Kirchgänger. Mit denen zugleich verließ er die Kapelle.

Auf den Ausgangsstufen hielt er ein Weib an, eine beleibte Alte, die sie im Dorf die fromme Marianne hießen und die den Rest ihrer Tage ein fast ununterbrochenes Betteln vor dem Höchsten zum Heil ihrer Seele sein ließ.

„Sagt mir, seid ihr zu Geschenen immer so lässig zur Rosenkranzzeit?"

Die Marianne erschrak. Sie knickste ein paarmal und stotterte dann:

„Ich? — Herr — ich fehle nie!"

Der Pater verwies:

„Ihr betet für Euch! Aber Eure Sippe? Wenn eine betet, hilft's nicht für alle! Mann und Kinder will ich hier sehen, so gut wie Euch! Richtet meine Worte aus!"

Der Zürnende wandte sich.

„Ich habe weder Mann noch Kinder," stammelte ihm mit rotem Gesicht das alte, ledige Weib nach.

Jener hörte die verlegene Rede nicht mehr. Er war nach der Hütte geschritten, die nahe dem Bethause stand und seine Wohnstatt bildete. Für eine kurze Weile verschwand er in dem braunen, durch nichts von den andern Behausungen sich unterscheidenden Bau. Dann trat er aufs neue auf den lichtüberströmten Pfad, die Lendenschnur fester gegürtet, barhaupt, die Füße in harten Bergsandalen, in der Hand einen Eschenstock. Langsam bog er um das letzte Gebäude des Wasengutes, den Lammkrug des Justus am Wasen.

Das war eine Herberge, deren Name alt und gut war wie das Schild über der Tür, dessen verwittertes Gold die Sonne glänzen machte. Scharen bergfahrenden Volks rasteten in des Justus gastlichen Wänden und waren willkommen, solange die Münzen ihnen noch im Beutel klirrten. Wußte der Wirt am Wasen zu sorgen, daß ihm der eigne Beutel nicht leer blieb, so ging doch kein Unzufriedener von ihm; denn er schenkte gut, bemaß mit seltener Schlauheit jedes Gastes Art und machte danach ihn heimisch im Haus. Ein holperiger Seitenpfad verband dieses mit der Zollbrücke, von welcher aus sich der breite Brettergiebel der Lammhütte und das hohe Aushängeschild einladend und wohl unterscheiden ließen.

Als der Pater Ambrosius in Sinnen versunken der Herberge vorbeigeschritten war und dem nach Abfrutt ansteigenden Pfad sich zuwandte, schallte ein Gruß demütig und vertraulich zugleich in seinem Rücken. Justus, der Wirt, krümmte den langen Buckel und stieg über die Vorstufen herab, dem

zurückblickenden Priester unter Knicksen sich nähernd. Es war verwunderlich, die gelenkige Höflichkeit des plumpen, breitschultrigen Mannes zu sehen. Er hatte seine Tuchkappe von dem grauen Kopf genommen und knüllte sie in den breiten, feisten Händen, während er vor dem Pater stand. Der ließ den scharfen, kühlen Blick auf dem glatten Gesicht mit den Hängebacken und den kleinen schwimmenden Schlitzaugen haften und streifte darauf den gewaltigen, in die dem Bergvolk fremde Talleutetracht gekleideten Leib. Schweigend harrte er des Wirtes Anrede.

„Verstattet mir, dem hochwürdigen Nachbaur einen guten Tag zu wünschen," höfelte Justus, der Züricher, den Unternehmungslust und im Tal erlittenes Mißgeschick vom Gestade der Limmat an den Fuß des heiligen Gotthard verschlagen.

„Ihr seid der Wasenwirt?" fragte der Pater zum Bescheid und fuhr, ohne jenes Antwort abzuwarten, weiter: „Ich habe von Euch gehört und werde dieser Tage ein Wort mit Euch zu reden kommen."

Der Wirt blinzelte. Meinte der Hochwürdige mit der frostigen Ankündigung seines Besuches eine Drohung? Es hatte verlautet, die Aebtissin am Frauenmünster zu Zürich habe der Geistlichkeit Regiment in den Waldstätten ein laues genannt und sich geäußert, sie gedenke Wandel zu schaffen. Sollte dieser Pater Ambrosius ein Gesandter, ein Strafengel der frommen Frauen sein?

Der Wasenwirt verneigte sich abermalen und um ein weniges tiefer noch.

„Zu viel Ehre, hochwürdiger Herr," versetzte er salbungsvoll. Und mit einem breiten, stillen Lachen, das sein Fettgesicht einer Strahlensonne ähneln ließ, fügte er hinzu:

„Weiland Pater Cyprian, Euer Vorgänger, pflegte einen alten feurigen Tropfen, wie er an den Südhängen Livinens gewachsen und nun seit Jahren in meinem Keller ruht, zu rühmen. Noch liegt eine Anzahl der staubigen Fläschlein auf der Hürde, und wenn ich Euch einladen dürfte — — —"

Der Pater unterbrach ihn mit gerunzelter Stirn.

„Ich trinke nicht!"

Er wendete sich scharfen Ruckes und machte Miene, seinen Weg fortzusetzen.

Doch — eine zudringliche Menschensorte, die vom Schenkgewerbe — der Züricher stellte ihn noch einmal.

„Der Weg führt nach Abfrutt, Herr."

„Dorthin meine ich zu gehen."

„Der Pfad ist schlecht, und die Sonne wird keine Stunde mehr über den Salbitspitzen stehen. Es wird ein ungutes Heimgehen, wenn Euch die Nacht überfällt. Zudem — die hinter dem Wald sind nicht — übergastlich."

„Habe ich Euch um Auskunft gefragt?"

Des Paters schmale Unterlippe zuckte in unmerklichem Hohn, doch der frostige Ton ließ den Justus erkennen, daß er entlassen sei. Er setzte zu einem Abschiedsbückling an, allein der Mönch war schon von ihm weggetreten, und mitten im Bücken hielt der Wasenwirt inne. Der Blick, mit dem er dem Pater nachstarrte, war wie der eines lauernden

Tieres. Da jener außer Hörweite war, bewegte er flüsternd die Lippen:

„Hoho! Du redest einen hohen Ton, Mönchlein," raunte er. Und „Vorsicht, Justus," warnte er sich selbst, indem er seinen massigen Leib langsam zum Hause zurückbewegte.

Zweites Kapitel

Die sengende Hitze der Sonnenstrahlen verkühlte langsam. Die Helle lag nun wie Glorienschein über Weg und Hängen, und der Schatten des Vielwaldes wuchs zu Tal. Diesem stieg der Pater Ambrosius entgegen. Der Pfad war hart wie ein Bußweg, seine Sandalen glitten auf dem Geröll aus, und aus dem Boden ragende Felsstücke ließen ihn mehr denn einmal taumeln. Dann schlug er den Stock fester zur Erde, und seine Stirne furchte sich. Ein Groll faßte den Eiferer wider die von Abfrutt, daß sie zu ihren Stätten nicht besseren Zugang schafften. In sich selber nur den Gotteslehrer sehend, sann er: Die also die Welt ausschließen, halten auch das Heil fern! Er beschleunigte die Schritte, als hätte ihn ein Notschrei gerufen. Gesenkten Hauptes erstieg er die Vielhöhe. Sein Blick traf dort das dem Sturze nahe Kreuz; beinahe hätte des Hochgewachsenen Stirn ans morsche Holz geschlagen. Nun blieb er stehen. Die Finger seiner Linken krampften sich zur Faust, jähe Glut färbte sekundenlang das hagere Gesicht. Er beugte das Knie und betete, als trüge er die Schuld, daß das Bildnis nicht besser behütet worden. Ein Sturm war in ihm, als er sich erhob. Stimmen redeten in seiner Brust. „Eine Schar Abtrünniger gehst du finden! Sie vergraben sich hinter den Wäldern, an ihren Wegen fault das Bild des Heiligen! Geh und strafe!"

Der Wald nahm den Zornerfüllten auf.

Der Baumtempel stand in schweigender Schönheit und Größe über ihm. Das finstere Gezweig der stillen Tannen wölbte sich wie eine Wehr wider das Licht. Aber es drang doch manchmal ein Goldblitz in die grüne Dämmerung. Wo der traf, leuchtete das Dornzeug und das Laubgebüsch, und einzelne späte weiße Waldblüten schimmerten wie Lichtlein, die eine grüne Höhle hellten. Einmal — ein schwarzgrauer Felsblock lag mitten im Gestrüpp — war zur Rechten des Weges ein Geräusch, das wie Stammeln eines Kindes in die große Ruhe klang. Ein kristallener Wasserstreifen zog sich vom Block bis nahe an den Weg. Doch versickerte der Quell, und das Rinnen der Tropfen war wie Menschenlaute. Ambrosius schritt vorüber, ohne aufzusehen. Seine Finger hielten den Rosenkranz, und er hörte nicht auf, Gebet um Gebet zu murmeln. Die Strenge wich nicht aus seinem Gesicht bei der Zwiesprache mit dem Höchsten. Erst, als ein blendender Glanz durch den sich lichtenden Wald drang und voll in sein Gesicht flammte, hob er das Haupt. Und just da rührten unsonntägliche Laute sein Ohr. Sie kamen irgendwo vom Waldrand. Rufe und Gelächter, Jauchzen und Singen! Das schrille, in regelmäßigem Takt gehaltene Spiel eines Pfeifers übertönte zuweilen die Menschenstimmen. Der Pater erbleichte. Die Musik war ihm wie Hohn. Hastig trat er unter den letzten Stämmen hervor. Da erblickte er die erste Hütte von Abfrutt. Er umging die niedere, vor deren kleinen viereckigen Bleifenstern auf schmalen Gesimsen blühendes Gewächs gezogen wurde. Der

fremdartige Schmuck entging selbst dem Auge des Hastigen nicht. Die Blüten, wie sie die Talleute pflegten, verirrten sich sonst nicht in das winterschlimme Hochgebirg. Eine Neugierde kam ihn an, wer der Hütte Herr sei. Als er die freie Matte gewann und die Türseite der Hausung erblickte, war die gebräunte wie ausgestorben. Kein Laut ging im Innern, und doch stand die Türe weit offen.

Aber vom Hof auf dem Waldhügel, den er erst jetzt gewahrte, scholl das Lärmen festjubelnden Volkes und der Pfeife Schrillen lauter und lauter.

Der Mönch verweilte lauschend. Er erblickte den schmalen Zuweg zu der Statt, wo sie festeten und des Herrn Tag entheiligten. Ueber die Tannen hin, die am Hügel ragten, waren die geöffneten Balken und Scheiben und durch die Luken im Reigen sich wiegende Gestalten wohl erkennbar. Eben wollte der Benediktiner den Aufpfad gewinnen, da gewahrte er unfern der niederen Hütte, die den Bluftschmuck trug, die Gestalt einer Dirne, die sich an einen der Steinbrocken lehnte, wie sie überall die Hänge deckten, durch die Gewalthand der Zeit von den Bergen herabgeschmettert. Die Dirne hielt die Ellbogen der nackten Arme auf den Stein gestützt und starrte durch das Tannengeäst nach dem oberen Hof. Eine große Ruhe lag über dem kraftvollen, anmutigen Gesicht. Die Augen, die zur Stunde einen sinnenden Blick hatten, waren groß, von graublauer Färbung und klarem, eine Seele ohne Falsch verratendem Schein. Sie lagen tief unter vorspringender weißer Stirn, von der das schlichte, blonde, am Hinterkopfe geknotete Haar straff unter

die schwarze Haube zurückgestrichen war. Die voll entwickelte, kräftige Gestalt ließ erkennen, daß dem jungen Weibe an das Jahr des zwanzigsten Sommers sich manches gereiht hatte, so daß die Grenze der ersten Jugend nahe erreicht war. Jahre und Arbeit hatten ihre Glieder gestählt und gedunkelt; die vollen Arme waren gebräunt, die ineinander gelegten Hände rauh und hart. Schon das ärmliche Gewand verriet, daß die Dirne um ihr tägliches Brot stritt und schaffte. Ein grobes Linnenhemd schaute, Hals und Brust verhüllend, aus dem schwarzen Mieder. Der dunkelfarbige Rock reichte bis an die Knöchel der nackten Füße, die in schweren Holzsandalen staken. Kein Band und kein Gehäng schmückte die Gewandung.

So versunken war das Weib in die sein Ohr treffenden Laute, daß ein Schauer des Erschreckens es durchrieselte, als der Benediktiner, über die Matte nahend, es erreichte.

„Gelobt sei Maria," grüßte der Mönch.

Die Dirne richtete sich empor und antwortete: „In Ewigkeit, Amen!"

Sie maß staunenden Blickes des Kuttenträgers strenges Antlitz.

„Was soll das Johlen?" fragte der Grollende.

Ein ruhiges Lächeln teilte die Lippen der andern.

„Sie feiern einen Jahrtag. Es jährt sich wieder, daß der Richter sein Weib genommen. Er hat alles junge Volk geladen."

„Weshalb bist **du** denn nicht dort?" kam dem Hochwürdigen unwillkürlich die Frage über die Lippen.

Da streifte ihn wieder der stille Blick der Dirne, und sie gab Bescheid:

„Weil mich nicht hin verlangt hat, Herr."

Er maß sie durchbohrend. Dann fragte er: „Wie heißest du?"

„Cille bin ich getauft. Meinen Vater nannten sie den Adel [1]) an der Matt... Doch er ist tot. — Aber Ihr seid wohl nicht gekommen, nach mir und meiner Sippe zu fragen. Was führte Euch also von der Straße ab? Seid Ihr irr gegangen? Wenn Ihr müde seid, mögt Ihr rasten. Meine Hütte ist leer. Auch vermag ich Euch eine Schale voll Milch zu bieten, wenn Euch dürstet."

Die Ladung war in kurzem Tone gesprochen. Eine fast stolze Zurückhaltung war im Wesen der armen Dirne, die die dem Volke eigne Demut vor dem priesterlichen Gewande völlig verwischte.

Der Mönch richtete sich auf. Er gedachte sie Unterwürfigkeit zu lehren.

„Mich sendet die Aebtissin vom Frauenmünster zu Zürich," sagte er scharf.

„Die kenne ich nicht," darauf die Dirne.

„Ich bin gekommen, euch hierzulande zu prüfen und je nach Gebühr zu stärken oder zu strafen."

Die Worte fielen gewichtig, aber sein Auge schaute kalt auf das Weib, als brenne nicht das Feuer der Erregung in seiner Brust. Fast unfreundlich sprach sie dagegen:

„Wenn ich Euch raten soll, geht wieder dahin, von wannen Ihr gekommen seid. Zu Abfrutt straft nur einer, den die Männer erwählt haben, zurzeit der Hofer dort —" sie wies nach der Hügelhütte.

---

[1]) Adelrich.

— „Eines Fremden Stimme hat am Ort nicht Geltung.“

Der Pater beachtete ihre Worte kaum.

„Vielleicht tat es not, daß ich kam,“ murmelte er und ging hinweg.

Sie starrte ihm nach, bis er unter den Bäumen am Hügel verschwand. Er hatte nicht gedroht, aber eine geheime Bangigkeit faßte doch das junge Weib. Seine leise, scharfe Rede hatte sie wie das Zürnen eines Mächtigen bedrückt; und es wollte ihr scheinen, als sei mit dem Mann der Kirche alles, doch nicht der Friede zum Orte gekommen.

Der Pater Ambrosius war durch die gelichteten Tannenreihen am Hügel emporgestiegen. Als er die Höhe erreicht hatte, stand er am Hofe des Richters. Droben im Wohngemach schwieg die Pfeife, aber die Stimmen schollen lauter. Es schien, als würden zinnerne Becher aneinander gestoßen. Der Name des Hofers wurde laut; dann brach ein Lärm aus. Sie tranken das Glück der Festenden. Der Pater stieß mit rascher Faust die schwere Tür zurück. Der Flur und die steile Treppe, die zur Stube der Lauten führten, waren leer. Der Mönch erreichte den Eingang der niederen Stube. Niemand hatte ihn kommen sehen. So kam es, daß eine Stille des Erstaunens jäh die laute Fröhlichkeit ablöste, als Ambrosius auf die Schwelle trat.

Der Raum war jeden Gerätes bar, die Bänke ausgenommen, die an den Wänden liefen. Grünes Reisig schmückte Decke und Getäfel. Hier und dort leuchtete einer späten Bergrose helles Rot aus dem Dunkel der Zweige; sie mochten auf das

Fest des Hofers von unter den Firnen geholt worden sein.

In der Stube drängte sich die Menge des Volkes, junge Burschen und Dirnen, die vom Reigen rasteten. Gelächter und Scherzen! Glutrote Wangen und blitzende Augen! Zinnerne Krüge, gefüllt mit dem schweren welschen Wein, gingen von Hand zu Hand. Becher wurden gefüllt, und keine Lippe verschmähte den Trank. Einige waren, die ihn zu wenig verschmähten.

An einer der Wände saß ein junges, bleichwangiges Weib mit großen, dunkeln, herausfordernden Augen. Sie war in fast fürnehmes Gewand gekleidet. Das Mieder war von gewirkter Seide, aus feinem Wollwerk der Rock, ein schimmerndes Busentuch verbarg das schneeige Weiß des Hemdlinnens. Wie die Kleidhülle war ihre Gestalt zart und unbäurisch. Dichtes braunes Haar, in schweren Zöpfen um den Kopf gelegt, hob noch die Weiße des Gesichtes, das schön erschien, weil in den feinen Linien eine ewig wechselnde Unruhe war, die zu staunen gab. Das Antlitz lebte, als ginge fortwährend der Flackerschein eines Feuers darüber. Wie die Augen nicht ruhig zu blicken vermochten, wurden die leicht aufgeworfenen Lippen des breiten Mundes eines halblauten Gekichers und Geflüsters nicht müde. Faustine, das Weib des Hofers, war eine Livinerin. Lange war sie denen von Abfrutt eine Fremde gewesen, heute aber, da sie den sechsten Jahrtag ihrer Ehe und das Tauffest ihres Erstgeborenen mit ihr begingen, verstand sie mit ihrer jähen Ausgelassenheit jede Scheu der andern zu

ersticken. Ein um das andre Mal hob sie den Becher und brachte ihn an die vollen Lippen. Jeder Zug hieß ein „Zum Wohl" den allem Fremden Mißtrauenden; und dieses Mißtrauen offen belachend, dämpfte und besiegte sie es.

Gallus, der Hofer, sah es und wußte nicht, empfand er Freude, daß seine Genossin Stand im heimischen Boden gewann. War es, so verbitterte ihm ein Mißmut das frohe Gefühl. Er schämte sich der Ausgelassenen. Zweimal schon hatte er ihr, die Stirn in Falten gelegt, harten Griffes den Becher entwunden. Er stand wie ein Wächter neben ihr. Seine Miene war ernst und streng. Sie war es immer, sonst möchte sie die Freude der Feiernden gestört haben. Dreißig Jahre lagen hinter dem Bauern. Sie hatten seinen mächtigen Leib gestählt wider alle äußere Unbill, das derb geschnittene, von kurzem braunem Bart umrahmte Gesicht gedunkelt wie das eines Südländers und seine Seele gefestet, so daß Gallus der Hort und Lenker nicht nur seiner eignen Sippe, sondern derer von Abfrutt insgesamt geworden war. Der Hofer war nicht reich, aber er war reicher denn die meisten Heimgenossen, deren Schweiß rinnen mußte, wollten sie essen. Er dachte nicht weiter und hatte nicht mehr Klugheit, noch meinte er sie zu haben, denn die, die mit ihm hinter dem Vielwald hausten. Aber sein Leib war ein Gehäuse unbändiger Kraft, und ein Wille war sein, der die Leibesstärke überwand. Darum hörten die von Abfrutt auf des jungen Mannes Stimme.

Seine Stimme scholl jetzt, da der Festlärm stockte, durch das Nahesein des fremden Mönches gehemmt,

der, die hageren Arme verschränkt, vom Ausgang die Menge mit Blicken maß, in denen der Zorn flackerte.

„Noch ein Gast," sagte der Gallus, und sich der Tür nähernd, lud er den Priester mit einfachen Worten zum Fest.

Dieser wehrte ihn mit einer Armbewegung zurück.

„Was soll mir der Hohn?" fragte er in Lauten, die scharf und verständlich in jede Ecke des Raumes drangen. „Lädt man einen Diener Gottes, daß er des Herrgotts spotte? Ich bin gekommen, dem Gelage und dem Reigentanz ein Ende zu bieten, daß die Sünde nicht weiter getrieben werde, mit der ihr des Herrn Tag verunglimpft!"

Ein Murren folgte der Rede. Das junge Volk umdrängte den Gallus, der, als ob er die Worte überdenke, zu Boden sah.

„Was will der fremde Pfaffe?" scholl eine Stimme.

Der es gerufen hatte, trat nicht aus den Reihen, aber in der Haltung des Haufens lag wenig Ehrerbietung vor dem geistlichen Freudenstörer.

Da erhob sich eine sonderbare Gestalt von der Wandbank der einen, schon dämmerigen Ecke. Es war ein greiser Geselle, der die grobe Tracht der Bauern trug und doch weder Knecht noch Bauer zu sein schien. Hohe, rauhe Strümpfe verdeckten ihm Bein und Knie, die bei den übrigen nackt waren. Hose und Kattunjacke waren von dunklerem Stoff als bei den andern. Auch hing ihm an dünner, wertloser Kette ein schwarzgebeiztes hölzernes Kreuz auf die eingesunkene Brust. Das Haupt, von dem

das Haar in langen Strähnen auf die Schultern wallte, war vornübergebeugt. Die Last endloser Jahre drückte den hageren Nacken. Der Alte stützte sich auf einen rohen Stock, den er in dünner, leise zitternder Hand hielt. Das Gesicht, das gerade jetzt einen Zug von Aengstlichkeit an sich trug, hatte er dem Mönche zugewendet. Ueber den von tausend Falten durchfurchten Zügen lag eine große Milde und der Friede eines Menschen, der Wünsche und Begierden von sich geworfen, weil diese unnützer Ballast sind, wenn das Sterben nahe ist. Der Alte fand eine Gasse für sich in der Schar der an die Tür Gedrängten. Er tat ein paar langsame Schritte und stellte sich neben den Hofer.

„Ich bin der Kaplan von Abfrutt," sagte er mit nicht mehr lauter, demütiger Stimme zu dem Benediktiner, der das Haupt in den Nacken geworfen hatte und furchtlos die Zornblicke der Bauern erwiderte.

Dieser wiederholte höhnisch:

„Ihr — der Kaplan von Abfrutt, in Jacke und Kurzhose, in Gesellschaft von Schlemmern, als gehörte es sich so!"

„Das Kleid ist zerrissen mit den Jahren, das Herz ist fromm geblieben," gab ruhig lächelnd und gefaßter der Greis zurück. „Daß diese heute feiern, — was wäre Böses dabei! Sie baten. Ich habe es gestattet. Morgen arbeiten sie wieder. Kein Gott kann das Sünde heißen."

„Kennt Ihr die Gebote Roms nicht besser?" fuhr der Mönch auf. „Ihr seid kein Priester mehr! Wie soll ein verwildeter Bauer über diese wachen!"

Als er mit der Hand im Kreise deutete, erhob sich ein Geschrei:

„Was will der Narr? Jagt ihn fort! Was stört er das Fest!"

Der Gallus überwand mit hallender Stimme den Lärm.

„Was besagen die Gesetze des Heiligen Vaters?" fragte er danach ruhig den Alten.

Die Wangen des Kaplans färbten sich unmerklich. Dann gab er bescheiden zu:

„Es ist, wie er sagt. Sie verbieten Reigen und Gelage am Sonntag."

Der Bauer wendete das Gesicht seinen Gästen zu. Die Spur eines Lächelns war auf seinen Lippen. Er sagte gelassen:

„Den Gesetzen der Kirche muß Genüge sein. Was das Jungvolk an Reigenlust versäumt, ist zu gelegenerer Stunde nachzuholen. Ich lade euch zu Tische, ist doch — ich müßte mich denn irren — nicht Fasttag heute. Und nach dem Mahl mag das Fest beendet sein in Ehren und nach Gebot. Genügt Euch das, Hochwürdiger," fuhr er, zu Ambrosius gewandt, fort, „so seid auch Ihr gebeten. Es findet sich eine Stabelle für Euch, und Speise und Trank wird Euch willig geboten. Nehmt an, Herr!"

Der Mönch wollte antworten, doch des Hofers Weib hatte sich vor ihren Genossen gedrängt. Sie hielt den gefüllten Becher in den Händen und hob ihn, um ihn dem Benediktiner zu kredenzen.

„Warum das Fest abbrechen! Feiert mit, Hochwürdiger! Geht Ihr das ganze Jahr in schlottern-

dem Trauergewand umher, warum sollt Ihr nicht an einem Tag ein Mensch sein wie die andern. Trinkt! Das wird Euch jung machen und fröhlich. Und morgen mögt Ihr uns und Euch selbst eine Strafpredigt halten, daß Eure Kirchenobersten selber ihre Freude daran hätten."

Sie würde weitergesprochen haben. Doch der Hofer faßte ihr Handgelenk und führte sie zur Bank. Sein Gesicht hatte sich verfinstert; es war ihm nicht entgangen, wie der Pater wie in Abscheu sich von seinem Weibe gewandt hatte.

„Laßt uns die Tische stellen," mahnte er laut und war der erste im Flur, Hand an eines der schweren Gestelle zu legen. Die Geladenen gehorchten unfroh, aber willig.

Während sie dermaßen in Flur und Stube hantierten, hatte sich der greise Kaplan dem Benediktiner genähert.

„Kann ich Euch Obdach bieten für die Nacht?" fragte er.

Ambrosius maß ihn unfreundlichen Blickes.

„Lieber schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und suchte den Weg nach Geschenen. Aber es läßt mich nicht fort. Ich habe zu rechten mit Euch, so mögt Ihr mir zu Eurer Hütte folgen."

Sein Ton war selbstbewußt, fast herrisch. Der Weißhaarige beugte den gekrümmten Nacken noch tiefer und gehorchte schweigend. Er holte seinen schwarzen, grobfilzigen Hut von seinem Platze. Dann folgte er dem voranschreitenden Mönche ohne ein Wort zu den seinen Weggang mit Verwunderung sehenden Bauern.

Im Flure schaute sich Ambrosius nach dem Alten um.

„Wie nennt Ihr Euch?“ fragte er.

Und der Greis erschrak beinahe und stotterte:

„Mein Name? — Sie nennen mich ‚Herr‘ hier und ‚Kaplan‘ — aber einen Namen — ich hatte einen — und fast hätte ich ihn vergessen. Ich war einmal — im Kloster zu Seedorf hieß ich Pater Martinus!“

Das war alles, was sie auf dem Weg zur Hütte redeten. —

In der Stube des Gallus ging indessen ein Fragen und war ein Hin-und-wieder-Raten, was den Mönch hinter den Vielwald geführt haben möchte.

Drittes Kapitel

Die Hütte des Martinus erhob sich der Kapelle schrägüber zwischen Weg und Alpbach. Sie stand an grünem Hang. Die auf der Wegseite befindliche alte Eingangspforte führte zu einem dunkeln Flur und zu den Wohnräumen, die nach dem Bache schauten. Der eine der letzteren, ein kahlwändiges Schlafgemach, enthielt als einziges Gerät des alten Mannes Lagerstatt, die andre, geräumigere Kammer barg den rohhölzernen Tisch, Stabellen, Truhe und Betstuhl.

Eine trauliche Helle war in dem niedrigen Raum, dahinein Martinus den Mönch geführt hatte. Der breite, weißleuchtende Firn des Damma sandte einen Widerschein in das Gemach und hielt den Tag länger darin zurück als in den übrigen Hütten. Die Bleirahmen der Fenster trugen klare Scheibchen, eine fleißige Hand verratend, die sie rein hielt. Derselben Hand fürsorgliches Walten ließ sich im ganzen Raum erkennen. Sauberer Sand bedeckte den Fußboden. Das Getäfel der Wände war blank gescheuert und Tische wie Stabellen reingefegt. Die dunkelgebeizte geschnitzte Truhe, die an der Rückwand stand, verriet ihren Inhalt nicht; ein offenes Gestell aber aus rohem Holz, am Täfelwerk befestigt, trug allerlei Töpfe und sonstiges Gerät, wie die Heilkünstler im Tale, die die Leute von Gebresten oder zum Tode bringen, sie brauchten.

Auf diesem Wandbrett war auch ein Fläschlein dunkeln Tintensaftes sorgfältig geborgen, und eine Anzahl Gänsekiele lag daneben, die zu gebrauchen denen von Abfrutt eine unmenschlich schwere Kunst dünken wollte.

Die durchdringenden Blicke des fremden Mönches hatten jeden Winkel des Gemaches durchforscht, als Martinus ihm Einlaß und Sitz geboten hatte. Ohne ein Zeichen der Befriedigung hatten sie das Kruzifix gestreift und das Becken heiligen Wassers, die an den Türpfosten sich fanden, Zeugen, daß des Alten Gemach das eines Gottesfürchtigen sei. Lang und wie in Unmut waren sie auf dem Wandgestell haften geblieben. Aber noch tat Ambrosius keine Frage. Er wachte über dem Hinundherschreiten des Weißhaarigen, der ihm Speise und Trank zugesagt und zur Ehre seines Gastes sein Bestes herbeitrug. Der Stock hallte jetzt auf den Brettern des Küchengelasses. Eine junge Stimme mischte sich dort mit den tiefen Lauten des Greises. Darauf brachte eine schlanke, blutjunge Dirne eine Schüssel saurer Milch und stellte sie mit einem scheuen: „Der Herregott gesegne es!" vor den Gast.

Der Alte war hinter ihr hereingetreten und hatte sich neben dem Mönch am Tische niedergelassen.

„Wollet mit Gunst meine arme Mahlzeit nicht verschmähen," lud er ein.

Der Mönch ergriff den zinnernen Löffel, doch als abermals die Dirne erschien, ein hartes Brot vor die Hungernden zu legen, maß er sie, des Essens scheinbar vergessend, so befremdeten Blickes, daß Martinus zu erklären nötig fand:

„Barbara, das Kind des Bannvogts, sorgt mir für Herd und Haus, seit meine Arme zu schwach geworden sind, die Hütte im Stand zu halten.“

Ambrosius gab keine Antwort. Er musterte noch immer die Magd, die wohlgewachsenen Leibes und lieblichen Antlitzes war. Dunkles Haar umwand in Flechten ihr Haupt, und hier und dort fiel eine Ringellocke in das runde, rotblühende Gesicht. Lange, aus Scheu vor dem Gaste gesenkte Wimpern schatteten die dunkeln Augen, aber die Lippen umzuckte ein ewiger Schalk und strafte die züchtig niedergeschlagenen Lider Lügen.

Erst als Barbara das Gemach verlassen hatte, begegnete Ambrosius den Blicken des Kaplans. Seine Stimme klang hart und gemessen, als er nun anhob:

„Eure Augen sind trüb und Eure Knochen morsch. In Euern Adern versiegt der Blutstrom. Wäret Ihr um zehn Jahre nur jünger, so müßte ich Euch warnen, daß Ihr der Versuchung in Weibsgestalt die Hütte offen haltet!“

Der Kaplan faltete die dürren Finger auf dem Tische vor sich. Die Jahre hatten ihm die Streitbarkeit genommen; er war anzusehen wie die lebendige Versöhnung.

„Ihr denkt und redet strenge. Habt Ihr so Schlimmes gesehen und erfahren, daß Ihr nach solchem Maße messet? Wäre ich um fünfzig Jahre jünger, und das Kind des Bannwarts hielte mir haus, Gott dürfte zur Tag- und Nachtzeit in meine Hütte schauen.“

„Eitelkeit und Lauheit! Das sind die Priester-

gebresten, die die Aebtissin meinte, da sie uns aussandte, die Lässigen zur Strenge zu mahnen. Ihr prahlt mit Eurer Festigkeit und duldet die Sünde in Eurer Nähe, bis sie Euch jählings umgarnt. Ich kenne Eure Art, Alter! Ihr seid von zu weichem Holz geschnitzt, als daß Ihr die Menge und Euch selber im Zaume hieltet! Und weil Eure Hand zu schwach ist, zuzuschlagen, wo Eure Augen das Laster finden, schließt Ihr die schläfrigen Gucker und stammelt: Wir sehen nichts Schlimmes!"

Der Kaplan lauschte der erregungslosen Rede des Mönches. Ein Unbehagen war in seinen Furchenzügen.

„So hat Euch eine fromme Frau gesandt? Ihr habt mir bisher verschwiegen, was Euch hinter den verlorenen Wald geführt hat."

Ambrosius zog eine Schrift aus der Kutte und entrollte das Pergament, daran der Aebtissin vom Frauenmünster schweres Sigill hing. Mit lauter Stimme verlas er das Kund-und-zu-wissen, daß Ambrosius, der Benediktiner, über die Kaplaneien zu Wassen, Geschenen und Abfrutt gesetzt sei, auf daß er daselbst rate, tate und richte im Namen der Kirche, ohngeachtet der dermaligen Amtspriester und erstmalen für die Dauer eines Zwölfmonds.

Martinus beugte den Nacken.

„Es wäre der gewundenen Sentenzen kurzer Sinn, daß nunmehr Ihr Herr seid am Ort! Befehlt und ich verlasse die Hütte und höre auf, Priester dieser Gemeine zu sein."

„Nicht doch! Ihr behaltet Amt und Hausung. Nur Euch selber werdet Ihr ändern müssen!"

Martinus fuhr sich mechanisch mit der Hand über den weißen Scheitel.

„Achtzig Jahre lang, Herr," sagte er, „war ich, was ich jetzt bin; nun ist es zu spät, mich zu ändern!"

In dem Mönche erwachte der Eiferer. Heimlicher Zorn ob des Alten Gleichmut wallte in seiner Brust, aber sein Gesicht blieb ruhig. Er griff zum Löffel und sprach der Speise zu; so sehr hatte er sich in der Gewalt.

„Ihr werdet Euch ändern müssen." wiederholte er, seinen Löffel in die Suppe tauchend, als gälte es ein alltägliches Gespräch und läge nicht eine Drohung in seiner Rede.

Dem Greise war das Essen vergangen.

„Was fordert Ihr?" klang seine Frage.

„Zweierlei nur zur Stunde! Zum ersten: legt das unwürdige Gewand ab, hüllt den Leib in die Tracht, die die Kirche fordert! Zum zweiten: büßt den Bauern, in dessen Haus des Herrn Tag entweiht wurde!"

Martinus richtete seine fast in den Höhlen verschwundenen, von dichten weißen Brauen überschatteten Augen fest auf den Gesandten der Aebtissin und sagte:

„Sie messen zu Abfrutt ihren Kaplan nach dem Herzen, nach Tat und Rede, nicht aber nach dem Gewand. Jahre vergehen, ehe vom Ort einer zu Markt fährt, und wenn einer fuhr, so hatte ich nichts, womit ich eine Kutte bezahlt hätte. Dieses Kleid und die Speise, die ich zum Leben bedarf, das ist alles, was ich mit gutem Gewissen meinem

Volk abnehmen durfte. — Was Ihr zum zweiten fordert, daß ich den Gallus strafe, den Hofer, das kann nicht geschehen. Zu Abfrutt ist nur einem die Macht gegeben, zu strafen — ihm selbst!"

Der Mönch ließ wie im Spiel die Hand auf die Tischplatte fallen, aber das Holz dröhnte unter dem Schlag.

„Seid Ihr zur Puppe der Bauern geworden?" sagte er mit höhnisch verzogenem Mund. „Habt Ihr vergessen, daß die höchste Macht der Kirche zusteht? Ihr habt Euch die Gewalt entwinden lassen. Ich fürchte, man wird Euch nicht rühmen darum. Unsre Oberen dulden vieles an ihren Getreuen — Schwäche ist ihnen zum Abscheu."

Die Rede verwirrte Martinus. Er fühlte, daß er sich Blöße um Blöße gab, und wußte sich nicht zu verstellen.

„Jener — der Gallus — ist der Richter am Ort; sein ist die Strenge. Ich bin der Helfer und habe mir zur Waffe die Minne genommen; so verstand ich mein Amt, Herr!"

„Auch in die Kutte verirrt sich zuweilen ein Schwärmer," spottete der andre. „Doch Scherz beiseite und zur Sache. — Den Hofer büße ich. Ich schaffe Euch geistlich Gewand, und Ihr werdet es tragen! Und Ihr werdet streng werden, Alter, denn meine Lehre wird gut sein! Ein Jahr ist eine lange Spanne Zeit, um zu lernen."

Martinus schüttelte langsam den Kopf.

„Laßt Euch warnen, Herr! Dieses Volk sträubt sich gegen alles Neue und Fremde. Der Vielwald ist die Mauer, die es von der Welt scheidet. Diesen

Wall erklomm die Gewalt nicht, als im Tal der Zwingherr schaltete; viel weniger mag jetzt Strenge und Zwang Eingang finden. Wenn Ihr den Stein aus unsern Felsen brechen wollt, findet Ihr ihn so hart, daß das Eisen mit jedem Schlag sich daran stumpft. So der Sinn der Männer von Abfrutt! Wenn er sich verhärtet, bricht ihn kein Schlag."

„Ohnmächtige Fäuste, zages Herz, schläfrig gewordene Schlauheit! Das sind der späten Jahre Anzeichen! Ihr könnt sie nicht verhehlen, Kaplan! Laßt Euch gesagt sein, daß ich um mein Werk nicht Sorge trage. Wie die Risse in den Felsen klaffen, wo das Eisen anzusetzen ist, so hat dieses Volk der Hartköpfe seine Blößen, darein ich meine Waffe tauchen werde. Wartet ab so lange."

Martinus wagte noch einmal die Widerrede.

„Was kümmern Euch das verlorene Tal, der Haufen Männer und Weiber? Es ist lange ein guter Friede gewesen zu Abfrutt; nun Ihr ihn bessern wollt, wird Krieg werden!"

„Dem Heil darf keine Hütte verschlossen bleiben."

Die Worte schlossen dem Weißhaarigen den Mund. Er kauerte in sich zusammen, und das schwache Feuer der Augen, das, solange er stritt, erglommen war, erlosch wie der Glanz verblassender Sterne.

Pater Ambrosius hatte die Mahlzeit beendet. Er erhob sich und schritt hin und wieder im Gemach, zuweilen mit halb spöttischem, halb zornigem Blick den Gebrechlichen streifend.

„Ich werde zu Abfrutt Predigt halten binnen vier Tagen, von heute an gezählt," sagte er einmal.

Martinus nickte, obwohl er kaum des andern Rede verstanden. Der setzte seine Wanderung fort, den hageren Leib nach vorn gebeugt, daß der Kopf nicht wider die niederen Dielenbalken fahre.

Indessen erlosch über den westlichen Bergen der letzte Lichtglanz, und im Gemach der beiden wuchs die Dämmerung.

„Es wird Nacht," sagte Ambrosius, als ob er den Alten wecken wollte. Er war unter dem hölzernen Kruzifix am Ausgang stehengeblieben und verschränkte die Arme, des Kaplans Antwort erwartend.

Der hätte auch jetzt kaum gehört, so war er in brütendes Sinnen versunken. Aber vom Küchengelaß kam ein Geräusch wie der Fall eines Körpers. Ein Lärm von fallendem und brechendem Ton folgte darauf, und ein Kichern hob an, das vor einer in Groll lauter werdenden Männerstimme plötzlich wieder verstummte.

Die Wangen des Benediktiners färbte ein leises Rot.

„Gastet noch ander Volk bei Euch?" fragte er. Dann, als Martinus das Haupt verneinend schüttelte, trat er in den Flur und schritt dem Klang der Stimme nach, als sei die Hütte sein Eigen.

Der Kaplan war emporgefahren und folgte dem Rücksichtslosen. Sie betraten hintereinander die Küche, in welche zur Rechten der Haustür eine an den Pfosten rauchschwarze Oeffnung führte.

Der Raum war düster und voll Dampf, dem Lichte beinahe verschlossen, das einzig durch eine schmale Mauerritze Einlaß fand. Der Schein des

offenen Herdfeuers, über dem ein Wasserkessel stoßweise den Dampf ausatmete, hellte jedoch die Winkel und spielte in Blitzen an den geschwärzten Balken der Diele und der Wände. Das verräterische Leuchten wies den Eintretenden die Scherben, die auf den Brettern des Bodens zerstreut lagen, und verbarg die Breispuren nicht, die sich weit über die tannenen Bohlen hinzeichneten. Barbara, die Magd, stand inmitten des Gelasses und hielt die Augen in Zerknirschung zu Boden geschlagen. In ihren Wangen flammte ein so dunkles Rot der Erregung, daß es schier unglaubhaft war, es entspringe dasselbe einzig dem Schrecken um den zerfahrenen Breitopf. Und als die Schlaue mit Verzeihung erbittenden Worten, in halbem Schluchzen sich an Martinus wandte, ging unter den gesenkten Lidern ein flinker Blick zur Seite, wo die baufällige Tür weit offen und gegen die Innenwand zurückgezogen war. Beinahe wäre da der Dirne ein Schrei entfahren. Zwei nackte Füße standen unter der Türe. Deutlich schienen sie aus dem Schatten des braunen Holzes, das wohl den Leib des Versteckten barg, doch nicht zu Boden reichte, um ihn ganz dem Auge zu hehlen.

In demselben Augenblick hatte Ambrosius flüchtigen Schauens die Stelle mit den Blicken gestreift. Er zog das Türbrett gegen sich. Ein trockenes Lachen fiel mißtönend von seinen schmalen Lippen. Hinter der Tür war ein junger Geselle hervorgetreten.

„Was sagt Ihr, Martinus? Der Geselle schleicht sich zu seiner Dirne in das Gebälk des Kaplans. Welche Ehrfurcht vor Eurer Würde, Bruder!"

Der Greis war vor den Jüngling getreten. Er redete den Blonden, Keckäugigen, dem auf voller Lippe just der erste Flaum sproß, vorwurfsvoll an:

„Habe ich dir nicht verboten, der Dirne nachzugehen? Was dringst du —"

Ambrosius unterbrach ihn mit heftiger Rede.

„Geiler Knabe, lerne beten und schaffen, bis du reif bist, das Auge nach Weibern zu wenden. Wie erfrechst du dich, deine Lüste in diese Hütte zu tragen! Ich werde dich kühlen, Gesell!"

Der Bursche, der Knechtsgewand trug, warf den Blondkopf zurück. Es hatte geschienen, als wolle er Abbitte leisten, als Martinus gesprochen hatte, doch nach den Scheltworten des Benediktiners blitzte sein Auge, und das Blut schoß ihm dunkel zu Häupten.

„Was will der fremde Pfaff hier oben bei uns?" knurrte er nach dem Seelsorger von Abfrutt hinüber. Und zu Ambrosius sich wendend, polterte er: „Die Dirne und ich, wir sind einander gut in rechtschaffenem Gutsein! Da drein hat niemand zu reden! Wer aber sein Maul ungefragt hineinhängt, den möchte es leicht gereuen!"

Er tat einen Schritt gegen den Fremden; seine Fäuste waren geballt. Der Mönch stand aufrecht und sah ihm fest in das zornige Antlitz. Ein eisiges Lächeln lag in den Winkeln des eingekniffenen Mundes, und aus seinem Blick sprach eine solche Welt von Unbarmherzigkeit und Härte, daß dem Bauern eine sonderbare Angst die Kehle verschnürte. Seine Hitze schien plötzlich gekühlt. Er spielte mit

seinem braunen Hirtenhemd und suchte scheuen Blicks die Tür.

„Ich gehe jetzt schon, und —"

In der Verlegenheit hätte er beinahe ein kaum zu haltendes Versprechen gegeben. Dann aber vollendete er mit neu erwachendem Trotz:

„Daß der Dirne nichts zuleide geschieht, weil ich mich eingeschlichen habe. Sie hat nicht um mein Kommen gewußt! Ich allein bin schuldig. Also laßt sie in Frieden! Oder sie ist am längsten im Kaplanhaus gewesen!"

Mit dieser Rede hatte er sich dem Ausgang genähert. Nun schlüpfte er hinaus wie einer, der froh ist, einem Käfig zu entkommen.

Aber die Barbara, die sich all die Zeit nicht von der Stelle gerührt hatte, haschte die Hand des Kaplans und flüsterte bittend:

„Verzeihet, Herr! Ihr wisset, daß wir zusammen erwuchsen, der Urban und ich."

Martinus antwortete mit verstohlenem Händedruck, aber sein Gesicht blieb ernst; des Mönches Blick war auf ihm. Und dieser sagte, für die Dirne gemeint:

„Es wird mit dir gerechtet, sei gewiß!"

Dann, als er mit Martinus in das Wohngemach zurückgekehrt war, kreuzte er die Arme und schalt:

„Ich sehe wenig Gutes an dieser Eurer Gemeine."

„Darum, daß Euch der Knabe trotzte? Ich sagte Euch zuvor, daß dieses Volk nicht lenksam sei. Und Ihr seht zu schwarz. Was sich wie eine

Sünde ansieht, ist nur Freiheit, die die an Freiheit Gewohnten sich nehmen!"

Das des Alten ruhige Entgegnung.

Der Benediktiner, als ob ihm die Erklärung genügte, ließ sein Nergeln und sprach desselben Abends nur wenig mehr. Er saß am Tische mit in die hohle Hand gesenkter Stirn, und war nicht zu erraten, was hinter der weißen Schädelwand sich spann.

Viertes Kapitel

Das erste Licht floß von Osten in den nachtblauen Himmel. Es war ein stilles, geheimnisvolles, gleichsam von innen erwachendes Hellerwerden des Himmelsgewölbes. Wie von verborgener Hand zurückgestrichen, sank der dunkle Vorhang der Nacht tiefer hinter die westlichen Berge. Einzelne Sterne schimmerten noch, aber blaß und fern. Die Kerzenflämmlein der Nacht mögen wohl erlöschen, wenn der Feuerschein des neuen Tages heraufwächst.

Die beiden Priester hatten die stille Mette gehalten. Als sie aus der engen Kapelle traten, hob an der höchsten Zacke des Salbit ein Leuchten an. Rotgoldener Glanz glomm um den Berg. Wie eine Fackel ragte der düstere zum Himmel. Martinus legte die Hand auf den Kuttenärmel des Benediktiners und hieß ihn nach den flammenden Schrofen blicken.

„So manches Jahr ich hier bin, ich kann nicht satt werden, das anzustaunen. Das ist als vom Gott-Vater entzündet, eine Predigt ohne Worte. Wenn der Glanz den Tag einleuchtet, ist es, als würde es auch in mir selber heller, und mit der Last der achtzig Jahre auf den Schultern danke ich dem Himmel, daß ich — noch leben darf."

„Das ewige Licht am Altar ist besser! Kniet unter diesem und lasset Euch die Seele nicht ablenken, Bruder," murrte der Benediktiner. Die

Schönheit, die machtvoll über dem Tale thronte, war ihm verloren.

Sie betraten die Hütte.

Diese verließ Ambrosius wiederum, als der Tag vollends erwacht war. Er war zum Rückgang nach Geschenen gerüstet. Doch Gallus, der Hofer, der Richter zu Abfrutt, mochte noch seines Besuches gewärtig sein, ehe er durch den Bielwald stieg. So hatte er dem Kaplan verheißen.

Martinus gab seinem Gaste das Geleit, bis wo die Gasse sich den letzten Höfen zuwendete. Als er seines Weges zurückschritt, klang ihm aus jeder Hütte ein Morgengruß. Zweimal hielten sie ihn an und fragten nach dem fremden Mönche, den Groll wider den Eindringling nicht verhehlend.

Der Weißhaarige gab mit müdem Lächeln Bescheid:

„Er will euch das Heil bringen."

Und als sie ihn erklären hießen, antwortete er:

„Habt doch Geduld! Ihr werdet ihn kennen lernen."

Er wandte sich, schwer auf den Stock gestützt, seiner Hütte zu, unter deren Tür ein junger Bursche seiner wartete. Dieser beugte sich, als sie beieinander standen, über die Knochenhand des Greises und drückte flüchtig seine Lippen darauf. Martinus grüßte und legte den freien linken Arm um die Schultern des schlanken Gesellen. Von diesem gestützt, der allerlei sorgfältig in ein Tuch geschlagenes Pflanzenzeug bei sich trug, betrat er Hütte und Wohngemach.

„Ich bin zu Wald gewesen," erklärte der Junge im Eintreten.

„So früh? Fleißig wie immer," belobte Martinus, und sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem Jüngling, der auf dem Tisch sein Tuch auseinanderzubreiten begann.

Die Gestalt des Zwanzigjährigen hatte die Kraft der Mannesreife. Sie war hochgestreckt, und straff waren die Glieder. Wo die kurze Hose Bein und Knie frei ließ, war des jungen Leibes muskelstarker Bau erkennbar, und knapp umschloß der bis zum Fußknöchel reichende Strumpf das kräftige Unterbein. Auf diesem Leibe saß der Kopf eines Knaben. Das offene, noch keine Spur eines Bartes tragende Gesicht hätte mit den feinen Zügen einem jungen Weibe angehören können. Weißblonde Brauen spannten sich über große lichtblaue Augen. Der selten völlig geschlossene Mund zeigte rote, weiche Lippen; derselbe Zug jugendlicher Weichheit lag über dem ganzen Antlitz, gemildert und veredelt durch die Wölbung der klugen Stirn, über welche das Gelock der blonden Haare ringelte.

„So seid Ihr des Frommen ledig, Herr?" sagte der Jüngling, die Kräuter erlesend, daß er sie dem Alten leichter weise.

„Wenn du den Gesandten vom Stifte zu Zürich meinst, meinen und euern Herrn, so ist er gen Geschenen gestiegen. Doch kommt er wieder!"

Der Junge schaute auf.

„Herr? Unser Herr? Außer Euch und dem Hofer noch einen? Ob sie ihm gehorchen werden?"

„Sie werden müssen. — Doch — darüber laß Männer reden! Deine Pflicht ist noch, zu folgen, ohne zu fragen."

Der junge Geselle widersprach nicht; keine Spur knabenhaften Trotzes zeigte sich auf seinem Gesichte. Er vollendete in raschen Griffen die Verteilung der gesammelten Wurzeln und Kräuter und begann des Kaplans Aufmerksamkeit bald auf diese, bald auf jene Art zu lenken. Sein Kennerblick war untrüglich; mit haarscharfer Genauigkeit vermochte er zu sagen, wieviel heilsamen oder schädlichen Trankes sich aus den Pflanzenteilen gewinnen lasse, und mit Bestimmtheit urteilte er, daß dies oder jenes Gebreste der Wirkung eines Saftes weichen müsse.

Den Martinus faßte zum erstenmal ein Erstaunen ob des Burschen Wissen.

„Ich kann dich nichts mehr lehren. Der Schüler hat binnen Jahrfrist den Meister überflügelt.“

Das Lob machte den Blonden erröten. Sein Blick leuchtete in jäher Freude auf.

„Ich fange die Kunst zu begreifen an,“ brach er los. „Könnte ich sie nun üben! Ich bin sicher, daß der große Herre im Himmel für jedes Leibesübel ein Heilkraut wachsen läßt. Vielleicht steht eines, das wider den Tod Macht hat, auf den Matten oder im Wald. Nur gefunden müßte es sein! Und ich wollte suchen tags meines Lebens, und ich müßte es finden, aber indes müßte ich die Kunst üben können, müßte ich erproben, was ich ersonnen habe. Ich —“

Seine Rede überstürzte sich. Der weiche Zug war völlig aus seinem Gesicht gewichen, und eine große Entschlossenheit stand an dessen Statt in die sich schärfenden Linien geschrieben.

„An wem wolltest du sie erproben?“ fragte Martinus nüchtern dagegen.

„An den Siechen natürlich."

„Eine gefährliche Probe! Wenn sie mißglückte! Wenn du tötest, statt zu retten!"

Der Bursche sann nach. Er starrte eine ganze Weile reglos vor sich nieder. Dann sagte er bedächtig, jedes Wort erwägend:

„Es wäre ein Unglück, doch kein Verbrechen, nicht vor Gott. Dieser wüßte, daß ich es wohlgemeint habe. Und dann — ich würde gefährliche Proben nur an denen machen, die nichts mehr zu verlieren hätten, denen der Tod sicher wäre, wenn nicht ein Wunder sie rettete!"

„Du hast Mut, Erni," sagte Martinus, und wieder ließ er sein Auge lange und liebevoll auf dem Gesellen haften. „Was bringt dir solche Gedanken?" fragte er dann. „Du bist nicht anders aufgewachsen als die andern. Von Geburt und Gestalt und Beruf bist du ein Bauer wie sie, und doch spinnt dein Hirn Gedanken, wie sie die Gelehrten der Großen und einsam sinnende Klostermönche heimsuchen!"

„Habt Ihr mich nicht unterrichtet?"

„Ich lehrte dich die Pflanzen und die Heilkraft kennen, doch legte ich mitnichten diese Gier in dich, mehr zu wissen, als erreichbar ist, und ahnte den Ehrgeiz nicht in dir, selber wider Siechtum und Tod streiten zu wollen."

„Meine Mutter —" begann der Erni. Dann brach ihm die Stimme wie in einem Aufschluchzen. Nachdem er beide Hände vor die Augen gedrückt hatte, als wollte er die Tränen zurückhalten, reckte er sich, trat dem Alten näher und sprach halblaut

und in tiefer Erregung: „Ich will Euch sagen, was mir den Wunsch entzündet hat. Ihr wißt — die Mutter — sie leidet mehr die letzten Tage — seit zwei Jahren siecht sie nun und findet nicht Heilung. Ihr selber habt Euer Wissen erschöpft! Kein Trank, keine Salbe hilft! Da Ihr keinen Weg mehr wußtet, habt Ihr sie zur Gottesmutter nach Einsiedeln pilgern heißen. Auch das ist umsonst gewesen! Die Mühsal der Fahrt hat nur das Uebel geschlimmert. Seitdem ist sie kränker; jeder Tag fördert ihr Siechtum. Und ich muß zusehen, wie das wächst und wächst, und vermag keinen Finger dagegen zu heben. — Ihr wißt, wie es begann. Eine kleine unscheinbare Wunde am Fuß. Sie war da, und die Mutter wußte nicht zu sagen, woher sie gekommen war. Sie verheilte wieder. Nach Monden brach unweit der Narbe eine andre auf. Auch die ist verheilt; aber neue haben sie abgelöst, eine tiefer denn die andre. Der Fuß ist verunstaltet, unbrauchbar! Und langsam wächst die schauerliche Reihe der Beulen gegen das Knie. Eine furchtbare Krankheit! Sie ist wie ein Faulen des Leibes! — Und gestern, Herr, gestern — die Mutter wies sie mir — am Nacken ist dieselbe harmlose Wunde zu sehen, wie sie zuerst am Fuße stand. Herre, mein Gott! So dringt und greift es weiter und zerstört den Leib! Und ich muß zusehen und kann nicht helfen! Und kann — nicht helfen!"

Die Worte waren immer hastiger von seinem Munde gefallen. Die letzten hatte er wie in Verzweiflung herausgeschrien, und nun stand ihm wirklich das Wasser in den Augen. Zorn und Angst,

daß ihm die Macht fehlte, der Mutter zu helfen, verrieten sich in den Tränen.

„Deine Mutter ist dir viel lieb?“ war des Martinus einzige Gegenrede.

„Der Vater ist fort und schlecht und vielleicht tot. Wir zwei sind allein und nie eines vom andern gegangen. Das wisset Ihr alles und fragt noch,“ zürnte der Blonde.

Martinus faßte mit beiden Händen nach seiner Faust.

„Wenn ich fragte, so war es nur, um zu hören, was ich lange weiß. Ich kenne dich, Gesell, seit dein Vater euch verließ und das Schicksal deine Mutter und dich nach Abfrutt verschlagen hat.“

Eine jähe Verwünschung entfuhr dem Jungen.

Der Kaplan fuhr fort:

„Ich habe dich heranwachsen sehen, und mit dir ist die Liebe groß geworden, die dich an deine Mutter fesselt. Sie verriet, daß du nicht aus diesem Volke bist. Diese von Abfrutt und zu Geschenen, zu Uri überhaupt, sind kälter und härter. Leidenschaften sind ihnen nicht fremd, doch sie sind Herr darüber. Dich aber reißen die Gefühle deines Innern fort und zwingen dich, Dinge zu sinnen, die über Menschenkraft und Menschenmacht und — Maß gehen. Bete zu des Himmels Heiligen, daß sie deine Mutter retten, da wir ohnmächtig sind.“

„Beten! Beten! Ist das Euer einziger Rat? Ich glaube an die Macht des Himmels, aber nur an die, die mir die Sinne schärft und die Hände stählt. Sollte ich untätig warten, daß ein Wunder geschähe, möchte ich bis zum Jüngsten Tage harren

müssen! Ich will schaffen und suchen, und wenn der Himmel Erbarmen hat, wird er mich finden lassen!"

Er hatte die Hand aus denen des Greises gelöst und trat zurück, während alle Gluten höchster Erregung, gezeugt durch einen mächtigen Vorsatz seiner Seele, ihm die Wangen purpurn färbten.

„Versuche es, Gesell," sagte Martinus ruhig, „und meinen Segen nimm dazu! Aber lerne den Gedanken ertragen, daß alles mißlingen könnte!"

„Gebt Ihr meiner Mutter so wenig Hoffnung?" fragte Erni atemlos.

Martinus wich aus. „Ihr Geschick liegt nicht in Menschenhand."

Darauf wandte sich der Blonde plötzlich und betrat die Schwelle. Doch ehe er sie überschritt, blickte er zurück. Seine Hand griff in die Falten seines Hirtenhemdes. Er stand einen Augenblick wie unschlüssig. Dann trat er noch einmal in die Stube zurück. Er zog zwei weiße Wurzelknollen aus dem braunen Hemde und wies sie dem Kaplan, der erschreckt zusammenfuhr.

„Ich will Euch nicht betrügen, Herr," sagte der Erni offen. „Ihr wolltet die Stelle geheimhalten, wo diese wachsen. Aber ich habe sie unermüdlich gesucht viele Wochen lang, bis ich sie fand. Seht Ihr, daß es mir ernst ist mit meiner Wißbegier! Ich habe den ‚Tod' gefunden!"

Der Alte zitterte.

„Ich habe dir zu viel vertraut, da ich dir zuerst diese Knolle wies. Ich wähnte nicht, daß du selbst sie je halten solltest. Warum hast du dich in mein Geheimnis gedrängt, Knabe? Nun wahre dich, was

du tust! Wirf sie fort! Gib sie mir! Das Gewächs ist kein Spielzeug für die Hand eines Unerfahrenen!"

„Ein Tropfen, aus dieser Wurzel gepreßt, bringt sicheres Sterben, sagtet Ihr," sprach fast lauernd der Junge, doch seine Hand schloß sich fester um die Knollen; langsam barg er sie in seinem Hemde, als Martinus mit bebenden Fingern danach griff. Dann verwandelte sich sein Gesicht. Der knabenhafte Ausdruck kehrte zurück, und mit scheuer Dankbarkeit zog er die Hand des Alten an die Lippen.

„Zürnt nicht, Herr! Ich hüte das Geheimnis, und ich zahle nicht mit Undank, der ich Euch so viel schuldig bin. Wie sollte ich die Giftknollen nützen! Ich habe keinen Feind am Orte. Aber selbst wenn ich einen hätte, ich könnte ihn nicht töten!"

Er schauerte zusammen. Martinus sah, wie der bloße Gedanke ihn schreckte, und das beruhigte ihn.

„Ich will dir vertrauen," sagte er und entließ den seiner Schule wider seinen Willen Entwachsenen.

Fünftes Kapitel

Gallus, der Hofer, hatte den Besuch des Benediktiners.

Die obersten Tannen des Geschener Waldes hoben sich hagerer und höher vom hellen Himmel ab. Schon zuckte das erste Sonnengold zwischen den Stämmen, als der Kaplan von Geschenen am Hofe des Gallus stand.

Er war langsam einhergeschritten, und seine Augen hatten, scharf beobachtend, auf dem vor ihm liegenden Haus gehaftet. Ambrosius vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, weshalb ihm diese Hütte wie ein Bollwerk erschien, das ihm den Weg zu dem Volke von Abfrutt sperrte. Indessen hatte nichts das nicht ungehässige Auge des sich Nähernden beleidigt. Die Hütte lag im Morgenfrieden. Kein freundlicherer Bau war am Ort, und nichts rührte sich weit und breit um sie oder in ihrem Innern, das des Herrgotts heraufsteigende Sonne nicht hätte bescheinen dürfen.

Als der Priester den Aufpfad zur Hütte des Gallus erreicht hatte, hatte ihm die Dirne, die ihm gestern zur Rückkehr nach Geschenen geraten, den Morgengruß geboten. Sie war, ein mit Ziegenmilch gefülltes Holzgefäß im Arme, just aus dem niederen Gaden, der an die Hütte sich lehnte, gekommen. Der Mönch hatte gemeint, sie würde, nach neugieriger Weiber Art, den Grund seines Bleibens zu erforschen

suchen, und hatte, ihrer Anrede gewärtig, den Schritt verhalten. Doch sie war nach der Lottertür ihrer Behausung geschritten, ruhig und ohne sich umzusehen. Befremdet war Ambrosius hügelan gestiegen.

Der Gallus stand auf dem Vorplatz seines Hofes, der aus schlecht behauenen Steinplatten gebildet war. Der in Kurzhose und Hirtenhemd Gekleidete zimmerte an den Pfählen eines Verhaus, der bestimmt war, den Weideplatz für das Vieh zu grenzen. Sein nackter Arm schwang ein langstieliges, schweres Beil und ließ es auf das Holz niedersausen, daß ein jeder Schlag einen Splitter trennte und ihn weit zur Seite warf.

Als die hagere Gestalt des Benediktiners aus den Tannen trat, sah der Hofer auf. Dann strich er sich, die Axt zu Boden lassend, mit der Linken durch das braune starke Haar und grüßte den Priester, das Staunen darob nicht verbergend, daß dieser abermalen seine Hütte suche. Doch da der Fremde nach kurzem Gegengruße in Schweigen verharrte und nur seine Blicke ihn lästig maßen, beugte er sich, jede Neugier zwingend, nach seiner Arbeit und sagte gleichgültig:

„Es wird ein schöner Tag, Hochwürdiger.“

Der Mönch hatte eine Einladung, näher zu treten, erwartet. Nun klang seine Stimme scharf:

„Wenn du neben deinem Holzpfahl für andres Zeit hast, so laß die Arbeit, Hofer-Gallus! Ich habe zu reden mit dir!“

Der Bauer lächelte.

„Verzeiht! Ich wollte nicht müßig stehen, ehe

Ihr für gut finden möchtet, mir den Zweck Eures Kommens zu verraten."

Er ließ Pfahl und Beil, und auf eine Steinbank an der Hütte weisend, lud er den Benediktiner zum Sitzen. Er selber wartete nicht ab, daß der andre den einladenden Wink befolge, sondern schritt zur Bank und setzte sich in eine Ecke, den ganzen übrigen Raum dem Mönche überlassend. Diesen plagte der heimliche Groll mächtiger. Daß der Bauer ihm sich gleich achtete, so daß er ihn den Sitz mit ihm teilen hieß! Ein Klotz, dieser Gallus!

Ambrosius verschränkte die Arme und trat dicht vor den Hofer; aber er setzte sich nicht.

„Du bist der Richter am Ort?" fragte er unvermittelt.

Der Hofer nickte. Sein Gesicht behielt den Ausdruck ruhiger Freundlichkeit trotz der herrischen Art des andern.

„So sei dir zu wissen, daß ich über diese Kaplanei zusamt denen zu Geschenen und Wassen für die Frist eines Zwölfmondes gesetzt bin!"

„In wessen Namen?"

„Im Namen meiner und eurer Herrin! Mich sendet die Fürst-Aebtissin am Münster der frommen Frauen zu Zürich."

„Die ich nicht kenne," versetzte der Bauer gelassen.

Der Mönch wollte aufflammen; aber plötzlich besann er sich. Er wappnete sich und wurde dem Bauer ebenbürtig. Er hatte sein kaltes, hartes Wesen zurückgewonnen.

„Leugnest du die Kirche?" fragte er.

„Wie sollte ich?" entgegnete Gallus ernst. „Die

Kirche ist die Straße zum Himmel, den ich zu erreichen hoffe. Sollte ich sie also fliehen?"

„Warum versagst du mir dann Gehorsam und Ehrfurcht?"

„Ich tat weder das eine noch das andre. Wenn Ihr nichts Unbilliges fordert, werde ich gehorchen. Ich ehre Euer Gewand und Euch in ihm."

„Und doch heißest du mich nicht willkommen."

„Misset Ihr den Gruß eines Bauern?"

„Den des Richters am Ort!"

„Sagt mir, was Ihr der Gemeine vermeint, Gutes oder Schlimmes? Ich vermag keinen willkommen zu heißen, von dem ich nicht weiß, was er bringt. Es verirrt sich nicht oft ein Fremder hinter den Vielwald, Herr, und wir sind des Herbergebietens ungewohnt. Verzeiht, wenn ich Euch ungastlich empfange."

Ambrosius achtete seiner Ausrede nicht. Er steuerte auf sein Ziel.

„Ich gedenke in der Gemeine Zucht und Ordnung zu heben, die Frommen zu stärken, die Ungläubigen zum Heil zu führen und die Lauen — zu strafen!"

„Mich deucht, dasselbe wäre des Kaplans Aufgabe, der an der Kapelle zu Abfrutt so lange amtet, daß sein Haar weißer geworden ist als der Firnschnee. Er amtete wohl und begehrte keine Hilfe. Obwohl sein Leib allmählich verdorrt, ist sein Geist gesund. Er rief Euch nicht, Herr! Auch das Volk hat Eurer nicht begehrt. So — der Weg ist offen, auf dem Ihr hinweggehen mögt!"

Die Rede war deutlich. Der Mönch setzte dieselbe Offenheit dagegen.

„Willkommen oder nicht — ich werde zu der Gemeine reden am nächsten Marientag. Und denen an ihrer Seele Seligkeit gelegen ist, die werden die Ohren nicht verschließen."

„Das mag Euch verstattet sein."

Der Pater lachte trocken.

„Verstattet? Es ist mein Recht! Und ich denke es zu wahren, so gut wie das, Euch zu büßen, daß Ihr wider das Gesetz der Kirche gefrevelt habt am gestrigen Tag. Ihr stehet in Strafe, Hofer-Gallus, Ihr und Euer Weib. Ich werde Euch zu wissen tun, nach welchem Maß ich Vergehen wider kirchliche Vorschrift bemesse."

Der Bauer erhob sich. Sein Haupt ragte zu gleicher Höhe wie das des andern.

„Ihr und immer Ihr," versetzte er mit leiser Ungeduld. „Zwingherrenart gedeiht nicht zu Abfrutt! Sehet zu, wozu Büßen und Schelten Euch hilft!"

Er wollte sich dem Hause zuwenden, da schritt sein Weib über die Schwelle und trat an die beiden heran. Sie war wie verwandelt gegen gestern. Ihr Gesicht war krankhaft fahl, die Augen hatten müden Glanz, Mutlosigkeit und Scham lagen über ihren Zügen. Ehe der Bauer es sich versah, kniete sie vor dem Pater und küßte seine Rechte.

„Verzeiht, Herr! Gestern — der Kopf war mir wirr — ich wußte nicht, was ich sagte," stammelte sie.

„Steh auf!" barschte Gallus.

Doch der Benediktiner legte die Hand auf den Scheitel der Knienden. Es hatte ihn ein Erstaunen

über die Wandlung des ausgelassenen Weibes erfaßt, aber blitzähnlich kam ihm damit die Erkenntnis der Unbeständigkeit und Haltlosigkeit ihres Charakters, und er gewahrte eine Waffe wider den ihm trotzenden Bauern.

„Reue gleicht vieles aus,“ sagte er milder denn sonst und hieß die Faustine sich erheben. Dann sah er dem Gallus starr in die Augen, also daß es jenen kältend durchfuhr, und sagte:

„Du wirst von mir hören.“

Mit einem frommen Gruße verließ er die beiden.

Der Hofer blickte ihm finster nach.

Sein Weib schmeichelte sich an ihn. Mit beiden Händen seinen Arm umklammernd, blickte sie nach Kinderart zu ihm auf und bettelte:

„Laß den Groll, Gallus! Das ungewohnte Fest hatte mich verwirrt. Ich schäme mich heute. Und es drängt mich, gutzumachen.“

„Was kniest du vor dem Pfaffen? Mir schuldest du Rechenschaft, nicht ihm! Du hast dich doppelt entwürdigt.“

Eine fast feindliche Härte lag in seiner Rede. Sie brachte das junge Weib aus seiner Fassung. Wenn eines wahr war an der Livinerin, so war es die Leidenschaft für den Gatten. Eine hündische Treue lag in dem Blick, mit dem sie an ihm hing. Und sie bebte am Leibe wie in Angst vor seinem Zürnen. Er versuchte, sie von sich zu stoßen, und streckte die Hand nach dem Beile aus. Doch sie drängte sich an ihn und flüsterte:

„Das Kind ist erwacht. Ich kam, dich zu rufen.“

Sie kannte das Mittel, das seinen Zorn bezwang.

Ein froher Schein war bei ihrer Kunde über sein ernstes Gesicht gegangen. Er packte ihr Handgelenk und zog sie ins Haus, und im Flur hielt er die schmächtige Gestalt von sich, seinen Blick fest auf des Weibes Gesicht richtend. So sprach er:

„Daß dich das Kind nicht lehrt, was du dir und mir schuldest!"

Sie senkte den braunumlockten Kopf, und als ob ihn ein Mitleid gefaßt habe, hieß er sie freundlich und ohne Groll ihm nach den Stuben folgen. —

Es war um eine geraume Weile später, daß der Hofer wieder seine Hütte verließ. Der Abglanz einer hohen inneren Freude lag sonnig auf seinem Gesicht. Seine Lippen summten eine Weise; ein Ding, das dem Gallus wohl noch nie geschehen. Und es litt ihn nicht an seiner Arbeit. Seine Brust dehnte sich in jähem Glücksgefühl; und als hätte er dieses weiterzutragen, stieg er über den Pfad hinab, der Hütte der Cille zu. Er ging nicht vorbei; geradeswegs zur Türe schritt er, und seine Stimme hallte, der Dirne Namen rufend, in den Flur.

Der Hofer hatte die Nachbarin gesucht; denn seit Gallus und die Dirne sich so nahe wohnten — und das war seit Jahren und Jahren —, hatte er Leid und Freude zur Hütte an der Matt getragen. Die beiden waren nebeneinander aufgewachsen, und hatten früher Streiche und Spiel sie verbunden, so zwang sie späterhin die Gleichheit des Wesens und der Anschauungen zusammen. Einmal hatte auch etwas mehr als Kameradschaft werden wollen. Da brachte des Gallus Vater die Waise seines Bruders und eines livinischen Weibes, die zu Faido gehaust hatten, in

seine Hütte und wußte, als er selber sich kurz danach zum Sterben legte, dem einzigen Buben eine Fessel aufzuzwingen. Der Gallus gelobte sich einem Kinde an. Zur Frist, da es mündig geworden, machte er es zu seinem Weibe. — Die Freundschaft des Bauern und der Dirne an der Matt hatte auch dieses überdauert. Die beiden starken, offenen Naturen machten aus keiner Handlung ein Geheimnis, und die Cille, welche das welsche Kind dem Gallus hatte anwachsen sehen, vermochte dem, den sie selber begehrte, nicht gram zu sein, daß er den geraden Pflichtweg ging und eine andre freite. Das war die verborgene Größe des armen Weibes. Und wiederum — auch der Gallus hatte ohne Scheu ihr kundgetan, daß er ihre Bande fühle und diese mit Leid zerreiße, aber doch sie zerstöre, auf daß er der eignen Sippe die Treue halte. Darauf hatten sie die Hände ineinander gelegt und einen Bund geschlossen, wie sich wohl Streitgenossen in alter Zeit verbanden.

Seit damals waren fünf Jahre an den zweien vorübergegangen. Sie hatten in des Gallus Hof und der Matthütte geräumt. Droben war der Hofer, und die sein Weib wurde, geblieben; in der Matthütte hatte der Jahrgast Tod allein noch die Cille gelassen.

Die Cille war auf des Hofers Ruf unter der Tür erschienen. Sie lehnte sich an den Pfosten, von dem er zurückgetreten war, als sie sich gegrüßt hatten.

„Beinahe hättest du mich erschreckt," scherzte sie. „Dein Rufen klang, als stände dein Haus in Feuer. Und nun scheint dir die Freude aus den Blicken,

und es sieht aus, als wollte dem Hofer-Gallus ein Uebermut in die steifen Glieder fahren."

Er errötete. Die ungewohnte Empfindung, die ihn beherrschte, machte ihn linkisch.

„Du mußt hinauf, Cille." Er wies über die Schulter nach seinem Hofe und fuhr weiter: „Das Kind — jetzt mußt du es einmal sehen. Es würde keiner glauben, daß ein so ehrliches Gutsein zwischen uns beiden wäre, hast du dir doch noch nicht die Mühe genommen, das Glück anzusehen, das mir der Herregott in den Schoß geworfen hat. Auch mein Weib will sich wundern, daß du fortbleibst, wo doch die Neugierde alle herauftreibt!"

Sie schaute ihn groß an. Daß es ihm nicht einfiel, welch sonderbares Anliegen er hatte! Doch er erwiderte voll harmloser Erwartung ihren Blick. Da zwang auch sie die Wallung leisen Trotzes, der sich in ihr geregt hatte, und sagte:

„Ich komme schon. Freilich, die dreißig Tage, die das Kleine auf der Welt ist, haben mich neugierig werden lassen, wie es aussehe. Doch warum soll es denn gerade jetzt sein, daß ich es besehe? Und was rennst du so plötzlich mich an, als hätte es unaufschiebbare Eile?"

„Weiß ich es?" murmelte sinnend der Hofer und fuhr sich ein paarmal über den Scheitel. „Das Kind ist vorhin erwacht und hat — ich wollte mich just über den Korb beugen — die kleinen Gucker aufgerissen und mich angeschaut. Es wird ja noch nicht wissen, wohin es gafft, aber mir hat der Schein der zwei Augen in der Brust eine sonderbare Freude und Unruhe geweckt. Daß mich aus den zwei Lichtlein

mein eignes, mein Fleisch und Blut ansieht, daß mir da etwas geworden ist, für das es hausen und schaffen und sorgen gilt, das ist so mit einemmal über mich gekommen; und zugleich ist es mir gewesen, als müßte ich irgend jemand den Segen zeigen, und — da bin ich halt daher gelaufen, dich zu rufen."

Die Cille wollte antworten: Hast du nicht dein Weib, daß es sich mit dir freue? Doch sie unterdrückte die Rede, da ihm selber der Gedanke nicht gekommen.

„Bist du ein närrischer Geselle," sagte sie ohne Arg noch Geziertheit, „zum Freuen noch eines zu brauchen!"

Dann schritt sie, wie sie war und stand, mit ihm dem Hofe zu. Ihre hohen, kräftigen Gestalten erschienen wie aus demselben Stoff gemacht, als sie nebeneinander den Hügel erstiegen.

Sechstes Kapitel

Der Tag Mariä Geburt brachte Ambrosius, den Kaplan, zum zweitenmal nach Abfrutt. Er kam in der Frühe des Tages. Zwei Chorknaben, die er zu Geschenen zu sich befohlen, gingen mit Wedel und Rauchfaß ihm zu seiten. Einen dritten hatte er vorausgesandt, daß er die Kapellenglocke läute. Die windvertragenen Klänge trafen das Ohr des Benediktiners, als er den Wald verließ und an der Matthütte und dem Gallushofe vorüberschritt. Die Sonne stand ihm und seinen Begleitern im Rücken und sandte in stechenden Blitzen ein grelles Licht talein. Aber über die Türme und Kuppen des westlichen Gebirges stieg ein brauner Wolkenqualm und wallte in stummem Ansturm der Sonne entgegen.

„Es sieht aus, als käme ein Wetter noch jetzt im Herbst," stieß der eine der Knaben hinter dem Rücken des Paters den andern an.

Ambrosius sah nicht rechts noch links. Die Schlacht der Wolken und des Lichtes kümmerte ihn nicht. Und doch langte ein schwarzer, langer Wolkenstreif, einem Riesenarme gleich, nach der blendenden Sonne und verhüllte sie jäh, just als der Mönch sich zur Kapelle wandte.

Ein Haufe Volks stand vor dem düsteren Gemäuer und teilte sich, dem Priester Raum lassend, als dieser unter sie trat. Der Mönch hob das Haupt

nicht; er durchschritt die lebendige Gasse, wie er durch eine von Stein gegangen wäre. Hinter ihm schloß sich die Schar zusammen und drängte zur Tür, durch welche er eingetreten war. Drinnen waren die Stühle zum Erdrücken gefüllt. Eine dumpfe, erstickende Luft herrschte in dem engen Raume, dessen einzige Oeffnung der Haufe derer schloß, die innen nicht Platz gefunden. Ambrosius strebte dem Altar zu. Männer und Weiber, die im Mittelgange standen, wichen vor dem Vordrängenden scheu zur Seite. So erreichte er die Stufen, über denen die Ampel des ewigen Lichts schwebte. Da sah er im vordersten Einzelstuhl den greisen Kaplan knien. Er hielt die dürren Finger auf dem Betpult verkrampft, und der schneeweiße Kopf ruhte darauf. Wie ein aus erstorbenen Zeiten Zurückgebliebener kauerte der Alte vor dem Volk der Alltagsmenschen. Etwas Ehrfurchtgebietendes lag in der zusammengeschrumpften Gestalt, und das Gebetmurmeln des Martinus mochte manch einen wie trauliche Zwiesprach' mit den Ueberirdischen bedünken, stand doch der Beter dermalen schon auf der Schwelle zu dem großen Mysterium. Der Benediktiner faltete die Stirne, als sein Blick den Weißhaarigen getroffen hatte. Martinus trug noch immer gleiches Gewand mit dem Dorfvolk, von dem nur das Brustkreuz ihn unterschied. Und doch hatte der Gesandte der Aebtissin ihm Amtstracht verschafft und anzulegen befohlen.

Die Zornflamme in der Seele des Eiferers war entzündet. Er richtete sich vor dem Altare hoch auf und überschaute musternd die Schar seiner Gemeine, von der zu seiner Rechten die Weiber, zur Linken

die Männer standen. Als er die Reihen der letzteren durchflog, fand er den Gallus nicht darunter, aber die Hoferin kniete im vordersten Stuhle der Weiber.

Inzwischen wollte die spärliche Helle im Raume vollends erlöschen. Der Himmel mußte sich draußen jäh in Nacht gehüllt haben, denn nur das Ampelflämmlein blieb zuletzt, das Kapellengelaß zu erhellen. Der Mesner trat aus der Sakristei und entzündete die Altarkerzen. Nun stand der Mönch von rotem Licht umflossen, und seine Gestalt schien von übernatürlicher Größe. Er tauchte den Wedel ein und besprengte segnend die Andächtigen, dann trat er vor seinen Stuhl.

Ein Windbrausen, als stürme es im Salbitgeklüft, ging in der Ferne. Dann pfiff derselbe Atem um das Mauerwerk der Kapelle. Das klang am Bau wie ein Stöhnen. Eine Beklemmung faßte das Volk in den Stühlen, und sie hingen mit fast ängstlichen Blicken an den Lippen des fremden Paters.

Dieser sprach halblaut ein langes Gebet. Nachdem er es mit einem inbrünstigen Paternoster beschlossen, atmete er tief auf und begann nach kurzem Zögern seine Predigt.

Was er zu Anfang redete, war vermeint, sanft und gelinde zu sein. Doch es klang an die Ohren derer von Abfrutt wie das Schelten eines unberufenen Störers, und sie wappneten sich mit Groll wider den Eindringling. Ambrosius gab Kunde von der, die ihn gesandt hatte, und ihrer Macht, zitierte dann die Schäden des Christentums, wie er sie auf seinen Fahrten anher getroffen. Zorn und Trauer waren in seiner Stimme, und sein Wort hatte eine fesselnde

Macht. Doch die Dinge, von denen er sprach, lagen den Weltabgeschlossenen fern; sie faßten seine Rede nicht. Da hub er an zu schildern, wie er nach Abfrutt gekommen. Er sprach von dem Bild des Gekreuzigten auf der Vielhöhe, das sie hatten verkommen lassen, von dem Frevel, der seinen Eingang gegrüßt hatte, als sein Auge die bei Reigen und Schlemmerei traf, die er in frommen Gottgedanken zu finden vermeint hatte. Er warf ihnen vor, daß ihre Kapelle zerfalle, daß kein Bild, kein Zeichen ihrer Frömmigkeit stehe. Dann streckte er die hagere Hand aus und wies auf Martinus.

„Wie dieser ist euer Glaube alt und gebrechlich geworden. Ihr betet eure Gebete, welche Pflicht und lange Gewohnheit euch gebieten! Ihr folgt dem ladenden Geläut, das euch zur Messe ruft, wie die Schafe zum Stalle gehen, wenn die Heimstunde ist! Aber euer Beten ist ohne Gedanken und eure Frömmigkeit ohne Opfermut! Ihr ruft die Heiligen des Himmels, wenn ihr ihrer bedürft oder wenn die Langeweile euch nichts Besseres eingibt, aber kein Sehnen ist in euch, den Höchsten zu gefallen! ‚Nehmen, nehmen!‘ schreit ihr Selbstsüchtigen, und keiner sinnt daran, daß auch ein Geben ist! Wie das Kreuz vor dem Ort ist euer Glaube morsch! Die Gemeine schafft mit hundert Händen, mit Fieberhast eine Straße; darauf werdet ihr Verblendeten alle zur Hölle taumeln!“

Der Ton des predigenden Mönches wurde lauter und lauter. Seine Worte kamen wie Schwertschläge und fuhren in die Schar der Lauscher, die ein Zagen ankam.

Und ein Heulen und Brausen brach urplötzlich von den Wänden des Salbit herüber, der Sturmwind fegte heran und brüllte den Zornworten des Priesters seltsamen Beifall.

Die Stimme des Ambrosius überscholl das Windgetöse, und die Leidenschaft seiner Worte war mächtiger denn die entfesselte Luft. Ein Erzittern ging durch die Herzen der Versammelten, die zu keiner Stunde noch dermaßen überwältigender Beredsamkeit gelauscht hatten.

Als der eifernde Mönch, seinen Stuhl verlassend, bis nahe an die ersten Bänke trat und seine Hände auswarf, als winke er sie alle an sich heran, da hatte er eine Schar Betäubter und Verwirrter vor sich, die nur eines Lenkers harrten, dem sie wie Sklaven zu folgen gewillt waren. Ambrosius gedachte der Lenker zu sein.

„Mir ist eine Jahrfrist vergönnt, euch das Heil wieder finden zu helfen," hob er abermals an. „Wohlan, ich will sie nützen, und wenn ihr guten Willens seid, mag euch geholfen werden. Jenem" — wieder war seine Hand gegen den Martinus gereckt — „ist die Kraft des Leibes verdorrt und der Geist schwach geworden! Er war zu hilflos, um andre leiten zu können! Ich bin jung, und der Segen einer Heiligen ist auf mir, und meine Seele ist voll Gier nach Erlösung ihrer selbst und meiner Brüder! So bin ich zu euch gekommen und der Eure geworden, und will nicht ruhen, bis ihr mein seid, wie die Herde dem Hirten, der sie auf sonnige Weiden führt!"

Er hatte geendet. Eine Totenstille, als verhielten

die Lauscher den Atem, war im Raum. Nur der Wind fauchte und zischte noch immer von außen an das Gemäuer. Der Eiferer hatte gesiegt. Das Volk der Starrköpfe war bezwungen, kaum daß er den Fuß unter sie gesetzt hatte. Doch hatte nicht Zürnen und Drohen sie geschreckt, das Feuer seiner Leidenschaft hatte sie mit fortgerissen.

So war denn keine Andacht mehr zur Messe, welche der Mönch murmelnd sprach. Der Nachhall seiner Worte war mächtig in den Versammelten. Und als auch die Messe endete und Ambrosius den Segen gespendet, stand das Volk in den Stühlen einen Augenblick wie gebannt, als wagten sie nicht, sich von hinnen zu schleichen.

Nur Martinus hatte sich langsam erhoben. Er beugte mühsam das Knie vor dem Altare und raffte sich, auf seinen Stock gestützt, auf. Dann schickte er sich zum Gehen an, ohne einen Blick auf den Mönch. Während er durch die Bänke schritt, machte er mit zittriger Hand das Zeichen des Kreuzes. Aber die, an denen er vorüberging, drückten sich zur Seite, und das Volk vor der Türe wandte ihm den Rücken, so daß er einem Geächteten gleich die Reihen zu durchwanken hatte. Er empfand es wohl, und ein herbes Leid kam ihn an um die Abtrünnigen. Als er, das weiße Gelock vom Sturm gezaust, sich über den Weg an seine Hütte arbeitete, stand ihm in den fast schon des Sehens müde gewordenen Augen eine heiße Feuchte. Und er hatte doch vermeint, daß das Alter den Tränenquell versiegen lasse, wie es das Blut in den Adern trocknet.

Inzwischen hatte der Benediktiner einen Triumph zu feiern.

Als die Versammelten die Kapelle zu verlassen noch immer zögerten, milderte sich für einmal die Härte seines Gesichtes. Er hob noch einmal die Arme zum Segen; dann winkte er ihnen zu gehen. Einzelne verschlichen, aber andre drängten gegen den Altar. Denen war das Weib des Gallus voran. Ihre Augen flackerten. Ein Taumel hatte die Wendische gefaßt. Sie drängte sich an den Mönch und warf sich ihm zu Füßen, den Saum seiner Kutte mit inbrünstigen Küssen bedeckend. Ambrosius neigte sich über sie.

„Wo hast du deinen Genossen?“ fragte er halblaut, aber mit scharfer Betonung.

Da bettelte sie wie von Sinnen:

„Herr, scheltet mich nicht! Wie soll ich für einen Ketzer stehen, über den ich keine Macht habe!“

Diese Rede erfüllte den Pater mit großer, unverratener Zufriedenheit. Er sah den Weg deutlicher vor sich, den Richter zu zwingen, falls dieser wider ihn sein sollte. Aber sein Sinnen wurde abgelenkt. Männer und Weiber umringten ihn und beugten sich ihm, die Lippen ihm auf Hände und Gewand legend. Die einen taten also im Taumel der Erregung, andre, weil sie die Macht in seinen Händen wähnten, wieder andre, weil die Schuldigen es lieben, sich im Mantel der Frömmigkeit zu bergen.

Der Mönch schritt durch den Haufen der Huldigenden der Türe zu und aus der Kapelle. Diejenigen, die im Freien der Predigt und Messe beigewohnt hatten, vor den Stößen des Sturmes durch

die nächste Hütte geschützt, waren zumeist auseinander gegangen. Zwei ältere Männer und ein Dirnlein, das fünfzehn Sommer gesehen haben mochte, standen noch seitab, als Ambrosius die Kapelle verließ. Es sah aus, als ob dieselben ihn hier erwartet hätten; denn die Männer näherten sich und faßten in demütiger Hast nach seinen Händen, die Rücken krümmend wie kriechende Hunde.

„Eine gesegnete Stunde, die Euch nach Abfrutt gebracht hat, Herr," murmelte der Aeltere. „Nun werden wir nicht ganz verloren gehen. Wir fühlen unsre Sündhaftigkeit und begehren Eure Gnade und Hilfe."

So trieften süße Worte von den schwulstigen Lippen des ältlichen Bauern.

Er war von kleiner, untersetzter Gestalt, hatte grauwolliges Haar und ein gelbliches Fettgesicht, darinnen alles glatt und sanft war wie im Antlitz mancher Klosterbrüder, die über Küche und Keller gesetzt sind. Kleine, faltenumgebene Aeuglein hatten einen frommen Aufschlag, und der ganze widrige Kopf neigte sich in zur Schau getragener Demut gegen die linke Schulter. Es hieß zu Abfrutt von Matthias Zumbrunn, dem älteren der beiden Brüder, die auf dem Brunngut saßen, daß er den Rosenkranz in der einen Hand drehe, während er mit der andern Sparbatzen zusammenklaube. Alleweil war der Matthias ein so gläubiger Christ, daß er vor wenigen Wochen erst von dem heilkundigen Pfarrer eine Salbe begehrt hatte, die bestimmt war, seine zerschundenen Knie zu heilen, die der Fromme im Betstuhl sich wundgerutscht hatte. Diesem Gläubigen

war bisher selbst der Kaplan zu ungläubig gewesen; darum hatte er es ihm im Kirchenlaufen zuvorgetan. Es war nur eines, das dem Würdigen noch über die Kirche ging, und dieses eine war der eigne Vorteil.

Der Bruder des Zumbrunn-Matthis, der mit ihm zusammen dem neuen Propheten huldigte, überragte jenen um einen Kopf. Er hieß Balz; sein Haar war noch braun, struppig und stark. Sein Gesicht, obwohl er dem Bruder ähnelte, hatte schärfere Züge; es lag nicht ganz dieselbe demutsvolle Ergebung darin; eine lauernde Schlauheit überwog, und die halb zusammengekniffenen Augen, unter deren Lidern der Blick blitzähnlich und seitwärts hervorbrach, kündeten einen ungeraden Sinn und straften das süßfreundliche Lächeln in den hämisch verzogenen Mundwinkeln Lüge. Aber auch der Balz war ein eifriger Beter und neigte den Kopf just so tief auf des Ambrosius Hand wie sein Hüttengenosse und Bruder.

Der Benediktiner faßte ruhig die ihm gebotenen Hände, ließ sich die Namen der beiden nennen und zwang sie durch eine Bewegung, sich aufzurichten. Es mochte auch den Mönch in der Nähe der Kriecher eine Schwüle überkommen.

Inzwischen hatte sich allmählich die Kapelle geleert, und langsam verlief sich das Volk. Einige, welche die Neugier plagte, blieben trotz des ungestümen Windes am Wege stehen und harrten, ein Wort des Gesprächs zu erhaschen, das der Pater mit denen vom Brunngut führte.

Der Zumbrunn-Balz hatte sich nach der jungen Dirne umgewendet, die noch immer an die Mauer

der nächsten Hütte gelehnt stand und nicht Lust zu haben schien, sich zu nähern. Der Bauer verbarg nicht, daß ihn darob üble Laune ergriff; ein hastiger Wink befahl die näher, die dem Witling Balz sein einziges Kind war. Die Dirne tat die paar Schritte langsam und widerstrebend und stand vor dem Benediktiner mit niedergeschlagenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen. Der legte ihr die Hand unter das Kinn und sah, ihr den Kopf hebend, ein Gesicht, das anmutiger war als jedes, das ihm im Leben begegnet.

Trud, die Dirne des Balz, trug so armes Gewand wie jede am Ort, und hatte auch nicht, sich anders zu kleiden. Doch dem wohlgestalten, schlanken Leibe saß die graue Zwilchkutte und der Rock aus Schafwollgewebe, und die Holzsandalen verunstalteten die nackten, schmalen Füße nicht. Ein dunkelfarbiges Tüchlein war um den Hals geschlungen, das angetan schien, des Antlitzes weiße Zartheit hervortreten zu lassen. Ein ebensolches Tuch war turbanartig um das Hinterhaupt gewunden; unter ihm quoll das blonde, weiche Haar hervor und bis in die gerade, klare Stirn; dunklere Brauen lagen wie scharfe, schön geschwungene Linien auf der weißen Haut und hoben den Glanz der großen Augen, die eine tiefblaue Färbung hatten. Nase und Kinn erschienen scharf gemeißelt. Sie gaben dem schmalen, weißen Gesicht einen Ausdruck von Festigkeit und verrieten zusamt den aufeinander gelegten Lippen, daß Nachgiebigkeit nicht der Dirne Schwäche sei.

„Grüße den neuen Kirchherrn," scholl des Balz' Geheiß, und seine Faust schloß sich um des Dirn-

leins runden Arm, der Rede durch ein schmerzhaftes Zusammenkrallen der Finger Nachdruck verleihend.

„Ich grüße Euch," sagte die Trud kalt und sah den Mönch mit einem feindseligen Blicke an.

Ambrosius streckte die Hand aus. Aber die Dirne warf die Arme zurück und faltete die Stirn.

„Ein widerspenstig Gewächslein," höhnte jener mit bösem Lächeln. Nach dem Schmeicheln der andern verdroß ihn des Mädchens Unfreundlichkeit.

Balz und Matthis fuhren von zwei Seiten auf dieses ein. Sie hatten rote Köpfe.

„Küsse die Hand des Hochwürdigen, Unkraut, und danke den Heiligen, daß dir die Gnade wird," barschte der Vater.

Die Trud erblaßte; aber ihre Augen senkten sich nicht.

„Ihr habt unsern alten, frommen Herrn gescholten, Ihr, der junge, den schneeweißen Mann. Das ist Sünde! Weißes Haar ist heilig, bin ich gelehrt worden. Ich kann Euch die Hand nicht —"

„Schweig!" herrschte der Balz. Und zu Ambrosius sich wendend, bat er unterwürfig: „Erbarmt Euch der Dirne, Herr! Sie ist mutterlos und rebellischen Geistes! Ich wollte Euch dankbar sein, wenn Ihr Eure Hand hart auf sie legen wolltet!"

Der Benediktiner achtete nicht auf sein Gefasel. Er maß die Dirne durchdringenden Blickes und sagte, die Hand auf seine Brust legend:

„Sagte der nicht, der dich solches lehrte, was diesem Kleid gebührt?"

Er trat näher, löste ihre Hände vom Rücken

und zwang mit stiller Gewalt ihre Finger in die seinen. Seine überlegene Ruhe wirkte auf die Trud, oder tat es der Wunsch, die Begegnung zu beenden. Sie streifte mit den Lippen des Priesters Kuttensaum und wendete sich hinweg, in fluchtähnlicher Hast die Hütte am Westausgang des Dorfes gewinnend, die den Zumbrunn zu eigen war.

Da winkte Ambrosius auch den Brüdern zum Abschied mit lässiger Handbewegung und schritt fast plötzlich und wortlos davon, so daß die Frommen verblüfft sich einander anstarrten und endlich, unfromme Scheltworte auf den Lippen, der Hütte sich zutrollten, daß allda der Dirne ihre Strafe werde.

Siebentes Kapitel

Am Westausgang des Dorfes, mit der Kapelle in gleicher Linie und der Hütte des Martinus gegenüber standen zwei Behausungen, niedere, verwitterte Wohnstätten, nicht viel besser als eines Tieres von der Natur gebauter Unterschlupf. An der äußeren der beiden rann mit traulichem Murmeln eine Quelle vorüber, die unweit der Hütte dem Berghang entsprang. Sie speiste einen aus einer mächtigen Tanne gehöhlten Trog mit ihrem klaren, eiskalten Naß und hieß hier: der Brunn. Die Hütte und die Matten, die ihr zur Seite sich ausdehnten, waren denen Zumbrunn zu eigen, und das Gut war einträglicher denn jedes, weil es fast das einzige ebene und fette Mattenland umschloß, das zu Abfrutt zu finden war. Darum standen die Zumbrunn in mancher Augen über dem Richter, dessen Hütte doch fürnehmer sich erhob. Und was ihnen zu dem Ansehen verhalf, war zumeist eine Eigenschaft, in die beide Brüder sich teilten, ein schlimmer, bitterer Geiz, der vermuten ließ, daß sie mehr besäßen, als im Ort erhört war, wo sonst keiner so viel Gut sein eigen nannte, daß damit zu geizen der Mühe wert gewesen wäre.

Dem Hause der „Reichen" zuneben stand der Aermsten Hütte. Zwar der rohe Bau mit dem Dach aus faulenden, mit Steinblöcken belasteten Brettern, den kleinen Fensterlöchern und der Lotter-

tür war nicht viel schlechter als die Brunnhütte; aber im Innern wohnten seit langem Hunger und Elend. Ein landfremdes Weib hatte darinnen seine Statt, und mit ihm hauste sein einziges Kind, ein Knabe, der aufgewachsen war wie ein aus dürrem Boden schießendes Reis, dem das Licht und der Erdsaft mißgönnt ist. Aber wie aus manchem Reis, das kaum Grund findet, um Wurzel zu schlagen, doch noch ein Baum werden mag zu des unwissenden Menschen Erstaunen, so war aus dem Sproß des Behaim-Weibes, der Gunde, wie sie zu Abfrutt sich heißen ließ, ein glieder- und geistkräftiger Gesell gediehen. Der Erni hatte seine sich stählenden Arme geregt und allmählich das Elend aus der letzten Ecke der armen Wände verjagt. Er hielt eine treue Wacht, daß es sich nicht mehr nahte. Diese Sorge war der Gunde genommen. Gegen das Siechtum, das sie vor geraumer Zeit befallen, waren des Jungen Arme und schaffiger Sinn keine Waffe.

Die Gunde war irgendwo in des deutschen Kaisers gewaltigem Reich zu Hause gewesen und war vor langer Zeit dem Soldknecht Fortunat Behaim aus Uri als Eheweib gefolgt, da sein Handwerk, der Krieg, diesen in ihre Gegend verschlagen. Der Söldner hatte das am Wege aufgelesene Weib eine Zeitlang kreuz und quer durch aller Herren Lande geschleppt. Er war ein Abtrünniger am Heimatboden, daran die von Uri sonst hingen wie die Kletten und den sie heilig hielten fast über Weib und Kind, war in ein wildes, ungebundenes Umherstreifen verfallen und in Streit,

Raub und Trunk verroht und verkommen. Eines Tages — seine Gesponsin hatte ihm erst vor kurzem einen Knaben geboren — fand er sich durch diese, deren er längst überdrüssig geworden, in seinem zügellosen Treiben behindert und jagte sie mitsamt dem Säugling von sich. Sie hatten sich zurzeit im Gefolge eines fürnehmen Straßenräubers, eines schwäbischen Grafen, befunden, und der Fortunat hatte hohnlachend auf die südwärts führende Straße gewiesen, seinem Weibe bedeutend, sie möge dem Urnerland den Sohn für den verlorenen Vater bringen, es sei allda eine lästige Barmherzigkeit Sitte, die keinen auf der Straße verkommen lasse.

Was der Gejagten zum Hohn vermeint war, nahm sie zur Wegleitung. Das Kleine in den Armen, zog sie südwärts, und da es Sommer war und wolkenlose Tage zu langer Kette sich reihten, so wurde ihr die Fahrt nicht allzu schwer und blieb ihr das Kind. Sie kam an den Rhein und, dem Lauf der Ströme folgend, fand sie sich an den von Felsen umschlossenen See, der die vier Länder schied. Um Gotteslohn, der Münze, mit der sie Atzung für sich und das Kleine unterwegs bezahlt hatte, setzte ein Fährmann sie über und landete sie zu Flüelen. Dort hob sie an, nach der Sippe des Fortunat Behaim zu fragen, doch wußte niemand um den lang Verzogenen und sein Geschlecht, noch fand sich, da sie höher stieg gen Altdorf und Erstfelden, eine Statt, darauf zu rasten ihr ein Recht zugekommen wäre. Endlich führte ihr der Zufall zu Silenen einen Mann in den Weg, der lange zu oberst im Reußtal, an der Geschenerbrücke, ge-

haust hatte und sich erinnerte, daß hinter der finsteren Scheide des Vielwalds, unter den verlorenen Wohnstätten derer von Abfrutt, eine leerstehende Hütte lag, die einem Verzogenen mit Namen Behaim zu eigen gewesen. Die Gunde wagte die Bergfahrt und fand Ort und Hütte und scheele Augen, sie zu empfangen. Wenn Martinus, der Kaplan, nicht gewesen wäre, hätte das fremdenscheue Volk das Weib aus den Grenzen der Gemeinde verwiesen. Der Kaplan stand für sie ein, schaffte ihr das Obdach, das ihr zukam, und half ihr, Hunger und Sorge und den Haß des Dorfvolks zu überwinden. Nun war es im zwanzigsten Jahr, daß sie am Orte hauste, keine Fremde mehr und wohlgelitten. —

Als der Benediktiner seine erste Predigt zu Abfrutt beendet, sich zum Meister der ihm Lauschenden aufgeworfen hatte und darauf in der Kapelle von den Schmeichlern unter den Frommen sich huldigen ließ, war aus den Männerstühlen ein Bursche verschlichen, den ein Ekel schüttelte ob den Wetterlaunen seiner Heimgenossen. Der Bub des Behaim-Weibes, der Erni, hatte mit glühenden Wangen die Kapelle verlassen und, die Seele von zwiespältigen Gefühlen bewegt, in sich versunken und langsam der Mutter Hütte umgehend, die westseits gelegene Tür zu dieser gefunden. Auch in ihm zitterte etwas von der mächtigen Rede des neuen Propheten nach. Trotz seines hellen Sinnes zum ernsten Grübeln neigend, empfand er einen Schrecken, daß der ihm liebe Glaube, das einfache Vor-Gott-Tragen von Leid und Freude, wie er es

von klein auf zu üben gewohnt gewesen, vom Uebel sein sollte. Aber noch mehr als dieses empörte ihn die Schmach, die dem weißhaarigen Martinus war angetan worden, nicht durch den fremden Mönch, sondern durch das heimische Volk, das ihm vormals angehangen und ihn plötzlich um eines Fremden willen verwarf. Und er faßte nicht, daß die Verschlossenen in jähem Selbstvergessen einem Eindringling Macht über sich gegeben. Dem in der Enge des Tales Erwachsenen war es ein Fremdes, zu sehen, was alltäglich geschieht, daß die Menge, oft wider eignes besseres Fühlen, nur vom Augenblick geblendet, ihre Götzen wechselt.

Der Erni betrat fast unbewußt den niedrigen dunkeln Flur der Hütte. Das Klappern des eignen Holzschuhs auf granitener Bodenplatte weckte ihn erst. Da streifte er die schweren Sandalen ab und ging nackten Fußes, behutsam die Türe zurückstoßend, nach dem niederen Wohngemach.

Vier rohe, kahle Holzwände bildeten die Stube, woselbst der Erni die Mutter fand. Zwei schwere Bänke, ein weißer, rohbrettriger Tisch, eine kunstlos an die eine Wand gezimmerte Lagerstatt, daneben ein hochlehniger Stuhl, der einst an fürnehmerem Orte gestanden haben mochte, machten das Geräte des armen Gemaches aus. In dem aus Brettern gefügten Bett lag ein langes, sackähnliches Polster, das mit dürrem Farnkraut gefüllt war, ein kleineres, diesem ähnliches, war zu Häupten gelegt. Hier streckte sich das sieche Weib des Nachts und tagsüber, wenn, wie die letzten Wochen es zuweilen gewesen war, die Schmerzen

es niederzwangen. Heute, wie zumeist, hatte die Gunde den Lehnstuhl inne, das alte, wacklige Gestell mit dem Polstersitz, das Martinus zu Geschenen vom Schloßwächter für sie erstanden.

So viel die dämmerige, durch die Luken dringende Helle zu verraten vermochte, schien das Behaim-Weib den Sommer des Menschenlebens hinter sich zu haben. Aber das Gesicht, in welches das Leiden mit furchtbaren Strichen sich eingezeichnet hatte, war schwer zu schätzen. Es hatte gelbgefleckte, eingefallene Wangen. Die hohe Stirne war weiß wie die einer Toten, die Haut deckte sie in Furchen und Runzeln. Volles, schwarzes Haar war in schweren Strähnen um das hagere Haupt gewunden, und wie die Flechten waren die tief eingesunkenen, großen Augen dunkel und glänzend. Diese warfen unter finsteren Brauen hervor einen durchdringenden, von Siechtum und Sorge um nichts gemilderten Blick; blitzartig hatte den beim Eintritt des blondhaarigen Gesellen eine leidenschaftliche Zärtlichkeit verklärt. Die Gestalt des kranken Weibes wies grobknochige Glieder, sie war noch hoch und aufrecht, und es mochte ein hartes und zögerndes Absterben werden, das an dem Kraftleib seinen Anfang genommen.

Die Gunde hatte, die großen, männlich kräftigen Hände auf dem Tisch gefaltet, betend gesessen. Da das kranke Bein ihr den Dienst heute selbst für den kurzen Gang zur Kapelle versagt hatte, hielt sie daheim ihre Andacht; denn das fahrende Weib, das Elend und Schande durchkostet, hatte sich einen unzerstörbaren Glauben gewahrt, der ihm von frommem und rechtlichem Ahnvolk überkommen war.

Der Erni hatte nicht gegrüßt, als er eingetreten war.

„Mutter, er hat den Kaplan geschmäht!" Diese Kunde war ihm entfahren, kaum, daß er Auge in Auge mit dem Weibe stand. Und seine Blicke blitzten zürnend.

„Setze dich und erzähle," gebot die Behaimin. Ihre Stimme war tief und von klangvoller Ruhe.

Der Erni griff mit beiden Armen nach einer der Bänke und rückte sie an den Tisch, so daß er der Mutter gegenübersaß.

„Ich habe noch nie reden hören, wie der Pfaffe geredet hat," begann er, hoch aufatmend. „Es war, als sei einer vom Himmel gestiegen, dem kein Haar an uns gut schien und der uns mit Worten zerschmettern wollte. Sie sind vor ihm zu Kreuz gekrochen wie die Hunde, die die Peitsche fürchten! Und unser Herr, unser alter, guter Herr — keiner hat sich für ihn geregt, keiner ist zu ihm gestanden! Sie haben ihn gemieden wie einen Aussätzigen. So hat er sich verstehlen müssen, sie haben ihm nicht einmal das geweihte Wasser abgenommen."

„Und du?" fragte die Behaimin plötzlich und sah ihn scharf an.

Er errötete.

„Ich stand an der Wand im Sechsergestühl. Hätte ich mich hindurchdrängen sollen? Es hat mir wohl in den Armen gezuckt, und ich stieß den Zur-Flüe, der neben mir stand, in die Seite, daß er mich austreten lasse. Aber er wies mich mit barschem Murren zur Ruhe, und ich mochte dort nicht streiten!"

Die Kranke nickte und fragte weiter:

„Was begehrt der Fremde? Und was schmält er an uns?"

Der Erni lächelte spöttisch:

„Er rügt, daß zu Abfrutt keine Zeichen unsers Frommseins stehen und daß wir nicht opferwillig sind. Weil wir dem Biel-Heiland keine neuen Glieder schnitzen und die Kapelle brüchig wird, donnert er wider uns. Den Himmel und die Heiligen anbetteln und seinen Jammer vor sie tragen, sei kein Christenverdienst!"

„Zu Maria Einsiedeln und anderwärts tragen sie Gold und Silber zu den Altären und opfern. Manche — so ließ ich mir berichten — legen ihre letzte Habe auf die Tische der Heiligen," sagte sinnend die Behaimin. „Hier freilich kann der Pater dergleichen nicht finden! Vielleicht, daß ihn dieses erzürnt hat."

„Unser alter Herr sagt: Das Leben sei das einzige Opfer. So dieses nach dem Willen des Allmächtigen gelebt sei, bedürfe es keiner Schwüre am Altar und keiner Hallelujagesänge. Eine geheime Brücke zwischen Gott und Mensch sei besser denn die breite Straße, darauf die Frommen mit Pauken und Zimbeln ziehen und schreien: Wir suchen den Himmel!"

„Du behältst die Worte des Alten wohl im Sinn!"

„Ich verstehe, was sie meinen, und sinne ihnen gerne nach."

Der Erni hatte seine Arme auf den Tisch gelegt und neigte den Oberkörper weit vor. Seine

Augen vergrößerten sich. Er starrte tief in Gedanken ins Leere.

„Der Gott ist ein Rätsel," murmelte er. „Was ist der Gott? Wenn er Euch erschaffen hat, Mutter, und wenn er uns zwei in dieselbe Hütte vereint hat — ist er voll Liebe! — Aber dann — er gebietet auch über Qual und Siechtum und — warum schlägt er Euch damit?"

„Gutes und Schlimmes kommt vom Himmel! Wir sollen nicht rechten, ob uns Lohn oder Strafe wird! Die Gedanken dessen, der sie austeilt, sind von unserm armen Verstande nicht zu ermessen. Wie sollten wir also darüber richten!"

Das Weib sprach voll heldenhafter Ergebenheit. Es kannte weder Trotz noch Verzweiflung trotz seiner Last.

„Aber Strafe, die Schuldlose trifft, ist eine Untat," beharrte der Erni.

Dem hielt die Behaimin entgegen:

„Kein Mensch ist ohne Schuld."

Darauf sah der Sohn sie an mit einem Blicke, der besagte, daß er an ihr kein Fehl finden könne. Doch sprach er nicht weiter. Seine Gedanken schienen plötzlich auf andres gelenkt zu sein. Er erhob sich und schritt nach dem nebenliegenden Gelaß, einem schmalen, fast dunkeln Raum, wo er seine Schlafstätte hatte. Nach einer Weile kehrte er mit einer Linnenbinde zurück, in die er eine Anzahl zerquetschter Blätter gelegt hatte. Mit dieser umwand er den eiternden Fuß der Kranken wieder, nachdem er eine alte Binde gelöst hatte. Derweilen sagte er:

„Das ist ein großer Versuch, Mutter! Der Kaplan hat lange davon gesprochen. Aber die Blätter fanden sich nicht in unserm Gebirge. Ich habe dem Wasenwirt ein halb Jahr lang in den Ohren gelegen, daß er mir die Heilpflanze aus Livinen verschaffe. Endlich hat er einen der Säumer beauftragt. Nun mag die Probe gemacht sein! — Und wenn sie nützte, Mutter!"

Er legte die Arme um ihren Leib. Angst und Hoffnung standen deutlich in seinem zu ihr erhobenen Gesicht geschrieben. Die letzten Worte waren erregt herausgestoßen, als entscheide sich die Wirkung des Mittels zur Stunde schon.

Die Behaimin fuhr ihm mit der Hand in stummer Zärtlichkeit über den Blondkopf. Dann sagte sie, die Finger ineinander legend:

„Was bleibt uns, als beten, Bub! Das andre liegt in stärkeren Händen!"

Auch den jungen Zweifler zwang etwas, es ihr gleichzutun. So sprachen sie laut und inbrünstig ein Vaterunser.

Achtes Kapitel

Es war desselben Abends, daß der Erni, der noch spät im Stalle hantiert hatte, von der Lust gefaßt wurde, ehe er in der Hütte sich legte, einen einsamen Gang zu tun.

Die Behaimin hatte ihr Lager aufgesucht; denn die Nacht war schon vor Stunden über das Tal gekommen.

Als der Erni den Stall verließ und, aufblickend, in die Weite schaute, blendete ihm eine weiße Helle die Augen. Der sichelförmige Mond stand über dem schwarzschattigen Bergrücken zur Linken; wie ein weißglühender Halbreif hatte er sich über die Tannen gehoben und schwebte in der Dunkelfarbe des Himmels als blendender Feuerbogen. Sein Abglanz traf die schwarzen Baumgerippe, die von der Berghöhe himmelan ragten, so daß sie im Licht wie riesige Schatten mit dräuend gereckten Armen erschienen. Der Erni trat hinter den Hütten auf die Matte hinaus, um das ganze Tal übersehen zu können. Die lautlose Ruhe der Nacht tat ihm wohl und verlockte ihn, sie zu genießen. Seine Glieder waren noch kaum des Schlafes bedürftig, und er dachte daran, an dem Hang, der vor ihm aufragte, sich müde zu steigen. Junge Körper schwellt oft eine Ueberfülle von Kraft, die verbraucht sein will und sich der Trägheit nicht fügt. Auch die Sorge um die Mutter, die zur Stunde

schwerer denn je auf ihm lastete, hielt den Erni noch wach.

So tat er ein paar Schritte der Halde entgegen. Als er sich umwandte, sah er im Schatten der Brunnhütte eine Gestalt, in sich zusammengekauert und wider den Mauersockel lehnend, am Boden hocken, und schärfer spähend, erkannte er die Dirne des Brunn-Balz, die Trud.

Sie hatten allezeit gute Nachbarschaft gehalten, ob auch der Erni zu sehr an Dingen grübelte, die dem Bauernvolk zu fern lagen, als daß er sich um junge Dirnen zu kümmern Zeit gefunden hätte.

Er sah jetzt, daß sie seiner nicht gewahr geworden. Sein nackter Fuß schritt lautlos über den Mattenboden. Sich ihr von hinten nähernd, bemerkte er, daß sie das Gesicht in die Hände gelegt hielt und ein Zucken, einem Aufschluchzen gleich, von Zeit zu Zeit durch ihren Körper ging. Er legte die Hand auf ihre Schulter und nannte ihren Namen. Sie fuhr jäh empor. Und als sie sich aufrichtete, als gelte es, sich wider einen Feind zu wehren, schien sie kaum mehr das Kind, das sie doch an Jahren noch war. Es fiel genug Licht in ihr schmales Antlitz, um dem Buben zu verraten, daß ihre blauen Augen in stürmischem Zürnen geblitzt hatten, darum, daß einer sie gestört hatte. Er sah auch, daß keine Spur von Tränen darinnen war. In der Haltung des schlanken Leibes lag ein unbewußter Stolz. Zum erstenmal glitt der Blick des Behaim-Burschen wohlgefällig über die Erscheinung der Nachbardirne, und sein Ton war warm, als er fragte:

„Was tust du noch um diese Stunde im Freien?"

„Kümmert es dich?“ gab sie trotzig zurück. Aber im gleichen Augenblick schien sie sich zu besinnen, daß er ihr nichts zuleide getan hatte. Darum gestand sie mit plötzlicher Zutraulichkeit:

„Sie haben mich ausgesperrt.“

Sie hatte sich bei den Worten gegen ihn geneigt und scheu um sich geblickt, ob niemand sie höre. Als nun der Erni mehr zu wissen begehrte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und raunte ängstlichen Tones:

„Nicht hier, nicht hier! Sie möchten uns hören! — Geh doch und laß mich! Es wird wohl keines erfrieren jetzt noch, ob es auch eine Nacht im Freien bleiben muß.“

Das Mitleid bewog den Erni, ihr Freundschaft zu bieten. Er sagte rasch entschlossen:

„Ich lasse dich nicht hier! Ich will wissen, was du getan hast, daß sie dich aus dem Hause gejagt haben.“

Sie faltete die Brauen darum, daß er ihr eine Schuld beimaß. Seinen Arm fassend, zog sie ihn hastig über die helle Matte bis zu einer unfernen Stelle, wo das leise Entsprudeln und Plätschern der Quelle im Grase sich regte. Dort hatte ein von der Halde stürzender Felsblock sich tief in den Boden gebohrt und plötzlichen Rastort gefunden. Von den Dorfhütten her war der Block nicht zu erspähen. Hoch aufgeschossenes Buschwerk bildete des Steines grüne Rücklehne. Das barg auch die Trud und den Behaim vor neugierigen Augen, wenn nicht der Schlaf schon alle geschlossen hielt.

Die Trud wies auf den Stein und meinte damit

die Ladung, daß der Erni sich niederlasse. Der folgte ihr wortlos. Sie selber blieb stehen und griff mit der einen Hand zum Halt in das Laub einer überhängenden buschartigen Esche.

„Was denkst du von dem Pfaffen, der heute geredet hat?“ fragte sie dann unvermittelt.

„Ich weiß nicht,“ gab der andre zögernd zur Antwort. „Er redet schöne Worte — aber er — hat den Kaplan geschmäht!“

„Eben darum! — Ist das nicht genug? — Darum hasse ich ihn! — Und sie wollten mich zwingen, seine Finger zu küssen.“

„Wer?“ fragte der Erni.

„Der Vater und der Ohm,“ gab sie Bescheid, und beim Nennen der Namen zuckten ihre Lippen wie in Verachtung. Dann fuhr sie fort: „Ich habe es nicht getan. Dafür habe ich zu Hause büßen müssen. Schau her, Behaim-Erni, so gern hat mich der Vater!“

Mit plötzlicher Bewegung riß sie die Zwilchkutte ab und hob die nackten Arme; deutlich traten auf der weißen, weichen Haut die Spuren eines rohen Faustgriffs hervor; und auf den Schultern und dem Nacken, wo dieser aus dem Linnenhemde trat, waren dieselben blauen Flecken zu sehen. Das Blut stieg dem Erni in die Stirn; er hätte in diesem Augenblick den Zumbrunn-Balz um der Dirne willen schlagen können. Aber die Wallung verflog und ließ einen heimlichen Groll gegen die Trud in ihm zurück, darum, daß sie den eignen Vater bei ihm verklagt hatte. Diese strich einen der Aermel nach dem andern wieder über die Arme und fuhr weiter:

„So bleuen einem die Frommen die Frömmigkeit ein! Und weil das noch nichts gefruchtet hat, haben sie mich ausgesperrt! Sie glauben wohl, ich fürchte mich! Vor denen fürchten, haha!“

Der Erni sah unwillig auf. Ihr kurzes, höhnisches Auflachen hatte ihn empört.

„Weißt du noch, daß du von deiner nächsten Sippe redest?“ murrte er zornig.

Aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Freilich weiß ich es,“ gab sie laut zurück. „Und noch dazu von den Brävsten zu Abfrutt rede ich! Und sieh doch, wie brav sie sind! Sie sind mit krummem Rücken vor dem Pfaffen gestanden und haben ihn fast angebetet. Dann sind sie heim und haben ein gutes Werk vollbracht — mich geschlagen, und dann ein noch besseres — sich hinter ihre Truhen gesetzt, darinnen sie nicht oft genug wühlen und suchen können, haben gezählt und gerechnet und mit scheelen Augen einander angesehen, weil keiner dem andern sein Teil gönnt, und endlich ist Streit geworden zwischen ihnen um einen Batzen, ein Fauststreit zwischen Brüdern. Jetzt liegen sie schnarchend und schlafen die Schläge aus!“

Der Behaim-Bub erhob sich.

„Laß es genug sein,“ sagte er barsch. „In dir ist kein Gefühl, sonst würdest du den nicht vor andern herunterzerren, der dir auf der Welt der Nächste sein sollte.“

Er wollte sie verlassen, aber sie hielt ihn am Arme. Hatte sie vorhin in leidenschaftlicher Erregung gezittert, so war sie in plötzlichem Wechsel ganz ruhig geworden. Ihre Augen suchten die

seinen, und ein Rest von Kindlichkeit des Wesens trat wieder hervor, der an der Frühgereiften in der Wallung des Augenblicks völlig verschwunden gewesen war. Sie zog ihn auf den Stein nieder und schmiegte sich an ihn.

„Behaim-Bub, ist nicht dein Vater auch nicht, wie er sein sollte!"

Der Erni nickte mechanisch. Dann sagte er:

„Aber ich rede nicht wider ihn bei den Leuten."

„Weil er nicht um euch ist," sagte sie klug. „Aber wenn er dich plagte Tag für Tag — bis aufs Blut, und wenn er deine Mutter gequält hätte — bis — bis — sie gestorben wäre! Und wenn du denken müßtest, daß sie noch hätte am Leben bleiben können, wenn er sie besser gehalten hätte!"

Der Erni hatte während ihrer Rede in die Luft geschaut. Die Erkenntnis drängte sich ihm auf, daß sie bitteres Unrecht mit angesehen und selber erlitten haben mußte, und er begann ihren Groll zu verstehen. Fast unbewußt legte er seine Hand auf die ihre.

„Ich habe es einem sagen müssen," flüsterte die Trud. „Zu andern rede ich nicht davon, aber du bist ehrlich und — dich habe ich immer gern gehabt, und du mußt es begreifen!"

Er schaute in das in bleicher Lieblichkeit zu ihm erhobene Gesicht. Ein fremdes Gefühl packte ihn, das er noch nicht verstand. Er preßte die Hand, die in der seinen lag. So saßen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Kein Laut und keine Regung störten ihr minutenlanges In-die-Ferne-

Starren. Nur die leuchtende Mondsichel war im schwarzblauen Aether unmerklich höher geglitten. Wie schwarze Riesentürme ragten der Salbit und die jenseitigen Gipfel; des Dammafirns weißleuchtende Mauer verband sie zu gewaltigem Bollwerk. Der Himmel war mit Sternen besät, aber von finsterer Färbung. Nur wo er sich gegen den Gletscher senkte, hellte er sich zu lichter Bläue. Und doch brannte dort nur ein einziges Sternlicht, ein blauweißes, feuermächtiges, vor dem der Glanz der andern erloschen zu sein schien. Von dem Sterne strömten Glanzwellen auf den Gletscher, weiß, wie ein Mond sie wirft. Die Wölbungen des Eises gleißten blendend, und scharf und dunkel furchten sich dazwischen die Risse und Schrunden. Aus dem Voralptal, hinter dem grauen Turm des Salbit hervor, quollen spinnwebdünne, silberweiße Nebel. Sie strichen gegen den Gletscher, aber ehe sie den leuchtenden erreichten, zerflatterten sie und zerrannen, als lösche sie das Licht. Nur zuweilen löste sich ein durchsichtiger Fetzen, schwebte, sich ballend und wiederum in Spitzen und Arme sich dehnend, in geheimnisvoller Eile über das breite Eisfeld, tauchte einem Räuchlein ähnlich auf in das Himmelsblau und entschwand endlich wie eine verhuschende Gestalt in schimmernder Ferne.

Ein Zauber legte sich auf den Behaim und die Dirne. Träumend hingen sie und mit staunenden Blicken an den glanzgesegneten Weiten.

„Wo der Stern ist, muß jetzt die Mutter sein," murmelte endlich leise und kindergläubig die Trud.

Der Erni fuhr herum.

„Sie liegt auf dem Friedhof, einfältige Dirne,“ sagte er erregt.

Die Zumbrunn-Dirne öffnete die Augen groß und sagte voll Zuversicht:

„Ehe sie gestorben ist, hat sie es noch ausgeredet, daß ich sie wieder haben werde. Ich habe geflennt und gejammert und habe sie halten wollen. Da hat sie mich angeschaut so — so — daß ich es halt nicht mehr vergessen kann und hat mir versprochen, daß ein Wiedersehen sei im Himmel! Und was die Mutter gesagt hat, ist immer wahr gewesen.“

Der Erni sann. Seine eigne Mutter war krank, und er hatte sich nicht darüber getäuscht, daß sie an ihrem Siechtum sterben könnte. Aber der Gedanke, sie zu verlieren, war ihm unfaßlich; und wenn er in ihm aufgetaucht war, hatte er sich gefragt, ob es einen Ort gebe, wo sie auch nach dem Tode weiterlebe. Die Gewißheit, daß er sie wiederfinde, wäre ihm ein Trost gewesen. Aber sein Verstand stritt gegen den Glauben.

„Ha,“ versuchte er zu lachen, „wo sollten da oben alle Raum finden, die schon gestorben sind und noch sterben werden?!“

Die Trud blieb ernst.

„Das wissen wir nicht,“ beharrte sie, geheimnisvoll flüsternd. „In dem Herrgott seine Sachen sieht kein Mensch, sagt der Kaplan! Ich weiß aber, daß dort oben die Toten wohnen! — Die Mutter hat es gesagt,“ wiederholte sie, als ob das alles bewiese.

Der Behaim-Bub strich sich über die Stirn. Der jungen Dirne Rede wollte ihn fast glaubhaft

dünken. Ein Feiergefühl überkam ihn. Erst nach einer Weile sprach er wieder.

„Du, ist dir deine Mutter auch lieb gewesen?"

Tränen stiegen der Trud in die Augen. Der Bursche sah sie glänzen und legte ihr mitleidig den Arm um die Schulter. Da gestand sie ihm:

„Die Mutter — weißt — sie hat mir meiner Lebtag nur Gutes getan und — so viel lieb werde ich keinen Menschen mehr haben."

Er gedachte des siechen Weibes, für dessen Leben er zitterte, und verstand sie. Er wunderte sich, daß er sich noch nie um die Nachbardirne gekümmert hatte, die ihm, trotz ihrer jungen Jahre, der Freundschaft wohl wert schien. Da sah er sie fröstelnd zusammenschauern. Ein leiser Luftzug, der nicht mehr sommerlich war, atmete vom Firn her. Er erhob sich.

„Was willst du anfangen? Hier kannst du nicht bleiben über Nacht."

„Ich schleiche mich in den Gaden. Morgen sind sie froh, wenn ich ihnen wiederkomme."

„So willst du zurück?" fragte töricht der Erni.

„Wo sollte ich hin sonst?"

Darauf wußte er keine Antwort. Aber nach einer Weile ruhigen Sinnens sagte er:

„Im Gaden kannst du nicht nächten. Die Luft streicht durch alle Luken. Du magst in unsrer Hütte schlafen."

Sie sah ihn dankbar an.

„Und deine Mutter?" fragte sie aber.

„Was ich tue, ist ihr recht."

So suchten sie die Schatten und schlichen Hand in Hand zur Hütte der Behaimin. Als sie zwischen

den beiden Hütten standen, richtete sich der Erni entschlossen auf und sagte:

„Wenn du inskünftig nicht Frieden hast drüben oder einen brauchst, dir zu helfen, magst du zu mir kommen."

Die Trud entgegnete kein Wort darauf, aber ihre Finger umschlossen die seinen mit zitterndem Druck.

Dann brachte er sie in die Hütte, hieß sie sachte schreiten, daß die Kranke nicht gestört werde, und wies sie auf sein eignes Lager. Er selber legte sich in der Küche am Herde nieder.

Neuntes Kapitel

Die Herrschaft des Benediktiners zu Geschenen und Abfrutt währte schon sechs Monde. Vieles war in der Frist anders geworden. „Besser" sagten die einen und drehten mit krummem Rücken den Rosenkranz; „unerträglich" murrten ein paar nur und reckten die Schultern, als laste ein Joch auf ihnen. Ambrosius hatte alle Macht an sich gerissen. Nicht jäh und trotzig, allmählich nur und mit kühler Sicherheit hatte er das unduldsame Volk unter geistliche Gewalt gebracht. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, und mit eiserner Willenskraft dämmte er das eigne rasche Blut und den schnellere Erfolge heischenden Eifer. Was ihm zum Siege verhalf? Er durchschaute die Bauern. Alle ihre Schwächen, Fehler und Lüste erkennend, traf er sie an ihren Blößen, zwang er sich das Volk zu Diensten. Die einen wurden aus Furcht vor ewiger Verdammnis dienstbar, aus Scheu vor ihm selber andre, die meisten, weil die Menge der Schafherde gleicht — wenn die Hammel vorangehen, folgt die ganze Schar. Er stritt nicht mit Feuer und Schwert; er schreckte durch heimliches Drohen; selten zeigte er, daß er Macht besaß. Der Wasenwirt hatte sie fühlen müssen.

In der Herberge am Wasen war eine heimliche Stube gewesen, die der Justus manchen Gästen auftat, die er gerne um Stunden oder Tage länger

hielt. Prahlte er öffentlich mit der Ehrbarkeit seines Gewerbes, so ließ er in der Hinterstube Dinge geschehen, die klingende Münze in reichlicherem Maße brachten, und denen doch Heimlichkeit vonnöten war, sollte anspruchsvolleres und auf Fürnehmheit der Herberge schauendes Volk noch länger in dem Hause gasten. In der Hinterstube rollten die Würfel; wüstes Gelage war dort nicht selten. Der Wirt ließ von losen Dirnen einen Feuerwein kredenzen, der rote Köpfe machte und den Trinkern die Macht nahm, Recht und Unrecht zu scheiden.

Der Benediktiner hatte Kunde davon, sowohl wie nichts in der Gemeine ihm konnte verborgen bleiben. Und er warnte den Justus. Der verzog sein Gesicht zu grinsender Freundlichkeit und beteuerte seine Unschuld. Er lud den Pater in sein Haus und suchte den Scharfblickenden durch Mittel zu bewegen, sich blind zu stellen, die weiland an Pater Cyprian, seinem Vorgänger, nicht unwirksam gewesen. Aber Ambrosius hatte sich empört. Seine Faust war in jähem Zorn auf die Platte eines Tisches gefahren, und er hatte verheißen, daß dem Wirt schwere Strafe nahe sei, wenn er dem Willen seines Kaplans zu trotzen gedenke. Der Züricher hatte getrotzt. Und kaum um Wochen später hatten Boten vom Frauenmünster zu Zürich, das über die Herberge wie über allerlei Landsitz zu Geschenen gebot, ihm die Lehenbriefe abgefordert und ihn von Haus und Verdienst gejagt.

Denen zu Geschenen und hinterm Wald fuhr darauf ein neuer Schrecken vor dem Pfaffen in die Glieder, und sie begannen, ihm demütiger anzu-

hängen. Nur wenige standen noch offen wider ihn, der Hofer vor allen.

Der Gallus hatte sich wider den Eindringling aufgelehnt. Nach dessen erster Predigt in der Kapelle des heiligen Matthias hatte er die Gemeine zusammenberufen und dem Volke freimütig das Begehren gestellt, es sei dem fremden Pfaffen das Recht inskünftig zu verwehren, am Orte zu predigen, ja die Grenzscheide von Abfrutt zu betreten. Doch er hatte vor Tauben geredet. Der Zumbrunn-Balz war wider ihn aufgestanden, hatte den Benediktiner ob seines Eifers und seiner Frömmigkeit gerühmt und unter Augendrehen und Seufzen gestanden, daß ihm um das Heil der Seele bange und er des weisen Rates und Zuspruchs des strenggläubigen Mönches nicht entraten könne. Die Menge hatte dem Scheinheiligen beigestimmt. Wenige nur standen zu ihrem Richter. Der hatte schallend aufgelacht, die Hand auf die breite Brust gelegt und gesagt:

„Mein Herrgott und ich, wir bedürfen keines Zwischenträgers. Ich bin ehrlich vor ihm; so kann ich des Fürsprechers entbehren! Ihr andern tut, wie ihr wollt! Zu *meiner* Hütte mag unser alter Herr kommen, für den fremden Kuttenträger wird kein Einlaß mehr sein!"

Von da an hatten sich die von Abfrutt in zwei Haufen geschieden. Die einen nannten sich die Gläubigen und leisteten dem Ambrosius Gefolgschaft: die andern — eine kleine Zahl — hing dem Gallus an. Diese blieben in ihren Hütten, wenn die Kapellenglocke hallte, und wenn sie eines Priesters bedurften, holten sie den Martinus. Und der Weiß-

haarige, der nur noch scheu wie ein ungern Geduldeter auf dem heimischen Boden hauste, tat an ihnen redlich seine Pflicht.

Den Ambrosius quälte der Ehrgeiz, die Schar seiner Jünger lückenlos zu sehen, und glühende Begeisterung für die Sache seiner Kirche war die Triebfeder seines Tuns und Trachtens. Kein Weg schien ihm unheilig, seine Widersacher zu Fall zu bringen; doch, wenn im Grunde seines Herzens ein Groll wider den Gallus war, so lebte ungleich mächtiger der Wunsch in ihm, auch diesen Lauen in einen Frommen zu wandeln nach Maß der Frömmigkeit, wie er sie heischte und allein für recht und gerecht hielt. So schlich er sich in die Geheimnisse des Hofers ein, daß er ihn und seinen Wandel ganz durchschaue und seine eigne Schwäche, ja sein eignes Unglück wider ihn zu Felde führe.

Das Unglück des Hofers war sein Weib, seine Schwäche, daß er an die Stelle einer Liebschaft eine ehrbare Freundschaft mit der Cille hatte treten lassen.

Keines Hauses innere Geschicke bleiben so geheim, daß nicht der liebe Nachbar sie erriete. In den Dörfern ist ein Ohrenspitzen und atemloses Lauschen, wenn eine Kunde in den Gassen wispert, daß in einer Hütte der Unfriede am Herde sich breit macht, daß hier der Mann nach einer andern blinzelt als just nach dem ehelichen Gespons und dort das herzugezogene Weib keine fleckenlosen Jungfernjahre gelebt hat. Die Augen der Verleumdung sind Adleraugen. Sie erspähen Dinge, die noch kaum sind, vielleicht kaum geworden wären, hätten un-

saubere Lippen sie nicht ausgesprochen, ehe sie noch bestanden.

Die zu Abfrutt hatten das Weib des Gallus heimisch werden lassen in ihrem Kreise. Aber die Wendische, Haltlose hatte kein Ansehen bei ihnen. Was sie ihr an Ehre gaben, geschah dem Richter zulieb. Insgeheim mißbrauchten sie den Namen der Faustine, und kaum mit Unrecht. Sie redeten, daß die Launenhafte den Genossen durch kindisches und wechselvolles Benehmen quäle, daß sie eine schlechte Mutter sei, die dem eignen Kinde die Liebe des Vaters neide. Das war nicht gelogen. Sie wisperten, daß die Faustine ihres Weibtums vergesse und sich heimlich an allerlei Getränk, das ihr erreichbar sei, berausche. Sie logen auch das nicht. Aber sie vergaßen, daß das schwache Weib in guten Stunden gegen seine Schwächen stritt, daß es nur immer und immer wieder den bösen Trieben zum Opfer fiel, die die Starken in sich ersticken. Der Benediktiner, der sich bei den eifrigsten seiner Gläubigen, denen Zumbrunn, Wissen geholt hatte von dem, was am Orte von der Hoferin verlautete, erkannte den Dämon, der das Weib beherrschte. Sie war fromm geworden mit seinem, des Ambrosius, Erscheinen und hing ihm an. Er erriet auch, daß die Erkenntnis ihres eignen Unwerts und die zeitweise Verzweiflung sie zu seinen, des Losspruchs fähigen Priesters, Füßen trieb. Und das Weib schien ihm entschuldbar. Er gedachte sie aus den Finsternissen ihrer Sündhaftigkeit emporzuziehen.

Um so viel sündhafter deuchte ihn der Hofer aus Grund dessen, was er weiter dem Gerede der

Lästerzungen entnahm. Der Eiferer unterschied nicht, daß sie hier gelogen, was sie von dem Weibe Wahres berichtet hatten. Dem, den sie zum Richter über sich selbst gesetzt hatten, war nichts Schlechtes nachzusagen gewesen, urteilten die Redesüchtigen zu Abfrutt, aber — und sie streckten weise die Hälse — er mochte schlecht werden oder geworden sein; denn in seinem Weibe die rechte Genossin entbehrend, verkehrte er mit der Cille; und mußte nicht — fragten sie — ein Vergleich zwischen den beiden Weibern zugunsten der Andermatt-Dirne fallen? Wenn er aber diese über sein Weib stellte, so mußte ihm auch bald die alte Leidenschaft zurückkehren, und trug er solche in sich, so war nur ein kleiner Schritt zur Untreue gegen die Ehegenossin. Der Mensch ist aber zumeist voll heimlicher Schadenfreude und Neides, so daß er von andern lieber das Schlimmste denn das Beste denkt, und so wähnten auch die von Abfrutt, des Hofers himmelschreiende Untreue schon zu sehen, zu spüren, und glaubten die Zeit gelegen, edler Entrüstung über fremde Untat voll zu sein. Ambrosius schöpfte aus ihnen seine Meinung über den Richter. Und als er sich klar war über das Verbrechen des Ehrlosen, machte er sich, voll heiligen Zornes und zu allem Streit gerüstet, auf nach dem Hofe des Gallus.

Er mochte sich keines Willkommens versehen, denn der Hofer hatte seine Hütte gleichsam abgegrenzt gegen den neuen Pfaffen, was von ihm kam und zu ihm hielt. Er hatte vor Monden den Boten des Ambrosius, der ihm die Buße hätte ankündigen sollen, die über ihn um Entweihung des

heiligen Tages willen war verhängt worden, mit Spott und Hohn vom Hofe gejagt. Die Verkündigung der über ihn gesprochenen Strafe in den Kapellen zu Geschenen und Abfrutt hatte er verlacht und zur Antwort vor der Gemeine furchtlos den Spruch getan, der Benediktiner möge sich hüten, die Rechte eines Freien hinter dem Wald schmälern zu wollen; er, der Richter, möchte seine Macht zu gebrauchen wissen auch wider den Fremden im Mönchskleid. Und der Gallus war Richter geblieben, dem neuen Kaplan und denen, die ihm folgten, zum Trotz und Leid. Es bestand ein Gesetz unter den Männern am Bielwald, daß einer, den die Gemeine zum Richter erkoren, der Würde nie verlustig gehen könne, es sei denn, daß er selbst einem Richtspruch des Volkes verfalle. —

Hoher, das Auge blendender Schnee, der Geröllhalden und mit Steinbrocken besäte Matten in glatte Flächen wandelte, lastete im Alpreußtal. Drei nebeldüstere Tage hatten ihn in fast unausgesetztem Flockengestöber geworfen.

Zum erstenmal nach Wochenfrist zerriß das Gewölk, und am Himmel leuchteten tiefblaue Flecke aus zerfahrenen weißen Schwaden. Der Pfad nach Abfrutt war fast ungangbar. Ein paar Holzer nur hatten sich mit ihrer Last auf dem starken Rücken vom Bielfeld nach Geschenen durchgezwungen. In ihren Fußstapfen stampfend, schaffte sich der Benediktiner, nach dem Hofe des Gallus unterwegs, wegaufwärts.

Am Kreuzenenstein erhob sich ein neuer Kruzifixus. Mitten im Winter hatte der Mönch es er-

richten lassen. Es war aus einer Rottanne geschlagen, und das frisch behauene Holz schimmerte von weitem. Der Querbalken streckte leere weiße Arme in die Luft; noch fehlte das Bild des Erlösers, das Ambrosius im Frühjahr vom Tale zu beschicken gedachte. Der Fromme neigte sich im Vorbeigehen vor dem leeren Holz und bekreuzte sich. Dann nahm ihn der Wald auf.

Er erreichte die Hütte an der Matt, und kein Mensch war ihm begegnet. Auch um die armselige Hütte der verwaisten Dirne war es still. So schritt er vorüber und erklomm den Hügel des Hofers. Als seine Gestalt aus dem Gehölz in den freien Vorraum am Gallushofe trat, hallte die Stimme des Bauern von der Tür der Hütte.

„Haltet ein, Herr! Ihr vergeßt, daß Ihr Ketzergebiet betretet!"

Leiser Hohn lag in den Worten, aber auch ein fast herrisches Gebot. Der Leib des Bauern streckte sich unter der Tür, so daß er den Eingang wie schirmend deckte, und — war es Zufall oder Absicht — der Gallus hielt eine Armbrust in den schweren Fäusten und ließ wie spielend ein paarmal die Sehne von der Kerbe schnellen.

Ambrosius hatte mit keinem Schritte gezögert; gleichmütig und der Drohgebärde des andern unacht überwand er den letzten Raum, der ihn von jenem trennte.

Da redete der Bauer lauter und barscher:

„Ihr habt mich in Bann gelegt, Herr! Ihr weigert mir Euer Gebiet, den Kapellengrund! Darum ist Euch auch mein Grund verwehrt! Hausrecht wider

Hausrecht! Tretet zurück, wenn ich Euch nicht treiben soll!"

Er spannte die Sehne seiner Waffe und griff einen Bolzen aus dem Gürtel. Es wetterleuchtete in seinem derben Gesicht, und der braune Bart zitterte kaum merklich, während er die Lippen erregt zusammenpreßte. In seiner Haltung war nicht der Trotz eines Uebelgearteten; — der Freie lehnte sich auf wider Fessel und Zwang.

Der Mönch blieb wenige Schritte vor dem Drohenden stehen. Er stützte sich auf seinen Stab. Sein Gesicht bewahrte seine kalte Ruhe. Nur der Blick gewann an feindlicher Schärfe.

„Ein übler Empfang, Hofer-Gallus! Aber Bescheidenheit ist selten die Tugend des Schuldigen!"

Das war nicht laut gesprochen, aber es traf wie ein Stachel.

Dem Gallus flog eine Röte in die Wangen. Die Ruhe des andern weckte ihm ein Unbehagen und reizte ihn.

„Wollet Eure Worte besser messen, Hochwürdiger," murrte er auf. „Es läßt sich keiner schuldig schelten, ehe ihn nicht ein Gericht so gesprochen!"

„Ich bin das Gericht," sagte stolz der Kuttenträger.

„Das ich nicht anerkenne," trotzte der Gallus; doch gleich darauf brach er los: „Aber es mag gut sein, daß ich höre, was Ihr wider mich zu sagen habt! Redet und haltet nichts zurück, daß Ihr nicht kröpfig werdet von dem, was steckengeblieben ist! Schimpft Euren Groll von der Seele, den

Ihr wohl jedem tragt, der nicht nach Eurer Pfeife tanzt!"

Der Pater warf den Kopf zurück.

„Nicht hier rede ich," sagte er voll Würde, „und nicht als Grollender bin ich gekommen, sondern weil die Pflicht von mir heischt, daß ich mit dir rechte! — Laß uns in die Hütte gehen! Hier ist nicht der Ort, ernste Dinge zu beraten!"

Der Hofer zögerte. Dann stieß er in plötzlichem Entschluß die Tür auf und stieg über die Stiege zu den Stuben, dem Mönche, den er nicht geladen hatte, es überlassend, ihm zu folgen. Dieser zögerte nicht und erreichte dicht hinter dem Bauern das Wohngemach.

Es war eine große Helle in der geräumigen Stube. Der schimmernde Schnee warf seinen Widerschein durch die Rundscheiben. Getäfel und Dielen leuchteten vor Sauberkeit und also das mannigfache Gerät, Bänke, Stühle und Tisch, das den Raum füllte. Selbst dem Mönche wollte das Gemach wohnlicher erscheinen denn jedes, das er seit Wochen betreten hatte.

Der Gallus hatte die Tür desselben offen stehen lassen, damit der andre eintreten möge. Seine Holzsandalen schlugen schwer auf den Boden, während er einer Ecke des Gemaches zuschritt, wo die Faustine über ein Korbbett geneigt kauerte. Das Licht quoll über die schlanke, schmächtige Gestalt des Weibes und leuchtete auf dem Gesichtlein des Säuglings, den sie behütete.

Der Gesichtsausdruck eines schlafenden Kindes hat rührende Gewalt. Als das Auge des Gallus

das schlummernde traf, hellten sich seine Züge und — er wunderte sich über sich selber — etwas wie Reue kam den fast allzeit sich Meisternden an, daß er vorhin gegen den Pfaffen ungehörige Worte gesprochen hatte. Sein Kind war ihm wie ein lebendiger Warner und Vorwurf; er schämte sich unbewußt vor dem schuldlosen Geschöpf, das er sein Eigen nannte, darum, daß er sich eine Blöße gegeben.

Die Nähe des Kindes edelte selbst das haltlose Weib. Auf dem bleichen Gesicht, in dem Schein der großen Augen redete die Mutterliebe. Die Begierden, die sonst im Flackern und unruhigen Glänzen der Blicke sich verrieten, schienen zum Schweigen gebracht. Eine Weihe war um Mutter und Kind. Der Bauer neigte sich kniend über seinen Erstling und streifte, von überquellenden Gefühlen gedrängt, die Stirn mit des Küssens kaum gewöhnten Lippen. Dann erst wendete er sich zu dem Weibe und sagte mit einer Stimme, durch welche Schonung und doch etwas wie Verweis klang:

„Es ist ein Gast da, der dir willkommen sein mag."

Die Faustine gewahrte, sich umsehend, den eingetretenen Benediktiner. Ihre Züge verwandelten sich, Glut überhauchte sie; demütig, aber dennoch halb in Scheu vor dem Genossen, schlich sie zu dem Mönche und küßte ihm die Hand. Der Bauer sah dem mit gerunzelter Stirn zu. Er stand vor dem Korbe des Kleinen, die Arme übereinandergelegt und wie nach Gelassenheit ringend. Endlich sagte er mit fast ungezwungener Freundlichkeit:

„Wollet Euch niederlassen, Herr, und frei herausreden, was Euch an mir mißfällt! Vielleicht, daß ich nicht so schlimm bin, wie Ihr meint, und Ihr mit besserer Gesinnung von mir geht, als Ihr mit hierhergebracht habt."

Ambrosius hatte sich dem schweren Tisch genähert. Er legte die Hand um die hohe Lehne eines Stuhles, aber er setzte sich nicht. Seine Miene verriet nichts von dem, was in seinem Innern war. Aber während die Gestalt des stiernackigen Bauers stand wie aus dem Granit seiner Berge gemeißelt, strotzend von Kraft, offene Derbheit und Geradheit in allen Linien seines Gesichts, erschien der hagere Priester doch als der überlegenere der beiden. Sein graues Auge allein war eine Macht, und die eckige Stirn zeigte feine Falten und ließ erkennen, daß hinter der weißen Schädelwand Kräfte arbeiteten, die der Bauer mit Leibesstärke nicht zu schlagen vermochte. Daß sie zum Kampfe standen, mochte keiner leugnen, ob auch ein guter Wille noch immer den Gallus beseelte, nachgiebig und gerecht gegen den zu sein, dem gegenüber er sich vorhin vergessen hatte.

„Schicke Weib und Kind weg! Es mag besser sein, daß niemand höre, was ich zu sagen habe," sagte der Mönch harten Tones.

Der Hofer lächelte.

„Wenn ich sie gehen ließe, müßte ich mich schuldig wissen. Was Ihr von mir sagen könnt, Herr, darf jedes hören, zum meisten die, die meine Ehegenossin heißt."

„Schicke sie weg!" forderte der Benediktiner zum andernmal. Die Faustine wollte den Korb fassen.

Da legte ihr der Hofer die Hand auf die Schulter und zwang sie zu bleiben.

„Redet," sagte er, zu Ambrosius gewendet. „Ich will, daß sie höre, was Ihr so Neues und so Wichtiges bringt."

Es war, als entfahre ein kalter Strahl dem Auge des Kaplans. Seine Brust hob sich unter der Kutte. Er nahm die fast fröhliche Ruhe des andern für Frechheit und empörte sich mächtiger als vor seinem Kommen. Deshalb fiel auch von seinen Lippen jäh und vorzeitig die ganze ungeheure Anklage, die er dem Gallus ins Gesicht zu schleudern vermeint hatte, wenn er durch Kreuzfragen ihn erst zum Geständnis gebracht habe.

„Du brichst deinem Weibe die Ehe, Hofer-Gallus! Das Kind hat einen ehrlosen Vater!"

Das klang scharf und gemessen durch die Stube, wie ein Ueberzeugter redet, dem nicht mehr zu prüfen, nur noch zu richten obliegt.

Der Hofer war bleich geworden. Seine Lider waren blitzähnlich über die Augen gesunken, als fasse ihn ein Schwindel. Er öffnete die Arme; die Hände ballten sich zu Fäusten, und langsam, als zerbreche er in jeder mit Riesenkraft einen Gegenstand, ließ er sie an seine Seite sinken. Dann wendete er den Kopf nach dem Kinde und sagte mit verzerrtem Mund und schwankender Stimme:

„Gut, daß du das nicht gehört noch verstanden hast, Kindlein!"

Und zu Ambrosius sich kehrend, sagte er und hielt mächtig an sich:

„Wer hat dir das Märlein aufgebunden, Pfaffe?"

Die Faustine war vom Lager des Kindes emporgefahren. Vorgeneigten Leibes lauschte sie und hing mit heißen Blicken an den Lippen des Mönches, als brächten seine nächsten Worte ihr Leben oder Tod.

Die Falten in der Stirn des Ambrosius vertieften sich. Seine Nasenflügel bebten.

„Willst du leugnen, daß dein Herz an der Cille hing, der Nachbardirne, zur Zeit, da du diese zum Weibe nahmst?"

Der Gallus antwortete nicht sogleich. Er bereute, daß er dem Mönche nicht gehorsam gewesen war und sein Weib hatte gehen heißen. Sie jetzt noch hinauszuweisen, brachte er nicht über sich. Zu viel war schon gesprochen, und er war sich keiner Schuld bewußt. Aber er begriff, daß jedes Wort, das er sagen mußte, ein Stachel für das Weib sein würde, dessen Herz an ihm hing. Mit unklarer, fast leiser Stimme sprach er endlich:

„Ihr hattet recht, daß das Gespräch nicht für das Weib taugt. Hätte ich erraten, daß Ihr an Vergangenem zu rühren kommt! — Aber Ihr fragt! Gut denn! Es ist eine Zeit gewesen, da vermeinte ich, die Cille zum Weib zu nehmen."

Die Faustine ächzte und tat einen taumelnden Schritt gegen die Tür. Dann blieb sie aufs neue stehen. Sie maß den Gallus mit Blicken, in denen etwas wie Haß loderte. Aber gierig harrte sie, daß die beiden weiterredeten.

Der Hofer, als er sein Weib anschaute, fühlte sein Blut wallen.

„Was stehe ich Euch Rede!" schrie er. „Ihr

habt kein Recht zu fragen. Ich bin meines Weibes Genosse in Ehren und Treuen gewesen, ich ..."

„In Ehren und Treuen?" unterbrach ihn forschend und voll bitteren Hohnes der andre.

„Bei Gott, ja," brauste der Hofer auf. „Wer redet anders?"

Das Kind erwachte und wimmerte. Keines achtete darauf.

Der Benediktiner hob aufs neue an.

„Mit Schwören und Schreien beweisest du nichts," sagte er kalt. „Du gehst mit der Dirne um. Es ist eine — große Freundschaft zwischen euch!"

„Eine große Freundschaft — so mögt Ihr es nennen," gab der Hofer zu, „aber nichts andres — nichts andres! — Die Dirne ist frohgemut, starken Herzens — sollte ich mich nicht an ihr freuen? — Aber mehr nicht, Pfaffe! Wer redet mehr?"

Gelassen, aber schonungslos sprach der andre: „Die Faustine, dein Weib, ist dir fremd geworden — seit ich hier bin."

„Seit Ihr hier seid," sagte der Hofer mit seltsamer Betonung und lachte kurz.

„Sie fühlt ihre Schwäche und Sündhaftigkeit und sucht nach dem Heil — mit meiner Hilfe," fuhr Ambrosius fort. „Dir ist sie zur Last, weil sie schlecht ist."

Die Geschmähte schluchzte. Sie fiel auf die Knie und rutschte, die Hände erhoben, auf den Mönch zu, als ob sie ihn zu schweigen flehe. Es war etwas Unwahres in ihrer Zerknirschung. Ein Ekel faßte den Gallus; er konnte es nicht wehren. Härter, als er gewollt hatte, kam seine Rede.

„Ich schäme mich im stillen, daß sie sich vergißt. Zur Last ist sie mir nicht.“

Ambrosius glaubte das verhüllte Bekenntnis seiner Schuld zu hören.

„Siehst du,“ sagte er mit erhobener Stimme, „du schämst dich deines Weibes und achtest die andre hoch! Das ist der Boden, auf dem die Begierden gedeihen. Sie sind wohl gediehen. In Gedanken — vielleicht in Taten — hast du nach dem Weibe deiner Liebe begehrt. Siehst du, wo du stehst? Und begreifst du, daß ich gekommen bin, dich zu retten? Ich habe den Weg hierher gemacht, von dir zu begehren, daß du die Buhlschaft lassest!“

Die Erklärung ernüchterte den zornigen Bauern. Er schritt zu einem Stuhle und warf sich darauf.

„Es ist ein übel Ding, gelehrt und wissend zu sein,“ sagte er langsam. „Da hat Eure Klugheit Dinge erfunden, die sein könnten, wenn ein Bauernschädel so weit dächte wie das Hirn eines Gelehrten. — Lasset Euch gesagt sein, daß weder die Dirne noch ich jemalen unlautere Gedanken getragen! Das mag Euch genügen und muß. Ich stehe fürder nicht Rede. Und — meidet künftig diese Hütte! Ich warne Euch! Ihr habt Unfrieden ins Dorf getragen, dieses Haus hat für dergleichen Saat nicht Raum. Geht! Euer geistlich Gewissen mag beruhigt sein. Das Schaf ist nicht so räudig, wie Ihr vermeint habt.“

Seine Rede war voll Geradheit und seine Verteidigung selbst dem Mönch glaubhaft. Dennoch begehrte Ambrosius:

„Schwöre, daß du fürder kein Aergernis gibst und deine Pflicht an deinem Weibe tust!“

„Das erste kann ich nicht beschwören, weiß ich doch nicht, worüber zunächst Eure Frömmigkeit sich zu ärgern gedenkt. So Euch das zweite beruhigt — gut, ich schwöre!“

Er stand auf und hob drei Finger seiner Rechten.

Der Benediktiner wollte ihm vorsprechen: „Bei dem Schutzpatron von Abfrutt, Sankt Matthias! Bei der heiligen Mutter Gottes ...“

Aber finsterer Ernst war plötzlich in das Gesicht des Hofers gekommen, er sagte fast feierlich:

„Beim Leben des Kleinen dort, der von meinem Blut ist und vor dem ich mich schämen würde, wenn der Satan über mich Gewalt hätte!“

Seine drei ausgestreckten Schwurfinger wiesen nach dem Bett des Kindes. Die Faustine war zu diesem zurückgeschlichen. Ihr Oberkörper deckte es vor den Blicken des Hofers. Es war, als wollte sie ihm das Kind wehren. Sie schaute scheu und gehässig über die Achsel nach ihm zurück. Er achtete nicht weiter darauf, sondern beobachtete den Pater, der sich erhob, als wäre seine Sendung vollendet.

Ambrosius verriet das Gefühl des Gedemütigtseins nicht, das in ihm war, nun ihm der Bauer die Waffe entwunden hatte. Er tat ein paar Schritte, erreichte die Tür und wendete sich in deren Rahmen.

„Ich habe scharfe Augen, Hofer-Gallus. Und ich denke sie zu brauchen. Trotz und Gewalt schrecken mich nicht. Wenn ich dich inskünftig schuldig finde, wirst du von mir hören.“

Mit dieser Drohung schied er. Der Stolze hatte sie nicht zu unterdrücken vermocht.

Der Gallus hatte die Worte kaum gehört. Er

wollte sich seinem Weibe nähern, dieses aber raffte sich auf, riß das Kind aus den Linnen und stob aus der Stube, vor seiner Berührung flüchtend. Er hörte sie drüben ein Gemach betreten und die Türe wider ihn riegeln.

Für einen Augenblick drückte ihn eine ungeheure Sorgenlast. Dann machte ihn eine plötzliche Leibesbewegung der Kraft seiner Muskeln bewußt. Es ging wie ein Ruck durch seinen Körper. Und er überwand gleichsam mit Leibesstärke die Schwäche des Herzens. Es fiel ihm die Arbeit als Mittel wider die Sorge ein. Und es war ihm, als müßten ihm beim Schaffen die Augen aufgehen, daß er aus der Wirrnis der Kummerstunde einen Ausweg finde. Er schritt über die Stiege zum Hausflur. Seine Tritte dröhnten. Er ergriff Seil und Axt auf seinem Wege. Dann stieg er, sich zu befreien, durch Schnee und pfadlosen Hang zu Wald.

Seine Schläge hallten und krachten eine Stunde darauf durch die Winterstille. Jeder Hieb schlug eine Sorge tot.

So raffte sich der Starke aus der Lahmheit des Geistes.

Zehntes Kapitel

Ihr habt Unfrieden ins Haus getragen, dieses Haus hat für dergleichen Saat nicht Raum."

So hatte der Gallus den Mönch beschieden und allzu stolze Worte gebraucht. Ambrosius hatte doch den Unfrieden zurückgelassen und der Bauer ihn noch nicht wieder zu verscheuchen vermocht, obwohl er ehrlichen Willens war.

Nach dem Besuche des Benediktiners hatte die Faustine sich mit dem Kinde zwei Tage lang vor ihrem Manne in eine Kammer verschlossen. Er hatte einmal an die Tür gepocht und ihr zu öffnen befohlen, aber sie hatte in ihrem Trotze verharrt. Da ließ er sie gewähren und ging seiner Arbeit nach und stillte sein Verlangen nach dem Kleinen, indem er dem Wimmern und Weinen lauschte, das zuweilen durch die Wand drang. Erst am Morgen des dritten Tages ließ er seine Faust abermals wider das Türbrett der Kammer poltern und heischte Einlaß. Die Magd mochte bei der Hoferin hin und wieder gehen, dem Bauer blieb der Eintritt verwehrt. Der aber lehnte seine Schulter gegen das Holz und sprengte den Riegel. Gelassen, allen Trotz bemeisternd, trat er in das kleine einfenstrige Gemach. Sein erster Blick suchte das Kind. Es lag in seinem Korb und schlummerte. Eine Last fiel ihm von der Seele, als ob er gefürchtet hätte, das Kleine sei ihm verloren. Dann spähte er nach

der Faustine. Er fand sie in einer dunkeln Ecke des Gemachs auf einem Strohlager hockend.

Das weiße Gesicht und die nackten Arme der Hoferin leuchteten aus dem Dämmer. Sie hatten dem noch nahe bei der Tür zögernden Bauer das Weib verraten. Hastig trat er zu ihr. Sie erhob sich nicht. Er sah, daß sie, als ob ihr heiß sei, die Jacke sich vom Leibe gezerrt hatte. Hemd und Mieder deckten locker den Oberleib bis zum Hals; dieser war wie die Arme bloß. Die dunkeln zerzausten Haare hingen in das bleiche Gesicht. Die Augen flackerten zuweilen begehrlich auf, dann wieder sanken die Lider wie schläfrig darüber. Der Mund war leicht geöffnet und atmete keuchend. Abscheu und Schrecken stritten in dem Hofer.

Die Faustine kümmerte sich nicht um ihn. Erst als er sprach, sah sie ihn mit einem glasigen, unklaren Blicke an.

„Wer hat dir das gebracht?“ zwang er mühsam die Frage heraus und wies auf Krug und Becher, die zu ihren Füßen lagen.

„Geht es dich an, du?“ stammelte sie. „Wenn ich durstig bin, will ich trinken und frage dich nicht.“

Es zuckte ihm in den Fäusten. Ein ungeheurer Haß kam über ihn. Er hätte sie würgen können. Aber von ungefähr stach ihm das Bett des Kindes in die Augen. Da verflog die sinnlose Wut. Er strich sich über die Stirn. Nach der Tür schreitend, rief er die Magd und hieß sie das Kleine wegnehmen. Krug und Becher hatte er mit einem Fußtritt in die jenseitige Ecke des Gemaches ge-

schleudert. Nun, da die Magd nach seinem Geheiß getan und die Stube verlassen hatte, riß er die Faustine empor. Der schmerzhafte Griff seiner Finger weckte sie. Sie suchte sich ihm zu entwinden, aber sie war wie ein Kind in seinen Armen. So zwang er sie, halb sie tragend, nach dem Wohngemach. Dort hieß er sie auf einen Stuhl sich setzen, doch sie schnellte empor und hielt sich am Tische. Als wüßte sie nicht, wie ihm begegnen, rang sie nach Worten.

Er stand an der Tür, jeden Unberufenen fernzuhalten. Endlich sagte er streng und doch voll zitternden Warnens:

„Weib, wohin soll das kommen? Du richtest uns alle zugrunde!"

Sie lachte leise und höhnisch.

„Wer ist denn schuld daran? Bist du besser als ich? Du läufst hinter einer andern! Kann mich einer schelten, wenn ich das auf meine Art vergesse?"

„Laß das faule Gerede," grollte er. „Du weißt, daß du lügst, wenn du mich anklagst."

Der höhnische Ausdruck ihres Gesichtes schwand nicht. Sie gewann allmählich wieder Gewalt über sich, und ihre Augen schimmerten streitlustig.

„Hast du dem Pater nicht gestanden, daß du dich meiner schämst?"

„Ja! Und es ist wahr, bei Gott!"

„Aber," reizte sie ihn, „du, der Richter — und hältst so viel auf deine Geradheit und deine Gutheit und schmähst dein Weib vor andern, statt ihr sich bessern zu helfen."

„Ich habe dir oft genug helfen wollen," wendete er nachdenklich ein.

Und weil sie seine Rede fast milde fand, änderte sich plötzlich wieder ihre Laune.

„Du hättest es ja gekonnt," winselte sie. „Ich wäre schon recht geworden mit der Zeit."

„Ja — du!" zweifelte er.

„Ja!" schrie sie ihn an. „Ja, dir hätte ich alles zuliebe getan. Aber du — du bist schlechter als ich. Warum hast du mich genommen und dabei eine andre im Herzen gehalten? Schau, wenn ich — schau — das zahle ich dir heim, du!"

Sie schüttelte die Faust gegen ihn. Er fühlte, wie sie sich ein Elend von der Seele schreien zu können glaubte, und er wußte, daß er an ihrer Last die Schuld trug. Ehrlichen Sinnes gedachte er sein Fehl gutzumachen. Er streckte ihr die Hand hin.

„Was geschehen und geredet ist," sagte er, „kann ich nicht mehr ungeschehen und ungeredet machen. Aber — wir müssen zusammen hausen, du und ich, und das Kind muß Vater und Mutter an uns haben. Komm, Faustine, laß uns das in Ehren sein! Wenn dich dein — Laster ankommen will, so will ich dir helfen und will an dir vor des Herrgotts Augen meine Pflicht mit gutem und redlichem Willen tun. Wenn du mich nicht mehr magst, so liegt dir doch das Kind am Herzen, und — dem zulieb — laß uns gut zusammen sein! Es wird noch gehen. Laß es uns versuchen!" Sie hatte zu Boden gestarrt und zugehört. Seine ausgestreckte Hand blieb unbeachtet. Langsam hob

sie den Blick und sah ihn versteckt und von der Seite an.

„Das Kind," sagte sie, „und dann wieder das Kind! Es muß Vater und Mutter haben. Es muß mir am Herzen liegen. Du — es kommt aber von dir, und du — liegst mir nicht mehr groß am Herzen! — Versuchen sollen wir es wieder zusammen? Ja — das müssen wir wohl — aber — wie es gehen wird, das wollen wir lieber nicht voraussagen, das wird schon anders kommen, als man es ausrechnen kann. — Also — deine Schlechtigkeit, die ist ausgeglichen, meinst? Und jetzt kann ein neues Leben angehen? Nun ja — leben muß einer ja, solang er nicht stirbt. Also, leben wir zwei halt! Nur wie, das muß sich noch weisen!"

Ihre sonderbaren Worte waren ihm unverständlich. Er sah, daß ihr nichts an der Versöhnung lag, aber er war fast frohen Mutes. Er meinte es gut und war gewiß, daß wieder Friede werden würde mit der Zeit. Darum drängte er sie nicht. Näher an sie tretend, sagte er:

„Ich habe dir ein Leid angetan, ohne daß ich es gewollt habe. Du hättest es nicht erraten, daß ich nicht mit dem Herzen habe dir anhangen können, als ich dich zu meinem Weibe gemacht habe. Der Kaplan hat ausgesprochen, was hätte verschwiegen bleiben sollen. Aber ist es nicht besser, wenn zwei Leute, die die Ehe zusammen halten, einander anhangen, weil eines des andern Bravheit erkennt, als wenn eine närrische Liebe sie zueinander zwingt? Und so können wir zwei immer noch werden Mann und Weib, in Ehren und mit treuem Sinn für-

einander! Verrede es derweilen noch nicht, Faustine! Versuchen wir es nur!“

Er hatte den Arm um sie geschlungen und ihr mit Gewalt den Kopf gehoben, daß sie ihn ansehen mußte. Sie biß die Zähne in die Unterlippe und schloß die Augen vor seinem Blick. Da verließ er sie, nicht im Groll, noch immer voll Hoffnung, daß alles wie vormals werde.

Wenige Tage schon belehrten ihn darüber, daß Faustine die ihr angetane Unbill nicht verwand. Das Weib schien mit sich selber zerfallen. Sie mied ihren Mann, wo sie konnte; wenn sie ihm aber begegnete, zeigte sie ihm Haß und Hohn. Das Kind liebkoste sie in der einen Stunde mit unsinniger Zärtlichkeit; in der nächsten weigerte sie ihm jede Sorge, als sei ihr das eigne Geschöpf verhaßt. Mehr denn früher, so daß die Schwäche zum herrischen Laster wurde, frönte das junge Weib dem Trunke; mit diebischer Schlauheit täuschte sie den Hofer und erschlich sich den Feuertrank. Wenn ihr vor sich selbst der Ekel kam, verfiel sie in selbstquälerische Frömmigkeit. Sie wand sich zu Füßen des beichtehörenden Benediktiners und flehte um schwere Strafe, und vor dem Altar rutschte sie die Knie wund. Letztlich hatten sie sie ohnmächtig aus der Kapelle Sankt Matthias heimgetragen. Sie hatte, sich zu kasteien, über Vermögen lang in dem kalten Gelaß auf scharfkantigem Holzstück gekniet. Die Zumbrunnbrüder hatten sie vor dem Altar liegend gefunden und sie tot vermeint. Aber sie erwachte zu Hause wieder. Die um sie waren, bekamen zu spüren, daß sie lebte.

In denselben Tagen lief ihr die Cille in den Weg. Und auf die hatte sie gepaßt. Die Dirne erschien ihr als die Giftmischerin, die den Trank, daran sie jetzt krankte, bereitet hatte.

Die Faustine war auf dem Weg zu dem nahen, seitwärts im Gestein stehenden Gaden. Ein warmer Morgen weckte erste zage Frühlingsstimmen. Das Sonnenlicht glitt gleichsam streichelnd über den Schnee und machte ihn lebendig. Da und dort löste sich eine Flocke von der weißen Decke und zerrann am Boden. Tausende schimmernder Tropfen einten sich zu kristallhellen Bächlein und suchten den lauten, stimmgewaltigen Bruder, den Alpbach, der, wachsender Kräfte sich bewußt, die letzten Eiskrusten von seinen Steinen riß und in Jagesprüngen zu Tal zu schießen begann. Manches der Wässerlein versank wohl und versickerte oder blieb als trübe Lache in einem Erdloch stehen; aber immer neue Quellen flossen. Das ganze Gelände schien rege. An den Geröllhalden reckte das Buschwerk die hageren, blattlosen Zweige; keine Last drückte sie mehr, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Vogel sich auf einen der kahlen Aeste schwang, sich wiegte, das Gefieder der Sonne bot und zaghaft, gleich wieder verstummend, zu einem Singen ansetzte.

Die Andermattdirne kam von der Waldhöhe gestiegen. Mit der hellen Frühe hatte sie sich hinaufgemacht. Nun war ihre Arbeit getan. Sie schleppte ein schweres Reisigbündel am Seil herab durch den Schnee. Ein schwaches Rot lag auf den Wangen. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten; sie ließ sich Gesicht und Scheitel von der Sonne

bescheinen und genoß die neue Wärme mit unbewußter Lust. Ihr Busen dehnte sich, die Arme schienen wie gestählt, eine große Schaffensfreude regte sich in ihr.

Als die Cille sich dem Hofe des Gallus, an dem ihr Pfad vorüberführte, genähert hatte, löste sie sich die Steighölzer von den nackten Füßen; denn der Weg war von da ab breit und zertreten. Aber den Kopf hebend, gewahrte sie den Gallus, der, zum Waldgang gerüstet, ihr entgegenkam. Sie löste die Rechte aus dem Seil und bot sie dem Bauern, der sie zu rauhem Druck faßte und fallen ließ. Dann sagte die Dirne, ihm ernsthaft ins Gesicht sehend:

„Unfreundliche Miene paßt schlecht in den ersten Taumorgen. Ich hätte dich kaum erkannt, als mir dein Zorngesicht vor Augen kam."

„Es hat mir noch keiner viel Lachen und Uebermut vom Gesichte lesen können," wich er aus.

Aber sie erwiderte mitleidig:

„Gib dir doch vor mir keine Mühe! Du hast Sorgen, Nachbaur!"

Sie erwartete, daß er sich seine Last vom Herzen rede. Es war allzeit klar zwischen ihnen gewesen, und die Dirne meinte nicht anders, als daß es ihm wohltue, wie sonst, von der Mühsal auf sie abzuwälzen. Obwohl sie für sich war und kaum den Fuß ins Dorf setzte, war ihr wohlbekannt, daß die Gegnerschaft des Benediktiners und seiner Anhänger dem Gallus zu denken und zu schaffen gab. Auch daß der Unfriede sich bis in seine Hütte geschlichen, war ihr nicht fremd. Und sie war bereit, ihn zur Geduld zu mahnen.

Der Hofer wollte sprechen. Da ließ ihn ein kreischendes Rufen die Worte unterdrücken.

Die Faustine stand drüben am Gaden und schwang die Fäuste gegen die beieinander Stehenden. Ihr Haar hatte sich gelöst; sie mochte, als sie mit zorniger Gebärde das Kopftuch zurechtgerissen, die Strähne entknotet haben. Ihre Augen leuchteten irr.

„Schamlose!“ schrie sie hinüber. „Am hellen Tag kommt ihr nicht los voneinander. — Lauf, Buhldirne, daß ich dir die Augen nicht auskratze! Was tust du auf dem Hof? Weg, sage ich — oder —“

Außer sich eilte sie durch die Steine hinauf zu jenen. Sie schmähte und lästerte und warf sich wie eine Wildkatze der sich starr aufrichtenden Dirne entgegen.

„Hast du keine Scham? Der hat Weib und Kind. Und du ziehst ihn ein! Pfui über dich, Metze!“

Der Hofer schnitt ihr die scheltende Rede ab. Er war jäh zwischen die beiden Weiber getreten. Ein wilder Zorn leuchtete in seinem Gesicht. Mit rauhem Griff umspannte er die Handgelenke der Faustine und zwang sie selbst zur Seite.

„Schweig — oder — es möchte dich gereuen, daß du mehr redest!“ knirschte er.

Und sie erschrak vor dem Ausdruck seines Gesichts und taumelte rückwärts. Da wendete er sich zu der Dirne.

„Geh heim,“ sagte er finster. „Du magst ihr verzeihen. Sie ist von Sinnen gewesen.“

Die Cille stand noch immer starr und mit großen

Augen. Das letzte Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Ganz ruhig sagte sie endlich:

„Du magst — freilich — Sorge haben, Hofer-Gallus."

Und nach der seltsamen Rede zog sie das Seil ihrer Last an sich und stieg abwärts. Als sie gegangen war, führte der Hofer sein keuchendes Weib, das ihm halb ohnmächtig am Arme hing, hinab zur Hütte.

Von der Zeit an wurde die Andermattdirne fast zur Einsiedlerin. Sie mied den Hofer-Gallus wie die böse Pest. Die Augen waren ihr aufgegangen von dem, was die Faustine gesagt hatte, und über vieles andre, das nicht gesagt worden war.

Elftes Kapitel

In der Behaimhütte hatte die lähmende Sorge Wohnung genommen. Das kranke Weib sah sie Tag für Tag des schleichenden Winters bei sich zu Gaste. Wenn es zur Dämmerzeit müßig und erschöpft sich auf sein Lager warf, stand der Schatten an seinem Lager und raunte trübe Geschichten zu der Siechen Erbauung. „Auf dich hat der langsame Tod seine Hand gelegt,“ lernte da die Behaimin. „Er will an dir sein Kunstwerk vollbringen. Der Leib soll absterben Glied für Glied und doch die Lebensflamme nicht erlöschen können. Herz und Hirn läßt er dir gesund bis zuletzt, daß du selber die Tage berechnen lernst, wann das Siechtum den Sitz des Lebens erreichen mag. Fühlst du die Wunde im Nacken wachsen? Andre mögen aufbrechen, ehe diese sich schließt. Ein Menschenrücken vermag viele Beulen zu tragen.“

Wenn die Gunde der Zukunft und ihrer Schrecken dachte, dann faßte ein Schwindel die Starke. Sie schlug die Hände vor die Augen, stöhnte auf und fragte im stillen: „Barmherziger des Himmels, wäre es möglich, daß, was mich im bösen Traum heimsucht, wahr werden könnte?“

Dem Erni verschwieg sie die heimliche, wahnsinnige Angst. Die beiden täuschten einander und übten eine Verstellung, die ihren Naturen zuwider war und weh tat, doch ihnen die Liebe eingab.

Ihre tägliche Rede blieb: Der Herr im Himmel schickt wieder bessere Zeiten! Und beide verzagten doch am guten Ende. Und dieselbe Furcht und Unrast peinigte beide. Der Erni kauerte tagelang grübelnd in seiner Kammer oder suchte den Martinus auf, daß er mit ihm berate, oder lief stunden- und tageweit zu Tal, alles das, damit er ein Heilkraut finde, der Mutter zu helfen. Alsdann kam er von Zeit zu Zeit mit hellem Antlitz und brachte eine Pflanze, eine Wurzel oder einen Saft und jubelte: „Jetzt wird es gut, Mutter!" Im stillen flackerte ihm kaum noch zuweilen die Hoffnung auf, daß er zu helfen vermöge. — So auch das Weib. Sie tat nach des Burschen Geheiß, als wäre er der Welt größter Heilkundiger und Helfer — vielleicht war er es, wenn die Liebe die machtvollste Helferin ist —, aber auch die Behaimin verzagte, daß der Bursche ein Mittel gegen ihr Siechtum finde.

So gingen die grauen, nebelschweren und die glanzgesegneten und die sturmtollen Wintertage. Die Sorge hockte fest am Behaimherde. Aber das Weib und der Bursche hatten doch eine Waffe dawider. Das Bewußtsein, daß eines des andern Nähe noch genoß, daß eines dem andern noch lebte, das war ihre Helle und ihre Zufriedenheit. Diese Gegenwart ließ sie zuweilen der unsicheren Zukunft vergessen.

Manchmal suchte Martinus sie heim. Die Behaimin vermochte nicht mehr zur Kapelle zu gehen, wo der Benediktiner predigte und mit seiner Worte Gewalt auch den Grübler, den Erni, halb gefangen genommen hatte, so daß eine scheue Ehrfurcht vor dem strengen Mönche den Gesellen erfüllte. Darum

kam Martinus, mit dem Weibe zu beten, das dem neuen Kaplan nicht günstig gesinnt war. Der Weißhaarige, der erkannte, vor welch furchtbarer Leidensfrist die Kranke stand, hatte ein großes Mitleid für dieselbe und spendete allen Trost, den er zu geben wußte.

Die Nähe eines ehrwürdigen Alten ist wohltuend; eine große Ruhe liegt im Winter, auch im Winter der Menschen. So war es der Behaimin, wenn Martinus ihr Gemach betrat, als trete der Friede zu ihr, und sie mochte neben ihrem Burschen keinen lieber an ihrem Lager oder neben ihrem Stuhle sitzen sehen. Die Sieche und der Greis sprachen nicht von Genesung und besseren Tagen. Sie waren sich beide wie vom Schicksal Gezeichnete, die den Rufer vor der Türe wissen. Sie sprachen von dem Tod, der ein Erlöser ist.

„Sterbet Ihr gerne?" verlangte die Behaimin zu einer der Stunden zu wissen.

Und Martinus hob das gebeugte Haupt, strich langsam das Silbergelock aus der Stirne und sah sie aus zufriedenen Augen an.

„Warum nicht?" sagte er. „Ich bin doch lange bereit. Wenn es mich zur Stunde träfe — ich kann nur die Hände falten und das ‚Amen' sagen, es ist nichts zu tun noch zu denken geblieben."

Dabei fanden sich seine dürren Finger auf seinen Knien. Die Lider fielen ihm über die Augen. Sein Haupt neigte sich auf die Brust. Das war gleich einem Entschlafen und währte eine lange Weile. Und derweilen starrte die Behaimin auf den Gebeugten, zu scheu, um seine Ruhe zu stören, und

doch halb ungewiß, ob er nicht just aus dem Leben gegangen sei. Es kam ihr dabei zum Bewußtsein, welch ein Segen um ein solches „Bereitsein“ sei, und etwas von der Seelenstille des Martinus ging auf sie über. Dann, als der Kaplan aus seiner Versunkenheit oder Schwäche erwachte, verlangte sie Beichte zu sagen und redete sich das Herz von viel Unrast frei. Und für Tage lang verschonten sie die Schreckbilder, die ihr sonst die Angst malte.

Dann kam der Benediktiner. Der Pflichteifrige mied die Hütte nicht, wo er eine Sieche wußte. Mehr denn einmal hatte er die arme Behausung der Behaimin betreten. Diese empfing ihn mit Neugier und Staunen. Dann, als der Mönch ihr ohne Schonung zu wissen tat, daß kaum etwas andres denn der Tod ihr zu hoffen bleibe, und da er von den Schrecken des ewigen Gerichts zu reden anhob und mit seinem Dräuen sie mehr erzürnte und verwirrte als demütigte, lehnte sie sich wider ihn auf und hieß ihn fernbleiben. Der Eiferer stritt mit allen Waffen seiner Begeisterung und Ueberzeugtheit wider das einfache Weib und fand so flammende Worte, daß er dem grübelnden Erni, der ihnen lauschte, einen Zweifel in die Seele legte, ob nicht demütigere Buße der Mutter vonnöten und ein besserer Weg auch zu ihres Leibes Gesundheit sein möchte. Die Behaimin jedoch blieb kalt und hieß zum andernmal den Pater gehen. Insgeheim freilich blieb eine Qual auch in ihr, denn sie sann wohl seinen Worten nach, die keinen noch so zagen Trost enthalten hatten. Ihr Gemüt verdüsterte sich

ob solchem Sinnen und vergaß des Guten, das Martinus verheißen hatte.

So härtet ein Priester die Herzen seiner Hörer, wenn er nicht mit der Strenge die Barmherzigkeit zu paaren weiß. Die Rede eines Seelsorgers mag dräuen und schmälen, aber die Verzeihung muß in seinen Blicken stehen, und seine Hand muß mild und versöhnlich sein wie die einer Mutter. Ambrosius hatte keine Milde.

Zur Zeit, da die Sonne an Kraft gewann, das Zirpen der Vögel von den Hängen erscholl und die Hütte der Siechen noch erreichte, wollte ein Schimmer auch diese durchleuchten. Der Leib des Weibes erstarkte, die Wunden und Beulen verheilten. Der Erni hatte das Wunder vollbracht. Aus allerlei Heilmitteln, die er an der Mutter erprobt und unwirksam oder doch nur lindernd befunden hatte, gewann er eine Salbe von, wie er wußte, starker, zuerst ihn fast ängstigender Wirkung. Tage und Wochen hatte er fieberhaft erregt an dem Rätsel gesonnen, dann hatte er den Martinus aufgesucht und ihm in Hoffen und Zweifeln von dem gesprochen, was er gefunden zu haben vermeinte. Der Alte hatte ihm reglos gelauscht, unter den weißen Brauen hervor einen staunenden Blick auf den Gesellen geworfen und endlich seine Hand in seine beiden genommen und etwas gesagt, das dem Erni unverständlich war.

„Deine Mutter ist ein reiches Weib!"

Und alsdann hatte er ihm nicht widerraten, sein Mittel zu erproben.

Noch desselben Tages hatte die Behaimin ihres

Buben Geheiß getan und auf ihre Wunden die Heilsalbe gelegt und war daran in Wochen fast genesen. Mit dem Frühling, der in die Hänge stieg, alles Erdreich befreiend, grünen Sammet hinbreitend über die Talgelände und Goldfeuer fachend auf den Steintürmen, kam es auch wie eine Erlösung über die Behaimin und den Erni. Sie sahen einander an jedem Morgen mit hellen Augen an und lasen ein jedes aus des andern Blicken die Gewißheit, daß das Siechtum und die Sorge besiegt seien. Und danach ging der Erni leichten Herzens und mit dem Singsang des Uebermütigen an sein Tagewerk, zu dem er sich bei dem Hofer verdungen. Wenn er durch die Gasse schritt, lag auf seinem Gesicht ein Ausdruck, der fast wie Verklärtheit war. Die Bauern gafften in das knabenhafte Jünglingsantlitz und fühlten dem Blondkopf sich zugetan, wie man einem Freudigen nicht gram sein kann, wo immer er einem nahetritt. Des Gesellen Gestalt reckte sich mächtig und baumhaft; die Dirnen spähten nach seinen Zügen, und das Ebenmaß der Glieder stach den Neugierigen in die Augen. Der Hofer aber hatte einen eisenstarken und des Schaffens nie müden Knecht an ihm.

Während der Erni im Gallushofe war, waltete die Behaimin ihres ihr ungewohnt gewordenen Amtes am Herdfeuer, in Hütte und Gaden. Sie schien an der Arbeit noch zu erstarken. Die Genesende schritt aufrechten Ganges hin und wieder. Nur das Gesicht blieb hager und farblos und faltig; der Stift des Siechtums hatte zu tiefe Furchen hineingegraben. Dennoch wäre alles gut

gewesen, so daß Mutter und Sohn ihr eignes Glück bestaunten.

Eines Tages kam der Erni zu früherer Stunde denn sonst zur Hütte. Ein schwerer Regen hatte die Arbeit auf dem Hofe behindert und frühes Feiern geboten. Die Schauer hatten den Gesellen durchnäßt, ehe er die schützende Hütte erreichte; feucht quoll es ihm aus den Locken in Stirn und Wangen. Vom raschen Lauf noch keuchend, blieb er unter der Türe stehen und blickte in das Geriesel der Tropfen und nach den wirbelnden Nebeln, die, in wilder Jagd an den Lehnen dahinfahrend, sich westwärts gegen die Gletscher wälzten. Die grauen, hastenden Schwaden verdunkelten das Tal; ein frostiger Windzug zerriß sie zuweilen, dann war an den Höhen ein Flockenstieben zu sehen, als käme der Winter zurück. Der Erni lehnte eine ganze Weile rastend am Pfosten der Türe. Er war in ein traumhaftes Sinnen verfallen, daraus ihn plötzlich der Gedanke schreckte, daß kein Laut sich im Hause rege, wo ihn seit Tagen das Hantieren der arbeitsfrohen Mutter gegrüßt hatte. Hastig warf er die Holzschuhe von den Füßen und betrat die Stube. Sein Schritt war so leise wie früher, da er ihn um der Siechen willen gedämpft hatte. Die Tür aber hatte in ihren Angeln geknarrt und der Behaimin sein Kommen verraten. Dennoch hatte sein rasches Auge gesehen, wie die Mutter die Arme mit gefalteten Händen weit vor über den Tisch gelegt und wie ihre gesenkte Stirn die harte Holzplatte berührt hatte, so, als hätte sie sich in Verzweiflung niedergeworfen und an dem Gerät einen Halt

gefunden. Wohl stand sie nun scheinbar gefaßt und gleichgültig, die Hand noch leicht auf den Tisch gestützt, und fragte mit fast sicherer Stimme:

„Bist du schon zurück?“

Ihre Lippen nur zitterten noch, und ihre Mundwinkel zuckten wie in Verbitterung.

„Was ist Euch, Mutter?“ drängte sich der Erni an sie. „Ihr habt — es ist Euch ein Leid geschehen. Ihr habt geweint oder doch Euch gesorgt. Ich will wissen, was an Euch gekommen ist.“

„Törichter Bub,“ versuchte sie zu lächeln, „was sollte mir fehlen? Du bist ängstlich wie eine Dirne. — Ich ...“

Sie stockte, und ihre Augen richteten sich groß auf den Jungen, dessen Gesicht sich verdüsterte und die Furcht verriet, die ihn peinigte. Mit plötzlich sich änderndem Ton und, als ob sie nur gezwungen beichte, sagte die Gunde:

„Nein doch! Es nutzt ja nichts, es zu leugnen. Deine Augen sind scharf. — Und du mußt es wissen — früher oder später —, der — Fortunat Behaim ist zu Uri!“

Sie hatte sagen wollen „der Vater“, aber das Wort wollte sich ihr im Munde nicht formen. Der Schamlose verdiente den Namen nicht.

„Der Vater?“ fragte jetzt erstaunt der Erni.

Die Gunde nickte. Alsdann erzählte sie:

„Die Trud hat es zu Geschenen vernommen, dahin der Zumbrunn sie am heutigen Tage, ein Geheiß zu tun, gesandt hatte. In der Lammherberge, dahin sie Botschaft zu tragen hatte, saß eine Rotte Söldner, die sich stritten und eifrig Hin- und Wider-

rede führten. Die Dirne, die in der Schenkstube wartete, hörte, daß die Männer zur Stunde anhergezogen und auf dem Wege zum Gotthard und nach Mailand wären. Da sie zu vielen Malen denselben Namen, der ihr bekannt war, nannten, wurde sie aufmerksamer und horchte näher hin. Der Name Behaim klang über die Tische, und die Trud erfuhr, daß der so hieß zu Altdorf verblieben sei und den andern das Geleit geweigert hatte. Des ferneren vermochte sie zu erlauschen, daß der Behaim sich Fortunat nannte und zu Uri Heimrecht habe. Es wäre viel Lachen und Reden gewesen über selben, daraus ersichtlich, daß er der Rotte Leiter in Abenteuer und schlimmer Fahrt gewesen, und daß sie in ihm ihren Meister mißten. Die Dirne vermeint, daß dieser Behaim darum wohl ein wilder und unguter Gast sein müsse, da noch kein zügelloser Volk denn jene Rotte ihr unter die Augen gekommen. Und wundernd, ob der Geselle unsrer Sippe sei, kam die Trud zu mir, zu fragen und Botschaft zu geben."

Der Erni faltete die Stirn, die sich zornrot färbte.

„Der Vater! — Er ist es — wer könnte es sonst sein? So habe ich ihn mir gedacht!" murmelte er in sich hinein. Hierauf fragte er:

„Ihr grämt Euch, Mutter? Er möchte kommen, meint Ihr?"

„Gewiß wird er kommen," sagte die Behaimin kalt.

„Und was will er von Euch? — Redet, und ich verwehre ihm die Hütte!"

Der Erni ballte die Fäuste und stand wie zum Streit. Auch die Gunde hob den Kopf, als gelte

es schon jetzt, einem Feinde zu wehren. Es schien sich etwas in ihr aufzubäumen wider den bloßen Gedanken, daß der einstige Genosse ihre Hütte betrete. Ihre Augen schimmerten in mühsam gedämmter Zornesglut, ein Zucken war um Nasenflügel und Lippen. Ungesprochene, schwer geduldete Schmach redete aus ihrer Haltung. Endlich brachte sie mühsam heraus:

„Er sollte dir zunächst stehen! Und ich kann dir nicht sagen, daß du dich auf ihn freuen sollst. Wenn er kommt, nimm dich zusammen, Bub! Dein Vater — nun — er hat uns verjagt — uns zwei — und du wirst ihm das kaum vergessen! Aber — es möchte dich besser dünken, verjagt zu sein, denn in seiner Nähe bleiben zu müssen. — Verzeihe mir der Himmel die sündigen Worte! Ich will, daß du vorbereitet bist. Er ist ein roher Geselle, und — ich will keinen Streit zwischen euch. Hörst du? Versprich mir — keinen Streit! Die Blutsbande lassen sich nicht leugnen noch lösen, darum soll Friede zwischen euch bleiben. Gib mir die Hand, daß du fügsam sein willst und ihn erträgst, solange er hier verweilt!"

Der Erni nahm ihre ausgestreckte Hand nicht. Eine Spannung kam in sein Gesicht.

„Ich verspreche nichts! — Ihr wißt mehr von dem Vater. Daß er uns verstoßen hat, auf der Straße zu verkommen, ist nicht seine ganze Schuld. Er hat an Euch mehr gefrevelt. Euer Gesicht verrät es. Sagt mir alles! Ich will alles wissen, und — bei Gott . . ."

Die Drohung blieb ungesprochen. Die scharfe Stimme der Gunde hatte sie abgeschnitten.

„Still! Seit wann fragst du nach dem, was ich nicht sagen will? Und seit wann weigerst du mir den Gehorsam? — Bist du nicht besser denn die andern, denen die Mutter nichts mehr gilt, kaum daß sie Männer geworden sind?"

Der Junge starrte unentschlossen zu Boden.

Da sprach die Gunde weich und leise: „So bitte ich dich, Bub, halte Frieden, wenn er kommt! Du magst mir doch vertrauen, daß ich alles zum Guten meine."

Ihr Ton war fremd und ging ihm zu Herzen. Widerwillig und zögernd hob er die Hand. Endlich umschloß er die Finger der Behaimin mit festem Drucke. Aber, als grollte er ihr, daß sie ihm das Versprechen abgezwungen hatte, schwieg er und schritt gegen die Nebenkammer.

Die Gunde sah ihm nach. Ihre Augen schimmerten feucht.

„Erni!" rief sie plötzlich. Das starke Weib zitterte.

Jener schaute sich um, und da er die Mutter wanken sah, trat er zurück in die Stube. Doch schon hatte sie ihre Ruhe wiedergewonnen.

„Es ist — noch nicht — alles gebeichtet," sagte sie stockend. „Aengstige dich nicht! Es mag wieder besser werden, aber . . ."

Er unterbrach sie in atemloser Erwartung und Angst:

„Mutter — Ihr seid kränker? — Die Wunden?"

„Die erste — brach gestern auf — heute — ist noch *eine* geschlossen."

Ein Aechzen entfuhr dem Gesellen. Er wollte reden, aber die Lippen bebten, und ein wildes

Schluchzen wogte aus seiner Brust empor und wollte laut werden. Er verbiß es. Aber den Tropfen, die ihm den Blick verschleierten, vermochte er nicht zu wehren. Er legte die Hand über die Augen.

Als sie sein bitteres Leid sah, ermannte sich die Gunde.

„Dein Mittel — die Heilsalbe! — Ich lege sie wieder auf. Alles kann noch gut werden!"

Sie tröstete und glaubte nicht an den Trost, den sie bot.

„Die Wirkung hat versagt! Es ist alles nutzlos," sagte der Erni in dumpfer Verzweiflung.

Da fühlte er den Arm der Mutter um seinen Hals. Das Weib hatte Mut und Ergebung zurückgewonnen.

„Was kann andres kommen als der Tod?" sagte sie fest. „Du wirst mir helfen, ihn zu erwarten, Bub! — Und wenn er mich genommen hat, wird eine andre dich trösten."

„Redet nicht so," fuhr er auf. „Ihr dürft nicht sterben! Wenn eine Barmherzigkeit ist und ein Gott, kann er Euch nicht sterben lassen."

Er begann in großen Schritten die Stube zu messen und zu sinnen, was getan werden möge. Dann setzte er sich an den Tisch, daran die Behaimin sich niedergelassen hatte. Sie berieten lange zusammen.

Dieselbe Nacht sah den Erni ruhelos. Er zermarterte sich den Kopf und betete und wanderte in seiner engen Kammer. Die Behaimin schlief. Sie hatte alle Zagheit verwunden.

Zwölftes Kapitel

Das Blau des Himmels war wie von Silberduft überhaucht. An den Bergspitzen hingen weiße Wolken. Der Sonnenglanz durchleuchtete einige derselben, daß sie dünnen Schneegeweben glichen; andre, dunklere trugen goldene Säume. Zuweilen löste sich eine der Schimmerwolken von ihrem Felsenturme und segelte unendlich langsam und majestätisch an den Blaugründen nordwärts.

Das sind die Geisterschiffe, die lautlos gleitenden, von ewigen Sonnen umflammten, welche die Seelen der Erlösten zu den Himmeln tragen! So ging vor Zeiten eine Sage in den Hütten, da noch Wunder und Zeichen not taten, dem Christentum Einlaß zu schaffen.

Ein Strahl der westwärts sich neigenden Sonne streifte noch das Kreuz auf der Vielhöhe und machte die vergüldete Dornenkrone flirren, die das Haupt des neuen Christusbildes trug, das der neue „Herr" zu Geschenen und Abfrutt den Gemeinen — mit deren Gelde — gestiftet hatte. Derselbe Strahl flammte auf den sich senkenden Pfad und zerstob wie in Funken an schimmerndem Metall.

Gewaffen blitzte. Eine Sturmhaube tauchte auf, und es folgte Haupt und Gestalt eines Mannes, der die Höhe erklomm, rastend den schweren Stab, darauf er sich gestützt hatte, weglegte und sich selber an den Kreuzfelsen lehnte. Er nahm die Haube

vom Haupte, das von einer Mähne graublonden Haares wild und überüppig umwallt war, und strich sich mit narbenzerrissener, eisenbrauner Hand über Stirn und Scheitel. Er war von hohem Wuchs und mit Gliedern gerüstet, wie sie zu blutigem Streit und unmenschlichen Mühen denen, die das Kriegshandwerk erwählt haben, wohl zugute kommen. Sein Gewand war ein Fetzenkleid, wie es schlimmer und abenteuerlicher kein fahrendes Volk trug. Hose und Wams aus zerschabtem, brüchigem Leder, zerrissenes Strumpfwerk, zertretene, fast von den Füßen sich lösende Schuhe. Der Geselle weckte kaum Vertrauen, obwohl ein fast kostbares Wehrgehäng, in dem das breite Söldnerschwert steckte, sich ihm um die Hüften schlang. Das Gesicht des Staubbedeckten, der einen weiten Weg hinter sich haben mochte, hatte einen mürrischen Ausdruck. Der Geselle hatte des ihn umglimmenden Goldscheins nicht acht noch des heiligen Bildes, das auf ihn herniedersah. Ein struppiger Bart fiel ihm blond und lang auf die Brust; der Schnurrbart verdeckte den Mund. Die Nase und die Wölbung der Brauen waren von edler Zeichnung, auch die Stirn hätte ein wohlgefälligeres Antlitz nicht verunstaltet. Dennoch war in den Zügen nur die Spur des Schlimmen — keine Linie, die anzog —, sie trugen den Stempel regellosen, durch Sitte und Zwang nie gehemmten Wandels. Die fast kupferdunkle Haut war da und dort gedunsen. Aus tiefen Höhlen blickten kleine, entzündete, triefende Augen. Narben und Male brannten rot auf Stirn und Wangen des Verwilderten.

Eine kurze Weile rastete der Geselle. Der Pfad war leer, kein Mensch dem Bergansteigenden begegnet, und keiner störte sein Verweilen.

„Eine gott- und leuteverlassene Wüstenei,“ murrte der Einsame in sich hinein. Alsdann ergriff er die Haube mit der Rechten und drückte sie tief in die Stirne. Dabei hatte er ungeschickt und schwerfällig den linken Arm gegen das Haupt erhoben, doch nur um den hilflosen sinken zu lassen. Ein lumpenumwundener Handstumpf schaute aus dem Aermel seines Wamses. Das Glied war des Fechters letzter Kriegszoll gewesen.

Aufs neue anschreitend durchmaß der Fremde den Vielwald. Die Tannenfinsternis schien ihm fast wohler zu behagen als das Wegleuchten der Sonne. Sein Gesicht hellte sich und trug ein breites Lachen, als jenseits des Waldes die Hänge von Abfrutt sichtbar wurden. Langsam und lässig, kaum nach dem Ziel verlangend, strich er aus dem letzten Buschwerk und unter der Matthütte hin. Er spähte nach einem, der ihm den Weg weise. Um die erste Hütte war es still, kein Mensch war sichtbar. Aber im Weiterschlendern traf der Fremde auf einen jungen Hirten, der, barfuß und barhaupt, eine Melktanse auf dem Rücken, einen der Hänge zu erklimmen sich anschickte.

„Hallo, Bub! Bin ich doch froh, eine lebendige Seele zu spüren,“ lachte der Söldner. „Fast hätte ich gemeint, in ein ausgestorbenes Dorf zu kommen! He, Bub, wer lebt noch außer dir? Ist hier am Ort eine, die sie die Behaim-Gunde heißen?“

Der junge Aelpler blieb am Hange stehen und

schaute halb scheu, halb trotzig auf den Fragenden. Da er nicht Bescheid gab, fuhr dieser ihn rauh an.

„Kennst du das Weib nicht? Oder willst du sie nicht kennen? Sie muß wohl einen Buben haben, der in deinen Jahren steht, wenn — er überhaupt noch steht und nicht da unten irgendwo — modert!“

„Die Behaimin kenne ich,“ bequemte sich der Hirt zum Reden. „Und der Erni lebt noch wohl. Den Weg zu ihnen mögt Ihr selber suchen; Ihr seid keine Tagfahrt mehr von der Hütte.“

Nach diesen Worten stieg der Bursche den Hang hinan, sorglich zurückspähend, ob nicht den Fremden die Spottrede zu ahnden gelüste. Aber es scholl nur ein Fluch hinter ihm her. Der Graubärtige schritt des Weges dahin, sicher wie einer, der die Straße kennt und sein Ziel weiß.

Seit Jahren und Jahren war an den Hütten zu Abfrutt kaum Stein und Balken gerückt worden. Ein nach langer Frist Heimkehrender mochte leicht seine Stätte wieder erkennen. Der Zerlumpte fand die Behausung, die vor langer Zeit sein gewesen war, ihm gelassen von Vater und Mutter — leere vier Wände, ein Dach, darunter zu hungern.

Ein Bild stieg vor dem zwischen den Hütten Schreitenden auf. Während neugierige Blicke ihm folgten und einmal ein Bauer, den die Neugier quälte, ihn anrief, hafteten seine Augen am Boden, als stände das Bild der Vergangenheit, die ihm vorschwebte, auf die lehmige Erde gezeichnet.

Eine niedere Hütte, rauchschwarze Wände, ein höhlenfinsteres Gelaß! Auf den Dielen zwei Lager aus Farnlaub und in den Blättern zwei Schläfer,

die so reglos schlafen, daß das trockene, raschelnde Laub nicht ein einziges Mal knistert. Ein brennender Kienspan zu Häupten, einer zu Füßen! Rote Flammenblitze zucken über zwei fahle, verzerrte Gesichter. Der Tod hat Mann und Weib in derselben Stunde erschlagen. Sie haben sie aus dem Walde hereingetragen in ihre Hausung. Die Mörderin, die Tanne, die im Sturze diejenigen traf, die sie mit Beilen schlugen und mit Stricken zerrten, wird die Kistenbretter hergeben müssen, darein sie die Körper legen. Eine schwere Stille ist in dem engen Gelaß; zuweilen nur knirscht einer der Späne und spritzt ein paar Funken zu Boden.

Stiller noch als das Holz und die Flammen, so still wie die beiden Gefällten, die alles Reden und Regen vergessen haben, ist der junge Mensch in der Ecke, wo die Stube am düstersten ist. Der Bub — er hat fünfzehn Jahre Zeit gehabt, zu lernen, daß die Gestorbenen es gut mit ihm meinten und an ihm redlich Elternpflicht geübt haben — reißt die schreckhaften Augen auf und starrt aus dem Dunkeln auf die Feuer und die zwei Leiber. In ihm ist alles fast so tot wie die. Er hat noch nicht einmal verstanden, was eigentlich geworden ist. Jetzt schüttelt ihn ein Schauer, und in seinem Kopf dämmert langsam die Erkenntnis auf. Er ist der Fortunat — und Fortunat, hat einmal die Mutter gesagt, ist ein glückbringender Name. Die ihn so geheißen haben, sind von allem, was er gesehen hat — das ist freilich wenig gewesen — das allerbeste gewesen. Jetzt sind sie tot, und jetzt ist ihm erst, daß er nicht ohne sie leben könne. Sie sind immer um

ihn gewesen, er hat es hingenommen und gedacht, daß es gut sei. Und noch am Morgen ist er mit ihnen zu Wald gegangen, und sie haben gescherzt mit ihm und ihm vom Zehrbrot das schönste Stück gebrochen, und über den blonden Haarwulst hat ihm die Mutter noch gestrichen, wie sie am Hange gesessen haben. Also hat sich zuweilen eine ihm wohltuende Zärtlichkeit des rauhen Weibes verraten; darum ist ihm die Gebärde zu Sinn verblieben. Unter Reden und Lachen sind sie wiederum an die Arbeit gegangen, da das Brot verzehrt war, und dann — vor seinen eignen Augen hat der Stamm über sie hingeschlagen; ein Ast hat ihm selber die Wange getroffen, daß ihm gewesen ist, als sause ihm eine Peitschenschnur ins Gesicht. Als er wiederum hat sehen können in Geäst und Erdstaub, da hat er die zwei Toten geschaut. — Welch ein glückbringender Name Fortunat ist! — Jetzt liegen sie dort, stehen nie mehr auf, und — er hat sie doch gern gehabt. Das Elend packt ihn und die Verzweiflung. Schon ist es Nacht draußen, aber er weiß nicht, was ihn treibt. Er springt auf, die Angst jagt ihn und das Leid — wohin weiß er nicht. So ist er in sein verfehltes Leben hineingerannt!

Der Söldner hatte wie im Traum die Kapelle erreicht. Er war so versunken in sein Sinnen, daß er auf einmal selbst das Weiterschreiten vergaß. Er blieb an der rohen Mauer der Gotteshütte stehen und sah das Bild der Vergangenheit zu Ende. Keine Reue war in ihm, und keine Weichheit regte sich ob dem Auftauchen der Gestalten derer, die ihm einmal lieb gewesen waren. Es gibt Naturen, die

ein Schmerz härtet wie die Flamme das Eisen. Fortunat, der Söldner, erinnerte sich jeder Regung jener trübseligen Stunde, aber er hätte lachen können darum, daß er einmal so schwer gelitten hatte. Und keiner der Sturmtage, die er in der Fremde gelebt hatte, war ihm zur Last. Er sagte sich selbst, daß durch seine Schuld wenige gute darunter gewesen, und blickte gleichgültig und reuelos auf sie zurück. Also wird mancher mit Willen zum Verbrecher, weil er mit einem Schlage alles Erdenglück verliert und sich in Trotz oder Faulheit die Mühe nicht nehmen mag, ein neues zu suchen. —

Als der Fortunat Behaim beim Eintritt in das Heimdorf den lang vergangenen Tag, an welchem er von ihm geschieden, in der Erinnerung noch einmal durchlebt hatte, besann er sich langsam, daß er an der Kapellenmauer lehnte. Er warf einen scheuen Blick um sich. Es war ihm keiner gefolgt, und an der Hütte des Kaplans, die gegenüberstand, war die Tür verschlossen. Der Alte mochte lange gestorben sein, und vielleicht war kein neuer anhergezogen!

Der Fortunat hob den Kopf und spähte nach der Hütte, die auf der Westseite der Kapelle lag. Er tat ein paar schleichende Schritte gegen dieselbe. Alles noch wie sonst! Vielleicht, daß die Bretter und Balken und die Dachsteine noch grauer geworden! Aber auch die Menschen bleichen dem Zerfall entgegen; weswegen nicht das Haus! — Da also wohnte das Weib, die Gunde? Zu Altdorf hatte er sie erfragt. Mehr, als daß sie hinterm Vielwald hause, hatten sie dort nicht gewußt.

Und zu Geschenen hatte er nicht gerastet; er war an den Lehnen entlang bis hinter das Dorf gestiegen. Die Kumpane mochten dort noch liegen, und er wollte ihnen nicht in die Hände fallen. Er war ihrer überdrüssig. Der Schwerthieb, der ihm die Hand vom Arm schlug, hatte auch das Band zwischen ihm und den noch Streitbaren zerhauen. Der Neid fraß ihn in ihrer Nähe. Darum lief er ihnen davon.

Mit einem Ruck sich aufreckend, umging der Söldner in ein paar letzten hastigen Schritten die Behaimhütte und gewann die Türe. Er entledigte sich des Stabes, lockerte die Eisenhaube und rückte am Wehrgehänge, so daß das breite Schwert einmal mit leisem Klirren gegen ein Flurbrett schlug. Dann tastete er sich durch den kurzen, finsteren Gang. Sein Tasten war laut und bärenhaft. Ehe er das Türbrett erreichte, riß eine feste Hand es von innen auf. Die Behaimin stand, auf einen Stock gestützt und nicht so aufrecht wie in den alten Tagen, im Rahmen der Türe.

„Ich habe dich erwartet," sagte sie frostig und gefaßt und bot ihm keinen andern Gruß. Sie hinkte zum Tische hinüber und harrte, daß er nähertrete. Die Helle einer Fensterluke fiel auf ihre Gestalt. Rauhes Gewand, Rock und Zwilchjacke, hüllte ihre Glieder. Der Fortunat maß ihren abgezehrten Leib, dann tat er einen fast furchtsamen Blick in das zerfallene Gesicht und staunte. Das Weib war einst schön gewesen; es war dieselbe nicht! Und doch — wer hätte sie sein können?

„Du bist nicht schöner noch jünger geworden,"

sagte er heiser, herantretend und sich auf einen Stuhl werfend. Klirrend flog die gelöste Haube zu Boden, und das Schwert schlug mit Gepolter neben sie hin.

Die Gunde stand noch immer.

„Ich kann dir die Rede zurückgeben," sagte sie. „Schöner und jünger ist keines von uns. Wie sollte es? Ich bin siech; du krankst. Mich hat der Herrgott geschlagen, du schlägst dich selber!"

„Deine Zunge ist frech geblieben," höhnte er und lauerte an ihr empor, ob sie sich errege.

Sie blieb ruhig.

„Welcher Wind weht dich da herauf?" fragte sie trocken.

„Das Verlangen nach dir!" Ein häßliches Kichern folgte den Worten.

Die Gunde zuckte nicht.

„Ich will es dir sagen," redete sie und sah ihn durchdringend an. „Der Boden ist dir zu heiß geworden anderswo. Beute und Gold sind spärlich für einarmige Räuber. Kein Herr dingt dich mehr. So hat dich die Feigheit gepackt. Hungern tut nicht wohl, noch ist es leicht, auf der Straße sich zum Sterben zu legen. Beides hätte dich ankommen mögen. Du bist ja nutzlos. Darum — bettelst du bei mir, die du verscheucht hast!"

„Wer sagt, daß ich — —"

Der Behaim hatte vorgeneigten Leibes zugehorcht. Während sie sprach, war ihm das Blut langsam zu Häupten gestiegen, und ein Keuchen war ihm entfahren, als ringe er nach Zornworten und fühlte die Kehle verschnürt. Nun, da sie geredet hatte, fuhr er auf, aber er stockte im Sprechen. Die Haut

seines Gesichtes färbte sich bläulich, und tastend und taumelnd sank er auf den Stuhl zurück.

„Wasser!“ murmelte er angstvoll.

So schnell sie es vermochte, ging die Gunde nach dem Verlangten. Sie hob ihm den Becher an die Lippen und netzte ihm Stirn und Schläfen. Da schlug er die Augen auf. Sein Blick wanderte suchend umher und blieb auf dem Weibe haften.

„Ist — das der Tod?“ zitterte er. Seine Augen rollten unstet.

Die Gunde hatte ein verächtliches Zucken um den Mund. Dieser hatte im Streit gewürgt, mit Freude Blut vergossen und vor Gier nach dem Leben andrer vergessen, daß sein eignes in Gefahr war. Jetzt aber, da der Tod ihm nur drohte, jetzt wollte er sich verkriechen und zagte.

„Es wird vorbeigehen! Tröste dich!“ sagte sie endlich frostig. Sie füllte ihm den Becher mit Wein, den der Erni ihr selbst zur Stärkung geschafft hatte. Und sich niederlassend, wartete sie, daß er sich erhole.

Nach einer Weile griff er nach dem Getränk und schlürfte es gierig. Er heischte mehr. Als er zum zweitenmal den Becher geleert hatte, kehrte ihm die Kraft zurück. Nur die Zunge schien ihm noch schwer, denn obwohl seine Rede laut und barsch wurde wie zu Anfang, formten sich ihm die Worte langsam im Munde.

„Du hast — die Schuld! Deinetwegen kam die Wut über mich. Du bist frech geworden. Das Alleinsein hat dich verwöhnt. Ich will dich wieder kirre machen!“

Langsam streckte er den Arm über den Tisch und schloß bedächtig die offene Hand zur Faust. Es war eine Drohgebärde, die mehr sagte als alles Schelten und Schmähen.

Die Gunde blieb ruhig.

„Laß uns rechnen, du," sagte sie tonlos. „Wir sind noch allein und können besprechen, was werden soll. Hier ist nicht mehr die Landstraße oder das Feldlager. Diese Hütte gehört dem Buben, der — — auf Ordnung hält!"

„Lebt der Balg?" fuhr der Behaim dazwischen. „Oder — — es muß ja nicht — der meine sein!"

Er wunderte sich, daß die Gunde selbst das ertrug.

Dieser war wohl alles Blut siedend zu Häupten gefahren, aber sie hatte eine große Gewalt über sich.

„Du kannst mich nicht schmähen," sagte sie. „Es gibt keinen Schimpf mehr, den du mir nicht angetan hast. Nun prallt alles ab, das du mir noch anhaben wolltest."

Ruhig fuhr sie fort:

„Der Bub — dein Blut — aber, allen Heiligen sei Dank, nicht nach dir geraten — lebt. Er hat Recht und Unrecht voneinander scheiden gelernt. Er wird dich kennen, wie er mich kennt, und wird richten, wenn du dich vergissest — nicht nach deinem Willen, sei gewarnt! Er ist treu wie der Hund, ohne Falsch wie ein heller Tag, gerecht und — sei abermals gewarnt — von starkem Leibe. Und" — ein merkwürdiges Aufleuchten ging durch ihr finsteres Gesicht, „er liebt mich!"

„Du hast ihn nach deiner Form geformt," murrte der Behaim.

Die Gunde achtete nicht auf den Einwurf. Langsam, jedes Wort erwägend, fuhr sie fort:

„Du und ich sind — Mann und Weib. Du bist des Buben Vater. Wie das hat werden können — mein Gott — es geschehen Dinge auf Erden, so die Menschen guten Willens beginnen und ein Höherer schlecht endet. Da ich dir gefolgt bin, meinte ich es dir gut; ich kannte dich kaum, und du warst freundlich zu mir gewesen. Guttat wiegt schwer bei einer Betteldirne. Die eine Guttat habe ich bezahlt. Dein Wille zu mir verflog; er ist eine Laune gewesen. Du bist meiner überdrüssig geworden; da hast du mich zu martern begonnen. Du hast mich beschimpft, geschlagen, gequält. Da du" — sie zögerte; ein furchtbarer Blick traf den vor sich Niederstarrenden; dann vollendete sie: „Da du mich verkuppeln wolltest, bin ich dir entkommen mitsamt dem Kinde."

Sie atmete schwer. Es war, als wage der Geselle nicht, zu erwidern; oder saß er nur, ohne ihrer langen Rede zu achten.

„Siehst du," fuhr die Gunde fort, „wie schlecht du bist, redet keiner aus, wenn er hundert Zungen hätte! — Wenn der Erni wüßte! Die Hütte hätte nicht Raum für dich! — Aber ich habe ihm eine Geschichte vorgelogen: du hättest aus Ueberdruß uns heimgesandt. Das vermeint er als Wahrheit. Ich habe dich nicht geschont, ich habe dich ihm gezeigt, schlecht und roh, wie du bist, und doch — das eine habe ich nicht sagen können! Nun liebt er dich nicht, grollt dir wohl, verachtet dich, aber — noch bleibt ein Raum — er mag dir verzeihen mit der Zeit! Und so will ich dich dulden, will alles Vergangene

ruhen lassen — will dich beherbergen, daß du dich legen kannst, wenn der Tod kommt, der vielleicht — so fern nicht ist, wenn du mit dem Knaben Frieden hältst, dich vor ihm zähmst, vielleicht seinethalben — dich besserst!"

Der Behaim schaute auf. Die letzte Spur seines Anfalls schien vorüber.

„Ei, wie barmherzig du bist! — Aber — deine Barmherzigkeit ist löcherig. Du mißbrauchst den Namen des Vaters vor dem Kinde! Fromme Seele, wie verträgt sich das mit deiner Frömmigkeit! Wenn du deinen Buben anlügst, warum hast du ihm nicht eine recht schöne Geschichte vorgelogen, statt einer so häßlichen?"

Die Gunde schaute ins Leere. Die Hände faltend sann sie. Ein träumerischer Ausdruck kam in ihr Runzelgesicht.

„Du hast recht," sprach sie vor sich hin, „es wäre nicht mehr Lüge gewesen als das andre. Aber dann hätte sich die Natur in ihm regen mögen, er hätte sein Herz an dich gehangen — und das bist du nicht wert! Ich hätte es dir neiden müssen. — Und dann hätte er dich erkannt und durchschaut und hätte damit auch den Glauben an mich verloren! Den will ich mir wahren!"

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Geräusch hatte sie erschreckt. Sie glaubte den Erni kommen zu hören.

„Versprich mir!" fuhr sie hastig und halblaut fort, „zähme dich vor dem Knaben! Halte Frieden mit ihm! Bei Gott, es ist zu aller Besten. Der Erni ist nicht oft daheim! Wenn er fort ist, magst

du deine Galle an mir auslassen. Solange er um uns ist, halte Ruhe!"

„Weißt du denn, ob ich hierbleiben will? — Oder — ob ich euch nicht beide verjage? Die Hütte ist mein, nicht des Buben!"

„Der Hofer — der Richter — hat sie dem Erni zugesprochen. Dein Unrecht ist verjährt! — Ob du hierbleiben willst? — Ich müßte dich schlecht kennen, wenn du andres im Sinne trügest!"

„Du bist nicht unklug, Weib! Mich wundert es, wie dein Nachwuchs geraten ist. Wann kommt der Ausbund? Laß ihn doch rufen! Dem Vater gebührt, daß ihn der Sproß empfange!"

Er schlug eine Lache auf. Die Gunde aber drängte zum andernmal:

„Versprich mir — wegen des Buben —"

„Gib doch Ruh'," knurrte er. „Es wird schon werden, wie es wird! Wenn der Geselle folgsam ist, mag kein übel Zusammenhausen sein!"

Die Gunde erhob sich.

„Ein lahmes Versprechen," sagte sie, und es war, als unterdrücke sie einen Seufzer. Nach einer Weile lauschte sie nach der Straße hinaus.

„Er kommt," flüsterte sie und wartete, die Hand wider die Brust gepreßt, in geheimer Angst auf das Zusammentreffen der beiden Männer.

Dreizehntes Kapitel

Der Erni war leise eingetreten. Alltäglich schlich er sich mit derselben schonenden Lautlosigkeit, sonst nicht Bauernart, in den Raum. Als er den Gast erblickte, blieb er wie angewurzelt stehen. Eine Falte grub sich in seine Stirn. Mit finsteren Augen maß er den Fremdling. Er steckte die Daumen in seinen Ledergürtel, als wolle er verhüten, daß eine der Hände zur Grußgebärde sich verirre.

„Das ist also der Vater," sagte er. Sein Ton verriet, daß er mit sich selber stritt. Langgenährter Groll wollte laut werden, aber er hielt der Mutter den Gehorsam.

Indessen starrte der Behaim mit weit aufgerissenen Augen seinen Buben an. Er verschlang sein Bild; es war, als suchte er in des Jungen Gesicht nach den eignen Zügen. Er hätte sie finden können, nur wie von größerer Künstlerhand gemeißelt. Es tat wohl, in das helle, kläräugige Antlitz des Gesellen zu schauen. Doch fast andächtiger noch maß der Behaim den Kraftleib seines Sprossen. Die Zwilchkutte verbarg die breite Wölbung der Brust nicht, und starkknochig, gebräunt und fest traten Knie und Bein aus der kurzen Hose. Eine Zärtlichkeit faßte den Söldner für den zurückgeworfenen Hauptes herausfordernd Stehenden. Er blinzelte ihn an, halb spöttisch, halb freundlich, und sagte:

„Das ist der Vater, Bub! Heran und schlag ein, wie sich's ziemt bei so naher Sippschaft!"

Er hob lässig die rechte Narbenhand und streckte sie dem Erni entgegen.

Der rührte sich nicht von der Stelle. Er hatte einen Blick auf die Mutter geworfen, doch deren Gesicht verriet nichts von ihrem Denken. So tat er, wie ihm ums Herz war.

„Seid gegrüßt," sagte er frostig und schritt an dem Dasitzenden vorbei nach der eignen Kammer. Sein Gebaren verriet, was er verschwieg, daß er des Gastes Anwesenheit ungern dulde, aber auch nicht sich dawider auflehne, so lange sie nun einmal dauern möge.

Der Behaim hatte ihn mit lauerndem Blick verfolgt.

„Ganz wie das Weib!" stieß er durch die Zähne und vollendete lauter, gegen die Gunde gewendet: „Wenn Friede sein soll, magst du dem Burschen bedeuten, daß er höflicher wird."

Das Weib antwortete nicht. Auf den Stock sich stützend, schritt es nach der Küche, den Männern das karge Mahl zu richten. Die Seelenlast war der Gunde leichter geworden. Es schien ihr, als sei es nicht umsonst gewesen, daß sie die beiden vorbereitet hatte. Ihr gerader Sinn verabscheute die Winkelwege, und sie hatte dieselben dennoch gewählt, einen Frieden zustande zu bringen. Nun war ihr, als hätten ihre Worte so bei dem Söldner als dem Buben gewirkt. Eine Scheu schien jeden von ihnen vom Reden zurückzuhalten, als müßten Worte laut werden, die dem andern nicht wohl ans Ohr klingen

möchten. So duldeten sie einander, mürrischen Schweigens zwar, aber doch bereit, nebeneinander hinzuleben.

Und es blieb so. Des Morgens ging der Erni zur Arbeit, und wenn er abends zurückkam, war sein Gruß zumeist das einzige Wort, das er an den Vater richtete. Der Behaim ließ ihn gewähren. Es schien fast, als sei er froh, Obdach und Atzung zu haben. Seit den ersten Tagen schien eine Mattigkeit über ihn gekommen zu sein, die ihn an einen Stuhl oder das Lager fesselte.

„Faulheit" nannte der Erni es grollend, als er eines Tages allein mit der Mutter war. Diese aber verwies ihm seine Rede und bedeutete ihm, daß des Alten Aussehen sie befremde. Ein Keuchen entringe sich zuweilen seiner Brust, und alles Blut dränge ihm zu Haupte, so daß sein Gesicht sich blaurot färbe und ein fürchterlich Ansehen habe. Der Heimgekehrte erscheine ihr als ein Gezeichneter, und gezieme es sich mitnichten, einen Menschen zu schelten, auf den der Tod schon seine Finger gelegt haben möchte. Der Erni schwieg darauf beschämt und versuchte von der Stunde an, dem Vater freundlichere Miene zu zeigen. Dieser selbst jedoch verdarb ihm den guten Willen.

Der Behaim hatte eine Höllenqual zu tragen. Er litt an der Furcht vor dem Tode. Was ihn heimgetrieben hatte in das verlorene Nest und zu dem verscheuchten Weibe, war noch ein unbestimmtes Gefühl gewesen; es wurde ihm schon nach den ersten Wochen, die er zu Abfrutt verlebte, klar. Manchmal fühlte er eine Glut zu Haupte wallen, daß er zu

ersticken meinte, dann wieder erstarrten ihm Hände und Füße, und es schien, als stocke urplötzlich alles Blut in seinen Adern. Diese Wechselerscheinungen folterten den Gesellen. Verzweiflung packte ihn zeitweise, er verbarg sie vor dem Weibe und dem Buben, indem er ihnen die ganze Roheit seines Wesens zu kosten gab. Dann wieder faßte ihn eine unsinnige Wut; auch diese hatten, die um ihn waren, zu fühlen. Zumeist die Gunde! Dem Buben zeigte er einen schweigenden Haß, dem knurrenden Hunde gleich, der die Zähne fletscht, doch zu beißen sich scheut. Aber die Gunde mußte die alten Tage abermals durchkosten, die zu den härtesten ihres Lebens gehört hatten. Sie ertrug schweigend alle Unbill, ja sie verheimlichte dem Sohne ängstlich, daß sie nicht nur vom Siechtum litt. Und auch dieses hatte sich zum Schlimmen gewendet.

Der Erni lebte die Tage dahin und sah scharfäugig um sich und ahnte, was ihm die Mutter verschwieg. Endlich erforschte er die Wahrheit: der Vater heischte Magddienste von seinem Weibe, er folterte sie mit tausend Launen, er verspottete ihr Siechtum und verhöhnte ihre Liebe zu dem einzigen Sohne. Vielleicht mißhandelte er die in Stunden schwereren Leidens Wehrlose, wenn er, Erni, nicht daheim war! Als der junge Geselle der schlimmen Wendung der Dinge inne wurde, biß er sich in wildem Zorne die Lippen blutig. Ein unendlicher Haß gegen den Verkommenen erfüllte ihn. Er harrte des Augenblicks, da er der Mutter Recht zu verschaffen und ihrem Peiniger zu vergelten vermöchte. Drohende Worte fielen zwischen dem Behaim und seinem Buben;

es mochte nicht lange mehr anstehen, so gab es bittere Feindschaft und Streit, der die beiden nicht mehr unter dem gleichen Dache hausen lassen würde.

Da wurde plötzlich Friede, der für Wochen, vielleicht für immer dauern mochte.

Wenige Tage nach der Heimkehr des Söldners betrat der Pater Ambrosius abermalen die Behaimhütte, der er sonst nicht mehr genaht war, seit die Gunde ihn zurückgewiesen hatte. Es sollte in seinen Gemeinden keiner sein, den er nicht geprüft und erkannt hatte; darum suchte er den Söldner auf.

Er fand den Behaim in seinem Stuhle, den Kopf über die harte Lehne zurückgebeugt, so daß die Mähne seines verwilderten Haupthaares wie Gestrüpp über das Stuhlholz hinabhing. Der gleich einem Gefällten Liegende schlief; aus weit offenem Munde stieg ihm in Stößen ein ekler Atem. Der Benediktiner wandte voll Abscheu das Haupt. Aber die Gunde weckte den Schlafenden.

Der Behaim schreckte empor, und als er den Kuttenträger erkannte, ging ein Ruck durch seinen Körper. Kerzengerade richtete er sich auf, als trüge er noch das Söldnergewand seiner guten Tage und nicht die lose, armselige Bergbauerntracht, die ihm die Gunde geschafft hatte. Er schielte nach der Ecke, wo das breite Schwert stand, dem Rost verfallen.

„Wer hat dich gerufen, Pfaffe?“ schrie er in heiseren Lauten. „Weg, sage ich, aus der Hütte mit dir! Ich brauche dich nicht! Ich will dich nicht brauchen! Wer sagt dir, daß ich sterben will! Haha! Es ist noch nicht an dem — noch nicht an dem! — Fort, Schleicher, oder —“

Er stürzte nach der Waffe. Und während die Behaimin sie ihm zu verwehren strebte, verließ der Benediktiner die Hütte, kaum aus Furcht, vielmehr, weil ihm nichts zu tun verblieben schien.

Mann und Weib standen sich gegenüber, die Behaimin hatte allen Körperschmerz verwunden.

„Wahnsinniger, was hat dir der Mönch zuleide getan!“ sagte sie. Es klang hart wie Hammerschlag.

Aber der Wütende, als er den Feind entwischt sah, warf seinen Zorn auf das Weib.

„So bist du es, die ihn hat kommen lassen, den frommen Schleicher! So nahe vermeinst du deine Erlösung! Haha! Noch fühle ich Stärke genug, dir viel gute Tage zu machen, mein schönes Gespons! — Und — bei allen Teufeln — ein Denkmal an diese deine Fürsorge — ich pflanz' es dir —“

Er hob die Faust. Da taumelte die Gunde rückwärts und stand mit flammenden Augen und todweißem Gesicht.

„Schlage nicht! Schlage nicht! Ich dulde deine Gewalt nicht mehr! Und, beim Himmel, ich rufe den Erni wider dich zu Hilfe, wenn du künftig nicht Friede hältst!“

Nicht ihre Worte, die Haltung ihres Leibes und ihre Blicke ernüchterten und bezähmten den Behaim. Mit einem Lästerwort trat er von ihr weg und verließ Gemach und Hütte.

Spät in der Nacht kam er zurück. Er hatte seine Wut im Weine des neuen Schenkwirts im Lammkrug zu Geschenen ersäuft. Dort war ein schlimmes, stundenlanges Trinken gewesen. Er war mit umnebelten Sinnen auf die Gasse getaumelt,

als der Lammwirt die Herberge schloß, und hatte schweren, stolpernden Schrittes den Aufstieg nach Abfrutt begonnen. Ein Rauschen und Brausen hob da urplötzlich in seinem Kopfe an, als strömte ihm alles Blut zum Hirn; eine Glut brannte ihm auf Wangen und Stirn, und seine Blicke wurden trüb und unklar. Da trieb eine gräßliche Angst ihn vorwärts und gab seinen Füßen Jugendschnelle und seinen Schritten Stetigkeit. Er stürmte atemlos bergan und ohne Besinnung, nur nach der Hütte verlangend, wie das weidwunde Tier die Höhle sucht. Die Lippen dürr und die Zunge lechzend, ein betäubendes Hämmern in Schläfen und Brust, so torkelte er über die Schwelle der Behaimhütte, und den glühenden Kopf gegen das Holzgewänd des Flurs schlagend, keuchte er den Namen seines Weibes. Zweimal schlugen die angstvollen, bettelnden Laute an das Ohr der Gunde, dann raffte sie sich auf und ging, nach dem Stöhnenden zu sehen. Der Erni kam und hellte das dunkle Gemach mit flackerndem Span. Indessen saß der Berauschte und fuhr sich mit unsicherer Hand immer und immer wieder über die Stirn und flüsterte einmal ums andre:

„Das Blut! Wische mir das Blut weg, Gunde! Ich sehe nichts mehr! Alles ist rot! Alles ist Blut! Trockne das Blut, Gunde, oder — ich muß sterben!"

Und mitten in bettelndem, kleinmütigem Klagen schrie er nach dem Pfaffen. Er verlangte nach dem Beichtiger, als wäre ihm mit einemmal eine ungeheure Last folternden Schuldbewußtseins auf die Seele gefallen.

Ohne eine Frage, einem Blick der Behaimin gehorsam, ging Erni, den Martinus zu rufen. Aber als der Greise kam und milde Worte zu sprechen anhob, Verzeihung verheißend, ehe sie gefordert war, da bäumte der Zerknirschte aus seinem Sitze sich auf und verfluchte sich selbst und verwünschte den Alten.

„Nicht diesen!“ flehte er. „Schafft mir den andern, der Macht hat und hart und unbarmherzig ist! Der Henker ist zum Richter für meine Sünden noch zu milde!“

Und wiederum stürmte der Erni in die Nacht und brachte nach Stunden den Benediktiner. Sie fanden den Behaim bewußtlos. Der Schlag hatte ihn getroffen. —

Nach Wochen genas der Kranke nur halb. Nach Tagen erst hatte er wieder zu sprechen vermocht; doch raunte sein verzogener Mund noch jetzt fast unverständliche Worte, und der handlose Arm hing noch schlaff und kraftlos herab. Auch das Bein derselben Hüfte schleppte der Geselle beim Schreiten, also zum elenden Krüppel geworden. Dennoch erschien sich der Feige wie mit tausend Wonnen gesegnet, darum, daß ihm das Leben verblieben war; und die seltsame kriecherische Demut und Frömmigkeit, die über ihn gekommen war, als er sterben zu müssen vermeint hatte, blieb ihm. Er hatte sie übergeworfen gleich einem Gewand; wie ein solches trug er sie zur Schau, nun er langsam genas. Gleich alten Fetzen schimmerten — nur den beiden, die zumeist um ihn waren, bemerkbar — durch das neue Kleid wiederum, und mehr und mehr, je weiter er

erstarkte, die Roheit und Härte seines Charakters. Vor Ambrosius wie vor dem Volk verbarg er diese. Reuig und nach Buße gierig kroch er vor dem Pater, und so ergeben war er dem Redegewaltigen, daß dieser ihn mehr noch als die Zumbrunn-Brüder zu seinem Werkzeug erkor und durch ihn Einfluß auf andre zu gewinnen trachtete.

Die Kunde ging um zu Abfrutt: der Fortunat, der Söldner, war zum Büßer geworden. Und wenn der Gelähmte seinen schweren Leib, halb von Siechtum, halb von Demut gebeugt, zur Kapelle schleppte, bestaunte ihn das Volk. Der Sendbote des frommen Stiftes zu Zürich vollbrachte Wunder: er hatte den Unband, den Behaim, gezähmt.

Eine seltsame Art war zwischen dem Behaim und seinem Buben. Den Jungen mit dem großen Herzen zwang das Mitleid, daß er dem Siechen Gutes tat, obwohl er fast die Augen schloß, wenn seine Hand sich zum Wohltun erhob, damit ein Blick in das von Leidenschaften gezeichnete Antlitz ihm nicht Reue wecke. Dem Behaim aber triefte vor dem Sohne der Mund von den frommen Reden, die er dem Mönche abgelauscht hatte. Er hieß sich selber einen Bekehrten und trachtete auf Bekehrung des Jungen; es war, als suche er durch sein scheinheiliges Gefasel und Getue sein Gewissen einzulullen. Ein Ekel packte den Erni ob der Zweizüngigkeit, er durchschaute den Heuchelnden und sah dessen Tiernatur täglich im stillen die fromme Verhüllung durchbrechen.

Aber was der Alte nur zum Schein, gleichsam aus Angst tat und redete, das Evangelium des

eifernden Mönches, klang dennoch nach in der Grüblerseele des jungen Burschen.

Indessen verkehrte Ambrosius häufiger denn je zu Abfrutt und in der Hütte der Behaimin. Das Volk hinter der Mauer des Vielwaldes, das sie ihm als unzugänglich und verstockt verschrien hatten, war ihm gehorsam und eifrig geworden. Er freute sich seines Werkes und hatte kein Bangen um dieses, obwohl die Frist seines Verweilens zu Uri, einem Befehle der frommen Frauen zu Zürich gemäß, ihrem Ende nahte.

Vierzehntes Kapitel

Der neunte Mond des Jahres ging zu Ende. Die im Tale der Reuß hätten ihn den Sonnenmond benennen mögen. Dreißig Tage lang hatte keine Wolke das goldige Leuchten des Tagesgestirns verdüstert. Mehliger Staub bedeckte die holperige Landstraße und legte sich selbst über die schmalen Pfade des Geschener Tales. Heute, am letzten Tag Septembris, strich ein Wind über die Hütten von Abfrutt einher und wehte unterhalb des Bielwaldes graue Wolken von Weg und Straße. Sie stoben an den Hängen empor und legten über das satte Grün eine fahle Decke, wie von körnigem Rauhreif.

Das Glöcklein der Kapelle hallte. Es erhob das heisere Stimmlein zur höchsten Höhe und bimmelte so eifrig und unabläßig, als wären ihm Flügel gewachsen, und schwänge es sich los aus dem engen Holzgehäuse, darinnen es alt geworden. Zuweilen versagte dem übereifrigen Metall der Ton; das klang, als ginge einem Schreier der Atem aus. Dann zog der Zumbrunn-Matthis, der am Strange stand, mit ärgerlicher Gewalt den Strick noch hastiger. Das Blut stand ihm in den Wangen; der Fromme hatte sich in eine mächtige Begeisterung hineingeschafft. Sein fettes Antlitz strahlte, als gebiete er über tausend Erzstimmen und lasse sie alle erdröhnen zu des einen Ehren, der sich zur Ausfahrt von Abfrutt rüstete.

Ambrosius hatte in der Kapelle zum letztenmal zu seiner Gemeine gesprochen. Er hatte alle Künste der Rede aufgewendet, gedroht und gepriesen, Seligkeit und ewige Verdammnis verheißen und meinte, daß seiner Worte Nachklang nach Jahren noch in den Ohren der Hörer sein möchte. Vielleicht nicht mit Unrecht! Er hatte die zu Abfrutt aus Gleichgültigkeit und alltäglicher Frommheit aufgeschreckt und sie zu Büßern und Eiferern gemacht — alle bis auf wenige. Unter dem Banne seiner hallenden Worte waren sie ihm aus der Kapelle gefolgt und geleiteten ihn — Männer, Weiber und Kinder — durch die Gasse talauswärts.

Es war ein langer Zug. Der Benediktiner schritt ihm zu Häupten, und mit gebogenen Hälsen schlichen der Zumbrunn-Balz und andre neben ihm. Selbst der Fortunat Behaim schleppte sich im Zuge. Seine schärfere Waffen gewohnten Finger drehten die Betschnur, und seine Lippen stammelten fromme Formeln.

Langsam trollte sich die Menge. Die Sonnenstrahlen brannten auf die Geleitschar und ihren Führer. Die Glockenklänge wallten und wanderten mit ihnen.

Die Zumbrunn-Trud stand in der Gasse und schaute ihnen nach, die Augen wider die Sonne schattend. Als sie sich umwandte, stand der Erni hinter ihr.

„Der Zwingherr ist wohl fort von Abfrutt,“ schalt sie und schüttelte die Faust dem Mönche nach.

Aber der Erni blickte sie aus sinnenden Augen an und sagte:

„Laß das Aufbegehren, Dirne! Vielleicht, daß seine Strenge uns gut war!"

Damit wandte er sich und verließ sie. Staunend und betrübt sah sie ihm nach. Sie mochte ihn wohl, und es ging ihr zu Herzen, daß sie weder sein Wesen noch seine Rede verstand.

Indes erreichte die Schar den Vielwald und zog unter den Stämmen dahin. Die Glocke war verstummt. Mit lauter Stimme fing Ambrosius zu singen an, und die Menge stimmte ein in die Litanei. Ein seltsames Summen erfüllte den schattendunkeln Tann.

Auf der Vielhöhe stockte der Zug. Der Mönch nahm Abschied. Er reichte seine beiden Hände, segnete diesen und jenen und stand wie ein Heiliger vor dem kriechenden Volk. Dann stieg er talabwärts, und sie schauten ihm nach; einige winkten; die sich in heiligem Dienste nicht genug tun konnten, beteten. Seine Gestalt entfernte sich — weiter — weiter; wie ein dunkler Schatten erschien sie jetzt im Sonnenlicht. Da war es, daß es wie ein einziger stockender Atemzug der Befreiung durch die Menge ging. Keiner gestand es sich, sie neigten die Köpfe in Trauer und Demut, und dennoch war eine Last von ihnen genommen. Nur der Behaim und der Zumbrunn-Balz erhoben ihre betenden Stimmen lauter.

Auf einmal stand ein Mensch über ihnen am Kreuzenenstein. Er hielt den einen Arm um das helle Holz geschlungen; die Rechte, zur Faust geballt, drohte talwärts, wo der Benediktiner just die ersten Hütten von Geschenen erreichte.

„Da geht er, der Unfried'! Jetzt bist du erlöst, Abfrutt!"

Dies rief der wie aus dem Boden Gewachsene über die Häupter der Erstaunten. Es war der Hofer. Sein Antlitz trägt einen finsteren Ausdruck, und seine Stimme war rauh und hart. Sie sahen, daß graue Fäden sich dem noch Jungen in Haupt- und Barthaar gesponnen hatten, und sie wußten, daß er schwere Tage lebe. Auch hatte der Starke noch Macht genug über sie. Er war der Richter, und nur der Tod konnte ihm die Würde nehmen. So wagte keiner zu widersprechen. Leises Beifallsmurmeln erhob sich sogar, zag noch und verstohlen; der Haufe wollte mündig werden. Aber plötzlich erstickte ein Murren den Beifall. Der Hofer hatte, hinter sich greifend, ein verborgenes Beil erfaßt. Es blitzte im Sonnenlicht hoch auf und schmetterte wuchtig wider den Fuß des Kreuzstammes.

„Zu Abfrutt ist nicht Raum für Zwingherren und Götzen! Das Bild hat der Unfried' gepflanzt, daß wir uns davor bücken! Bückt euch vor dem heiligen Gott wie vordem! Der Kaplan soll kein Andenken zurücklassen! Zu Boden mit dir!"

Worte und Beilschlag klangen scharf ineinander. Mit dem letzten Worte sank das Kreuz. Das Christusbild zerschmetterte an den Steinen des Saumpfades.

Da erst erwachte die Menge aus ihrer Erstarrung. Eine Stimme schrillte auf:

„Er hat den Christus geschändet!"

Der Behaim drängte wie ein Rasender nach dem Kreuzenenstein. Aber der Hofer war verschwunden,

durch das Tannendickicht zurückgeschritten, aus dem er getreten war.

Das war zu Abfrutt der Anfang einer neuen Zeit.

Folgenden Tages hatte Gallus, der Richter, die Gemeine berufen. Auf der ebenen Matte, zwischen der Hütte der Andermattdirne und dem Erdwall, die die Hausungen von Abfrutt verdeckte, tagten sie. An die vierzig Männer standen sie im Ring, den Richter umschließend und Martinus. Die Kapellenglocke hatte sie geladen, und da die Klänge schwiegen, begann die Gemeine. Der Kaplan leitete sie ein.

Fast wider seinen Willen hatten sie den Weißhaarigen, der, verschüchtert und müde, seine Tage im Frieden seiner Hütte zu beschließen gedacht hatte, zur Matte geführt. Nun entblößte er mit tastenden Händen das wallende Gelock und sprach, die Finger über seinem Stock faltend, das Gebet vor der Tagung. Seine Stimme trug nicht mehr weit, die Worte gingen den meisten verloren, aber der Jahrbelastete hätte, selbst wenn er stumm gewesen wäre, Ehrfurcht und Andacht geweckt. Die Männer knieten und sprachen ihre Flehworte nach altem Brauch und aufrichtigen Sinnes. Neben Martinus hatte sich der Hofer ins Knie gelassen. Er war bleich, und die strengen Furchen seines Gesichts gruben sich tiefer denn sonst. Er ahnte einen Sturm; denn die Mäuler der Weiber und Frommen hatten seit gestern nicht geruht, ihn zu verdammen, und wenig freundliche Gesichter waren ihm zugewendet. Aber er streifte mit ruhigen Augen die Umstehenden und hob an zu reden. Sie mochten seine Worte im ganzen Kreise hören.

„Männer von Abfrutt! Ich habe die Gemeine berufen, und es sind keine Geschäfte. Es ist hier der Ort, wo geredet wird, und da es mir not zu tun deuchte, daß geredet werde untereinander und miteinander, habe ich euch beschieden. Hier ist der Ort, Streit zu schlichten. Und da viel Streit ist zu Abfrutt, mag er jetzund geschlichtet werden. — Vordem ist dahier eine große Stille gewesen; der Vielwald ist eine gute Wand und hat eine friedliche Stätte verschlossen. Jetzt haben die Schelle am Kirchlein nicht Ruh vor Läuten und eure Mäuler nicht vor Beten und heimlichem Schimpfen. Warum? Ein Fremder ist gekommen und hat euch mit Schelten und Schmeicheln verwirrt. Sonst ist zu Abfrutt nichts Fremdes geduldet worden, den Kuttenträger habt ihr aufgenommen wie die Talleute einen Kaiser. Dafür hat er euch widereinander gehetzt. Die Faulheit in euch ist Meister geworden über eure Arbeitslust. Ihr schaffet nicht mehr, ihr betet und vermeint euch ewiges Heil zu erbeten, ohne daran zu denken, daß ihr dabei auf Erden verhungern müßt. Den Heiligen sei Dank, daß die Frist des Mönches nicht länger gedauert hat. Das Dorf und ihr alle wäret verkommen. Jetzt, da der Störenfried fort ist, muß es anders werden. Ihr habt mich zum Richter gesetzt, also daß ich euch und eure Dinge leite! So hört denn, was ich euch ansage, und haltet in Treuen, was in Abfrutt inskünftig Gesetz sein soll:

„‚Kund und zu wissen jedem aus euch, daß unser derzeitiger Herre und Kaplan heiligen Dienst zu halten gedenkt an den Festen der Heiligen und

solchen Tagen, die dafür seit Vorzeiten bestimmt sind! Solange dieser unser Herre lebt, soll kein andrer geistlichen oder weltlichen Standes über unser Kapellenrecht gebieten. Und sei inskünftig keinem Fremden verstattet, länger denn zwanzig Tage zu Abfrutt und in dessen Grenzen zu verweilen, es sei denn, die versammelte Gemeine hätte ihn zu Recht und Ehren als Ansässe angenommen!'

„Ich, der ich diese Satzung aufstelle, der Gallus am Hof, durch euern Willen Richter am Ort, bekunde und stehe dafür mit Leib und Gut, daß ich nur euer Wohlsein und eure Zufriedenheit vermeine!

„Ich rate euch des ferneren: Lasset die Arbeit, so hart und schwer sie auch sein möge, euer Tagewerk sein und betet zu den Stunden, die dazu gesetzt sind, oder wann euer Herz euch treibt! Alleweil ist der Herre-Gott sichtbarlich über euch gewesen und hat es euch gut vermeint, wie ihr bisher gelebt habt. Inskünftig, denke ich, kann es nicht schlimmer sein. — So aber welche unter euch sind, die anders denken und aus irgendeinem Grunde wider mich stehen, so mögen sie jetzund hervortreten und reden. Es ist zu beraten und jedes Meinung zu achten. Hin- und Widerrede bringt Klarheit. Keiner schweige darum oder berge einen Groll. Es sei ehrlich alles besprochen und geschlichtet. — So aber — zum letzten — mehr denn die Hälfte von euch wären, die mich, den erwählten Richter, ledig sprechen meines Amtes, so bin ich willens, es niederzulegen, obzwar nach uraltem Brauch ich seiner pflegen müßte und dürfte bis zu meinem Absterben. — Redet und ratet und beschließet! Ich bin zu Ende!"

Eine Stille folgte den Worten. Die Blicke der vielen hingen an dem Hofer; der war wie zu ihrem Meister geschaffen. Er stand aufrecht wie eine der alten Tannen am Berghang und hatte doch nichts vor den Bauern voraus als seinen Willen und seine scharfe und kluge Rede. In diesem Augenblick schon gingen dem Ambrosius ein Häuflein seiner Getreuen verloren. Aber plötzlich entstand eine Unruhe im Ring.

„Er hat den Heiland geschändet! Was steht er noch dort und will uns predigen? Verjagt ihn, den Heiligenschänder! — Richtet . . .“

Die letzten Worte des Schreienden gingen unter im Gemurmel und Rufen, das anhob. Einige der Frommen drängten nach dem Platze des Gallus; die reckten die Fäuste wider ihn. Aber er rührte sich nicht von der Stelle. Die Arme über der Brust kreuzend, den Kopf leicht zurückgelehnt und mit einem Gesicht, darin keine Muskel zuckte, schrie er mit gewaltiger Stimme in die Menge:

„Wenn ihr mich hören wollt, will ich mich rechtfertigen.“

„Verjagt ihn!“ gellte der Behaim, der zuerst geschrien hatte. Er war an den Hofer herangestürmt und hob seinen schweren Stock zum Schlage, aber die Faust des Bauern traf ihn, daß der Lahme den Rasen maß.

Darauf wurde Ruhe. Die Bedächtigen und die, welche dem Hofer anhingen, schafften, daß der zu Worte kam. Und der Bauer sprach ernsthaft, aus dem Herzen herauf, so daß sie sahen, wie ihn die Sache kümmerte.

„Ich bin nicht darauf ausgegangen, das Bild des Heilandes zu zerstören, nur das Andenken des friedebrechenden Mönches. Ich zerschlug das Kreuzbild, aber ich bin ruhig, denn der Herre-Gott mag wissen, daß das Bild des Gekreuzigten in mir ist so wohl wie in der Brust jedes Frommen. Ich habe ein Kind in meiner Hütte, das mir lieb ist über die Maßen, und weiß, daß der Herre-Gott Macht hat, es mir zu lassen oder zu nehmen. Sollte ich den Mächtigen erzürnen wollen? Daß ich das Andenken an den Schleicher und Schürer Ambrosius eher ausreiße, darum habe ich sein sichtbares Werk zerstört. Es ist nur ein hölzernes Bild gewesen, daran nichts Heiliges war. — Lasset den Kaplan reden! — Habe ich recht oder unrecht getan, Herr?"

„Was soll der halbtote Alte wissen? Der ist dem Hofer zu Willen, so oft er mag."

Der Behaim, der sich erhoben hatte, schrie, und wie ein Irrsinniger hieb er mit den Armen in die Luft.

Die Männer schrien ihn nieder.

„Der Herre, der Kaplan, soll entscheiden!"

Martinus redete. Seine zitternde Stimme erhob sich ein wenig und wurde hörbar; es war still geworden im Ring. Der Greise strich sich mit den Knochenfingern die Silberhaare zurück und maß, in den müden Blicken ein leises Aufflammen, die Menge.

„Der Wille des Richters ist gut gewesen. Der Herre im Himmel fragt aber nach dem Willen, nicht nach der Tat. — Ihr könnt einen Heiligen in Holz schneiden, aber das hölzerne Bild wird nicht lebendig, also daß es euch Gutes oder Böses tue.

Ihr mögt lange vor dem Bilde knien und beten, es wird sich nicht rühren, euch zu helfen. Der Heilige hilft wohl, aber weil ihr ihn selber verehrt, nicht weil ihr sein Holzbild anbetet. So könnt ihr auch den Heiligen nicht schänden, indem ihr sein Bild zerstört, sondern nur, wenn ihr ihn aus euern Herzen reißt. Der Hofer aber ist gläubig und hat das Beil an das Kreuzholz gelegt, wie man einen Baum umschlägt, der nicht steht, wo er soll, nicht weil er den Christ treffen wollte. — Ich spreche ihn los!"

Als der Greise geendet hatte, begann ein Gerede im Haufen der Männer. Ein alter Bauer trat aus dem Ring. Er war vordem wider den Hofer gestanden, aber er schritt auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Keine Zwietracht mehr," sagte er.

Die Hände der Männer einten sich in hartem Druck. Andre wollten dem Beispiel folgen. Da stand der Zumbrunn-Matthias zum Reden. Der kleine wollhaarige Geselle hatte sich händereibend und den Graukopf in schmeichelnder Freundlichkeit auf die linke Schulter gebogen vor den Ring gestellt. Mit singender, fast weiberhaft weicher Stimme hob er an:

„Der Hofer-Gallus ist ein braver Mann, und alle Achtung vor ihm und alle Achtung vor dem Kaplan, der zu ihm steht. Aber kann nicht auch ein braver Mann in Versuchung kommen? Der Richter hat das Bild des Gottsohns geschändet, aber er sagt, er habe nichts Böses vermeint, und es ist nicht an mir, das nicht zu glauben! Aber im Ort geht noch ein andres Gerede, das mir nicht

gefallen will. Warum soll ich es dem braven Gallus nicht wiedererzählen? Ich sage nicht, daß es wahr ist, und — eine große Freude möchte es mir machen, wenn der Gallus bewiese, daß das Gerede gelogen hat ...“

„Mache es kurz! Was soll das katzenfreundliche Gefasel? Ich weiß es ja doch, wie du es meinst. Also sage, was du weißt!“

Eine Ungeduld hatte den Gallus gefaßt. Mühsam hielt er an sich.

Der Matthias räusperte sich und rieb abermalen die Finger. Ein widerliches Lachen glitt über sein glattes Gesicht. Dann brachte er seine Sache zu Ende.

„Du magst mich nicht, Richter! Ich habe dir doch nie etwas zuleide getan. Jetzt rede ich erst recht mit schwerem Leide. Aber — gewiß — du beweisest, daß das Gerede falsch ist — und ich — freue mich — und — Es heißt und hat Laut im Dorf, daß viel Unfriede auf deinem Hof sei, und daß — dir mag ja freilich die Geduld manchmal ausgehen und ein Verlangen nach anderm kommen — daß du die Hütte der Andermatt-Cille, mehr als gut ist, heimsuchst!“

Als er die Anklage ausgesprochen, trat der Matthias hastig in die Reihen zurück, und seine Aeuglein schielten fast furchtsam nach dem Hofer. Ueber den schien mit dem höchsten Zorn eine sonderbare Ruhe gekommen zu sein; freilich kehrte das Blut nicht in sein Gesicht zurück.

„Du bist mutiger, als ich geglaubt hätte,“ sagte der Gallus und meinte den Zumbrunn. „Was du

ausgesprochen hast, hat mir lange genug in den Ohren geklungen. Ich danke dir, Zumbrunn-Matthis, daß du das heimlich Gehaltene mir hast ins Gesicht sagen dürfen. Du bist fast ehrlich in deiner Falschheit, Geselle. — Jetzt aber — was ich zu sagen habe gegen das müßige Gemaule, heißt also!" — Seine Stimme schwoll. Die ganze Empörung des Rechtschaffenen über ihm angetane Schmach lag darin.

„Zum ersten hat nach meiner Hausung und dem, was darinnen geschieht, keiner das Recht zu fragen als ich allein. Meister bin ich auf meinem Hofe und schulde keinem Rechenschaft noch gebe ich sie. — Zum zweiten: Ist Unfriede zwischen mir und meinem Weibe, so mag das auch keinen kümmern. Schande über den, der das Unglück des Nachbarn austrägt! Wenn ihr aber zu wissen verlangt, wer den Unfrieden in mein Haus gebracht hat, — der ist es gewesen, der im ganzen Ort den Frieden gestört hat, der Pfaffe von Zürich! — Zum dritten und letzten: Wenn einer die Cille schilt, ist sein Maul unsauber, und es soll ihm zugetan werden mit harter Buße. Zu Abfrutt, vielleicht zu Uri, ist keine Dirne ehrbarer und von sittsamerem Wesen, denn die mir gegenüber haust! Und was es heißt, daß zwischen mir und der Dirne sei, das möchte ich verlachen, wenn es nicht so ernst wäre. Weil ihr aber so schwer an alle Bravheit glaubt, will ich Ruhe schaffen: Ich tue einen heiligen Eid vor euch und diesem schneeweißen Manne, der in nicht mehr langer Zeit vor dem Herre-Gott stehen mag, daß zwischen der Andermatt-Cille und mir

kein andres Band denn nachbarliche Freundschaft ist, noch in alle Zukunft sein wird."

Der Gallus hatte die Schwurfinger auf das Halskreuz des Mönches gelegt und feierlich das Versprechen getan. Als es heraus war, kam es wie ein Schwindel über den Gesunden, und eine jähe, unbestimmte Furcht packte ihn, als habe er sich selbst ein Glück zerstört.

Die Männer im Ring hatten gezögert. Ein Tuscheln und Besprechen ging. Plötzlich umringte ihn das Volk, als sollte ihm Abbitte geleistet werden. Das Andenken an Ambrosius war fast verwischt. Ein Jubelsturm ging durch die Schar, als wären sie von einem Joche frei geworden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war wohl noch nie so groß gewesen unter den Gliedern der verlorenen Gemeine. Der Hofer stand wie ein Träumender inmitten der ihm die Hand Pressenden. Er fühlte, daß er noch zu reden hätte; aber eine Schwere drückte ihm die Stirn. Er ließ den Beifall der Genossen über sich ergehen und hatte ein großes Verlangen, aus der Menge zu fliehen und mit seinen Gedanken allein zu sein. Da hörte er den Martinus sagen:

„Es mag keiner zu Abfrutt sein, der den Gallus vom Richteramt befreien will! Wenn aber einer ist, möge er reden!"

Die Menge blieb stumm. Nur der Behaim hatte abermalen reden wollen, doch die ihm zunächst Stehenden zwangen ihn zu schweigen.

Martinus tat kund:

„So sei der Gallus im Hof im Richteramt be-

stätigt, und segne ihn der Herre, unser Gott, daß er lange lebe, es zu üben!"

Er nahm die Hand des Schweigenden und führte ihn aus dem Ring. Am Wege schied er von ihm und schritt zu den Hütten, dahin die Schar der Männer sich verlief.

So endete die Gemeine.

Auf der Matte, wo sie getagt hatte, war nur ein einziger Geselle zurückgeblieben. Er stützte sich schwer auf seinen Stock; die lange, wie von einem Blitzschlag gekrümmte Gestalt streckte sich wie der Leib eines spähenden Raubtiers. Der Behaim starrte dem Hofer nach, der just an der Hütte der Cille vorüber nach seinem Hofe stieg. Unzusammenhängende Worte fielen von den Lippen des Krüppels. Sie klangen bald wie Drohungen, bald wie Beten. Und als er endlich sich von der Matte und dem Dorfe zu schleppte, hielt er dem Gallushofe zu Füßen einen Augenblick inne und schüttelte die Faust gegen die Behausung.

„Er hat den Christus geschändet," murrte er in sich hinein, und ein sonderbarer Ausdruck kam in sein gedunsenes Gesicht, als sei der Behaim verwirrten Geistes geworden.

Fünfzehntes Kapitel

Märtinus, der Kaplan, hatte sterben wollen, als er neben dem Benediktiner unnütz geworden war. Als Ambrosius die Gemeine verlassen hatte, kam gleichsam eine neue Kraft über den Greis. Der zu Abfrutt und in der Sorge für sein rauhes Volk grau Gewordene hatte eine machtvolle Liebe für die Gemeine. Als sie von ihm abgefallen war, hatte ihn das Leid darüber töten wollen. Nun deuchte es ihn, es käme jetzt erst ein Frühling hinter den Bielwald gezogen, ging ihm doch eine junge Blüte auf, die Anhänglichkeit seiner Heimgenossen.

Zur Stunde, da er von der Tagung heimgeschritten war, trat dem Alten einer und der andre der Bauern nahe, reichte ihm fast scheu und wie nach langer Trennung die Hand und tat so in stummem Gruß ein Frohgefühl kund, daß zu Abfrutt nun alles wieder wie ehedem sei. In ihren Gesichtern war zu lesen, daß ihnen heute das Heimdorf trauter und bekannter erscheinen wolle denn sonst. Der leidenschaftliche Mönch hatte das einfache, ruhige Volk wohl aufzuschrecken und mit sich fortzureißen vermocht, aber da der Wortgewaltige nicht mehr war, ihnen zu drohen und sie zu erregen, empfanden sie die Milde des alten Hirten wie einen Segen. Und langsam, wie sie Mann um Mann zu ihm zurückkehrten, erstarkte die Lebenskraft des Jahrbelasteten.

Von der Tagung zurückgekehrt, fand Martinus die Tür seiner Hütte offen, und als er den Flur betrat, lockte Lachen und Reden zweier junger Stimmen ihn nach der Küche. Dort fand er den Urban, den Knecht, am Herdstein hocken, und die Dirne des Bannwarts saß neben ihm, hatte den dunkelhaarigen Kopf an seine Schulter gelehnt und duldete es, daß der junge Geselle sie mit seinen beiden Armen umfangen hielt. Und langsam, ohne zu erschrecken, hob die Barbara das Haupt, als der Greis eintrat, und der Hirte schaute ihm keck und treuherzig ins Gesicht.

„Verzeihet halt, Herr! Ist doch Festtag jetzt! Der schwarzkuttige Freudestörer hat den schlimmen Abfrutter Staub von den Füßen geschüttelt. Und ist es doch, als sei ein Schatten von unsrer Sonne gewichen, seit der Ueberstrenge uns verlassen hat."

„Was redest du unbedacht und leichtherzig? Strenge wäre dem wohl vonnöten, der mit Volk von deinesgleichen zu tun hat. Habe ich dir nicht die Hütte verboten und dir verwehrt, daß du die Dirne heimsuchst?"

Der Kaplan wollte streng sein, aber in seinen Augen leuchtete eine leise Freude an den beiden.

Der Urban stand auf, doch behielt er die Hand der Dirne in der seinen.

„Herr," sagte er mit heller Stimme, „möchtet Ihr dem Alpbach verwehren, daß er über die Steine tollt und sich Durchlaß erzwingt zum Tal? Ich meine aber, daß die Liebe auch wie ein Wasser sei, das sich Weg sucht und sich nicht halten läßt. Dem fremden Mönch zum Trotz wäre ich hundertmal

heimlich zu der hier gelaufen. Vor Euch, Herr, mag ich nicht hehlen, so komme ich bei Tage!"

„Er heischt mich zum Weibe," ergänzte die Barbara.

Martinus lächelte.

„Ihr seid wie die Kinder, seid fast noch Kinder und denkt an die Ehe. Glaubt ihr von der Minne zu leben, die eines dem andern trägt? Wenn die Vögel sich paaren, hängt ihnen ein Nest an irgendeinem Baum, oder sie haben einen Unterschlupf unter einem Stein gefunden; wo wollt ihr leichtsinniges Volk euch einnisten? Du verdingst dich als Knecht, Geselle. Soll diese bei demselben Bauern Knechtin werden? Leicht möchte der Meister nicht zu finden sein."

„Herr," sagte der Urban fröhlich, „bin ich Knecht und ist die Dirne nur Magd gewesen, so braucht unser Haus nicht zu stehen wie der Hof des Gallus; eine Bretterhütte wie die der Behaimin ist stolz genug. An den Hängen ist Raum. Die Gemeine spricht mir den Platz wohl zu. Und wo die Sonne am längsten scheint, schlage ich die Pfähle. In diesen Tagen fälle ich das Holz; wenn der Schnee liegt, schaffe ich es zum Ort. Die Stelle ist gewählt, Herr! Dicht unterhalb dem Hang, wo unter dem Regliberg der Wald am dichtesten steht und wie ein Bollwerk ist wider die Lauinen, hoch über dem Hoferhaus, auf dem Sonnenspitz soll die Hütte gezimmert werden. Wenn ich diesen Winter die Mondscheinnächte nutze, kann zum Frühjahr das Aufrichten beginnen, und dann — hole ich diese!"

„Dann holst du diese! Die Hütte wird stehen!

Und ihr nährt euch von Tannenzapfen, die euch der Wald auf das Dach wirft, und trinkt die Sonne, wenn sie euch in die Hütte lugt!"

Der leise Spott erzürnte den Gesellen.

„Warum verlacht Ihr uns, Herr? Ich bin jung, und die Arbeit ist mir lieb. Und habe ich tagsüber den Bauern gewerkt, wird mir der Weg zu meiner Behausung nicht schwer sein. Eine Geiß handle ich ein, ehe noch die Babe mein Weib wird. Leicht habe ich einen ernährt bis zum heutigen Tag; leicht wird es auch für mehr reichen. Ich meine, daß es besser ist, sich eines zu nehmen, um das man sorgt und sich müht, denn zeit seines Lebens zuerst an sich selber als das Nächste sinnen zu müssen."

Die Dirne schmiegte sich näher an den Buben.

„Herr," sagte sie, „zwei, die sich gut sind, mögen wohl lieber miteinander hungern denn fern voneinander ein Schlemmerleben führen. Ich freue mich auf die Hütte da oben, und ich traue dem Urban, daß er mich gut hält. Ist es Euch so schwer, uns einen guten Wunsch zu sagen?"

Der Gebrechliche wurde ernst. Es schimmerte in seinen Blicken. Mit zitternder Stimme sagte er:

„Ich habe viele einander Treue verheißen hören zu Abfrutt! Aber Verheißen und Halten sind zwei Dinge! Viele sind Mann und Weib geworden und haben einander nur Gutes wollen, und am Ende hat keiner des andern guten Willen erkannt. Und viele haben sich ein Haus geschaffen, sind hineingeschlüpft, als wären alle Wände von Gold und drinnen ein Paradies, und sie haben daraus

eine Hölle gemacht! Aber wenn sich zwei die Treue halten und das Zusammenhausen verstehen, nicht zu viel erhoffen, aber mehr sich schaffen, so ist ein großer Segen in der Ehe. Mich deucht fast, es möchte euch beiden glücken. Wenn im Frühjahr die Sonnenspitzhütte steht und der Wintersturm mich nicht fortgeweht hat aus dieser Hütte, will ich wohl gerne eure Hände zusammenlegen."

„Segnet uns heute," bettelte die Barbara, „daß wir zu Recht einander gehören und keiner dazwischentreten darf. Es soll Euch gedankt sein! Ihr müsset nie darum Reue tragen!"

Sie zog den Urban in die Knie vor dem Alten. Dann neigten sich die Häupter.

Martinus zögerte. Aber eine große Zuversicht und Kraft wollte ihm in der Liebe der beiden zu sein dünken. Ein hohes Vertrauen zu dem blutjungen Gesellen und seiner Dirne kam über ihn und zwang ihm die Hände auf ihren Scheitel.

„Der Herre-Gott lasse euch einander Treue halten," sagte er.

Da standen sie mit leuchtenden Blicken auf und schritten wortlos Hand in Hand aus der Tür. Der Kaplan sah sie nach der Kapelle gehen.

So war des Martinus erstes Amten nach des Benediktiners Ausfahrt nicht nach dem Sinne des verzogenen Gestrengen.

Und in wenigen Tagen zerfiel, was der Eiferer gebaut hatte; und was er dauerhaft auf Monde und Jahre vermeint hatte, war Schein gewesen, der erlosch, sobald das treibende Feuer — er selbst — verschwunden war. Wie Gewitterdunkel ging nur

noch vor der Erinnerung dieses oder jenes die drohende Gestalt des Mönches vorüber, und eine Aengstlichkeit, die in manchem wurzelte, verriet sich noch darin, daß die Kapelle an Festtagen kaum die Beter zu fassen vermochte. Allda waren noch die Zumbrunn die Eifrigsten. Sie redeten und trauerten laut dem Ambrosius nach. Ob sie es aufrichtig meinten? Die Brüder redeten viel schöne Worte!

Auch der Behaim trug des Benediktiners Namen im Munde, der zu Abfrutt nur noch ungern und scheu genannt wurde. Aber der Behaim war ein sonderbarer Geselle geworden, den die Leute gern mieden, weil er aus bösen Augen schaute.

Den Richter suchten sie heim. Seit der Gallus vor allem Volk seine eigne Rechtlichkeit beschworen und sich ihnen als Meister erwiesen, hingen sie ihm zu Abfrutt an wie nie zuvor. Sie taten ihm Ehre an, als wäre er mehr denn sie alle; und wenn einer Rat benötigte, holte er ihn bei dem Gallus; und wenn einer etwas zu unternehmen gedachte, wurde der Hofer zuvor befragt.

Es war aber eine Veränderung mit dem Richter vorgegangen, die beitrug, ihm ein Uebergewicht über seine Heimgenossen zu geben. Eine Unrast quälte den ehemals zufriedenen, nicht über die Alltäglichkeit seines Daseins Hinausschauenden. Sie hatte angehoben zu der Stunde, da der Gallus geschworen hatte, daß zwischen der Andermatt-Dirne und ihm selber — in alle Zukunft kein andres Band sein sollte denn nachbarliche Freundschaft.

Der Gallus war heimgeschritten damals. An der Tür ihrer Hütte hatte die Cille gelehnt. Da

war er mit abgewendetem Gesicht, von unbekannter Macht bezwungen, zum erstenmal ohne Gruß an ihr vorbeigegangen. Und wie er zu Hause in seine Stube getreten war, hatte sich sein Weib in Hast von ihrem Stuhle aufgerafft und hatte wie immer, wenn er nahte, das Gemach verlassen. Sein Auge aber war auf ihr gewesen. Und wie ein Blitz hatte ihn ein sündiger Gedanke durchzuckt. Das Weib siechte! Die bleichen Wangen, das ganze weiße Gesicht waren schmal wie bei einem Kinde geworden. Dafür schien es, als hätten sich die dunkeln, heißen Augen vergrößert und einen fiebrigen Glanz gewonnen. Wenn das Weib — stürbe! Die Leidenschaftliche verzehrte sich, und das Laster, dem sie verfallen war, half mit den Leib zerstören! Wenn das Weib — stürbe! Der Hofer war zusammengeschauert, als er sich auf dem Gedanken ertappte. Aber dann hatte er sich in einen Stuhl geworfen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und, die Stirn in die hohlen Hände gelegt, das Böse zu Ende gedacht. Neben der Gestalt der Faustine war eine andre aufgetaucht, so kräftig, als die der Faustine zerfallen, so gesund und aufrecht, als die seines Weibes schmächtig war und krank. Der dieses starke Geschöpf freite, warb sich einen Gefährten, einen Freund und Kameraden und eine Hilfe!

„Du hast sie abgeschworen vor allem Volk und für alle Zeit,“ sprach der Hofer in sich hinein.

„Wenn aber die andre stürbe!“ gellte es abermals in ihm.

Und das Bild der Cille wuchs vor ihm immer deutlicher und immer begehrenswerter. Er sah drüben

seinen Knaben im Linnen liegen, aber der ihm sonst das Höchste und Einzige war, vermochte ihn nicht aus dem Grübeln zu wecken. Er streifte den Korb mit verlorenem Blick und dachte immer sehnlicher der Cille und fühlte in sich all das erstehen, was er just für immer abgeschworen hatte.

Verbotene Früchte! Seit Adams Fall lechzt das schwache Menschengeschlecht nach dem am meisten, so ihm verwehrt ist. Laß einen an einem Glück vorübergehen und höre ihn sagen: Mich verlangt nicht danach, ich berühre es nicht! Und sprich alsdann: Es ist dir verboten! Hei, wie ihm das Unbegehrte in den herrlichsten Lockefarben erstrahlen wird, wie eine Sonne aus dem Dunkel entflammt! Hei, wie ihm die Hände nach dem zucken, das er nicht berühren soll! Und wie die Versuchung ihn jach überkommt und langsam ihn zwingt!

Der Gallus war lange in sich versunken gesessen. Auf einmal kam ihm ein wildes Verlangen. Er fuhr auf und verließ mit großen Schritten Stube und Hütte. Er suchte die Cille. Was er bei ihr wollte, wußte er selber nicht, einzig — er mußte ihr sagen, welchen Eid er getan hatte. Mit denselben schweren, zielbewußten Schritten stieg er den kurzen Weg zur Andermatthütte und betrat die stille. Er fand die Dirne in der niederen, spärliches, sauberes Gerät haltenden Stube. Sie erhob sich. Es schien, als habe sie in untätigem Sinnen gesessen und sei ihr kräftiges Gesicht fahl. Er blieb dicht vor ihr stehen und starrte sie an.

„Was willst du?“ fragte sie, ihn verwundert messend.

„Ich habe vor der Gemeine geschworen, daß zwischen dir und mir nie andres sein soll denn nachbarliche Freundschaft,“ sagte er, als hätte er die Worte auswendig gelernt.

„Ich weiß es,“ sagte sie ruhig.

„Du — weißt —“ stammelte er ungläubig und von ihrer Fassung betroffen.

„Einer, der hier vorüberkam, wußte die Mär zu vermelden,“ fuhr sie fort. „So du uns beiden Ruhe geschaffen hast, hast du recht getan.“

Er glotzte sie an.

„Aber — wenn — einmal —“

Sie erriet aus seiner Miene, was in ihm vorging, und erschrak.

„Kein Aber und kein Wenn! Du hast beschworen, was wir auch ohne Schwur gehalten hätten. Vor dem Himmel ist dein Eid eine Narrheit. Das, was er verspricht, nicht zu halten, wäre die ungeheuerlichste Sünde. Das Volk will aber schwer verstehen. Daß du ihm geschworen hast, ist darum gut!“

„Aber, wenn die Zeit käme ...“

Sie schnitt ihm aufs neue die Rede ab. Ihre Gestalt streckte sich.

„Wenn ich nicht geringer von dir denken soll, guter Freund, so schweige! — Was ist mit dir vorgegangen? Hast du getrunken? — Schäme dich, Hofer-Gallus! Geh und schäme dich! Du warst nahe daran, deine Ehre wegzuwerfen.“

Er starrte ihr fassungslos ins Gesicht. Dann schlug ihm das Blut in Wellen zu Häupten, und beide Fäuste vor die Stirne pressend stürmte er hinaus.

Seitdem war an dem Hofer eine mächtige Verschlossenheit und eine noch größere Strenge denn früher zu sehen. Sein Leib schien höher geworden, und sein Blick wurde scharf und zielbewußt. Keiner erriet, daß er eine heimliche Unrast mit sich herumtrug, denn er zeigte eine hohe Gelassenheit und Selbstbeherrschung. Etwas Unbäurisches kam in seine Art zu reden und in sein ganzes Wesen, und so fing er an, die Heimgenossen zu überragen. Allmählich gewann er eine fast unumschränkte Gewalt über sie.

Der aber die Gemeine mehr denn je zu beherrschen begann, hatte über ein Weib keine Gewalt. Die Faustine trotzte seinem Zorn wie seiner Güte. Sie war wetterwendisch wie des Jahres Frühmonde. Tage und tagelang umgab sie das Kind mit überzärtlicher Sorge, schaffte in Hof und Eigen, überwachte Knecht und Magd, alles das, als wäre sie allein Herrin und hätte für alles zu denken. Dann kamen plötzlich schlimmere Stunden. Sie schloß sich in eine Kammer ein. Wenn der Hofer sich dort den Eintritt erzwang, fand er sie im Rausche. Für ihn hatte sie nicht Wort noch Blick. Sie stand ihm kaum Rede. Er mußte lernen, sie schweigend zu ertragen. Er hatte Friede zu machen versucht, doch umsonst. Sie mied ihn wie einen Aussätzigen.

So lebte der Richter ein verschwiegenes Martyrium. — Zwischen dem Gallushofe und der Andermatthütte war es still geworden. Die Cille vergrub sich in der Einsamkeit, und der Hofer umging ihre Hütte scheu wie ein Geschlagener.

Sechzehntes Kapitel

Von dem Behaim ging ein Gerede zu Abfrutt. Der Krüppel, dessen Leib zerfiel, fing an, am Geist zu kranken. Die Kinder flohen, wenn der Lahme sichtbar wurde, und die Erwachsenen mieden ihn, wo sie konnten. Er aber schleppte sich ortauf und -ab und umlauerte die Hütten. Im Gehen bewegte er die Lippen in ewigem Flüstern. Die Bauern glaubten, daß er bete. Aber er sprach mit sich selbst. Verworrene Dinge raunte er in sich hinein, selbst unacht dessen, was er plapperte. Zuzeiten überkam ihn ein Wahn. Er glaubte der Ambrosius zu sein. Dann schlich er sich unter alle Hüttenluken und schielte ins Innere und spähte nach Fehlbaren und Sündigen. In der Dämmerung stahl er sich nach der Kapelle, warf sich vor dem Altar zu Boden und wälzte sich vor Zerknirschung und Demut. Manche wollten klatschende Schläge wie von Geißelhieben gehört haben und vermuteten, daß der Behaim im Wahn den Leib kasteie.

Einmal, als Martinus in der Kapelle Gottesdienst hielt, befiel den Behaim, der bei keinem Dienste fehlte, der Wahnwitz. Er drängte sich aus den Reihen der Andächtigen und trat vor den Altar. Dort warf er die Arme aus nach Art des Ambrosius, wenn dieser die Gemeine gescholten und bedroht hatte, nannte mit gellender Stimme die Schar derer von Abfrutt einen Haufen Gottver-

gessener und Gottverfluchter und hätte wohl weiter gelärmt und verwunschen, wenn nicht der stärksten Männer einige den sich wütend Sträubenden aus der Kapelle geführt hätten.

Der einstige Söldner, der sich aufrecht getragen und stählerne Glieder besessen hatte, hatte derzeit ein schreckhaftes Aussehen.

In den Wäldern ob St. Niklausen hatte vorzeiten ein Einsiedler gehaust, von dem die Aeltesten zu Abfrutt zu berichten wußten, daß Väter und Großväter ihn gesehen und von ihm erzählt hätten, Kopf- und Barthaare hätten ihm in Strähnen wie das graue Gespinst, das von verwitterten Tannen hängt, das Haupt umwallt. Dem Waldmenschen — so ging die Rede — glich der Behaim. Sein Leib war gebückt, hagere Beine trugen ihn unsicheren, schleppenden Ganges. Der Kopf war vorgebogen, so daß er allzeit wie ein Lauernder erschien. Das eisgraue Haar umstand wild und rauh wie Felsgras den Schädel; es fiel in die Stirne und überhing die Brauenbüschel. Die kleinen Augen blickten rotumrändert halb scheu, halb frech durch die Haarsträhne. Der Bart fiel schwer und lang und zerzaust über die eingesunkene Brust. Wenige blonde Flachsfäden standen noch neben den wustenden grauen. Was von dem Gesicht in dem Haarwust noch sichtbar blieb, war wie Kupferwerk, stach braunrot und gedunsen hervor. Wenn diesen Gesellen die irre Wut überkam, war er kein erfreulicher Genosse.

Dennoch hatte er noch niemand geschädigt. Nur mit Worten stellte er den Unfrommen nach, wenn ihn selber die Frommheit überkam. Einem von diesen,

dem Hofer-Gallus, dachte der Irre Unheil zu. Zuzeiten, zumeist zur Nacht, umschlich er den Hof oder legte sich lauernd in das Untergehölz davor. Er schien an einem Plan zu sinnen, während er das Haus umstreifte. Das Geflüster seiner Lippen wurde lauter, und drohend erhoben sich manchmal seine Fäuste. Einmal, als der Hofer vor der Hütte stand, sauste ihm ein Stein dicht am Kopfe vorbei und fuhr mit peitschendem Schlag gegen die Mauer. Das schrille Gelächter des verborgenen Werfers verriet diesen dem Richter. Doch der Gallus hatte nur Mitleid für den Gesellen, dem sich mehr und mehr der Geist verdüsterte, und ließ ihn ungestraft, ja ließ den Unheimlichen sorglos gewähren.

Zuweilen noch, und vor allem daheim, hatte der Behaim dennoch gesunde Stunden. Dann trat jenes Zwitterwesen zutage, das ihm seit seiner Verkrüppelung anhaftete: gleißnerische Frömmelei, hinter der die rohe Natur des Gesellen sich notdürftig verbarg. In diesen Stunden marterte er sein Weib.

Der Erni hatte es lange gefürchtet und mit scharfen Augen gewacht. Eines Abends gewahrte er, daß der Heimgekehrte sich an der Mutter vergriff.

Die Behaimin war siecher geworden. Seit Tagen war sie ans Lager gefesselt. Ihr Leib bedeckte sich mit Wunden; ihre Kräfte begannen zu erlahmen. Eines Morgens erhob sie sich, die Zähne verbissen, zwang sich auf und betrat die Stube. Da saß der Erni über seiner Schale Milch, und als er die Mutter erblickte, fuhr er empor, und die Augen füllten sich ihm mit heißen Tropfen.

„Es sollte gehen, Bub, und es — will nicht mehr," keuchte die Gunde und sank wider die Wand.

Er hob sie vom Boden auf und versuchte sie zu tragen; aber als er seine Arme um sie schlang, tat sie einen halbunterdrückten Schrei. Sie ertrug die harte Berührung nicht. Mühsam geleitete er sie zum Lager zurück. Und als sie sich auf das Farnbette streckte, war der Schmerz kaum verwindbar, den ihr das Niederlegen gab. Mit zitternden Händen half der Erni, dann sank er an ihrem Lager in die Knie und vergrub den Blondkopf verzweifelnd in das Linnen.

„Ich kann nichts für Euch tun," stöhnte er.

Da drückte sie eine der wächsernen Hände in sein Haar und flüsterte:

„Freilich, freilich, Bub, mein Bub! Beten magst du, daß der Herre-Gott es nicht zu lange sein läßt, daß ich hier liegen muß."

„Sprecht nicht so! Ich lasse Euch nicht sterben," entgegnete er ungestüm.

Aber geheimnisvoll hieß sie ihn sich trösten, als wüßte sie, daß von dem Bette kein Aufstehen mehr für sie wäre.

Von diesem Tage an verlor der Erni die Ruhe. Eine Hast trieb ihn von Ort zu Ort, wenn ihn nicht Arbeit an eine Stelle zwang. Er träumte noch immer von einem Heilmittel für die Mutter und irrte ziellos umher, als müßte er es von ungefähr am Wege finden. Die Behaimin litt schwer, aber ihr Bub war um sie auf die Folter gespannt. Seine Wangen wurden schmal, jede Weichheit wich aus seinem Gesicht, und eine Sorgenfalte grub sich

zwischen seine hellen Brauen. Als dem Erregten, Rastlosen die Erkenntnis wurde, daß die Mutter Mißhandlung von dem einstigen Genossen erfahre, empörte sich alles in ihm wider den, dem er den Vaternamen nicht mehr gab.

Er kehrte eines Morgens heim. Die Nacht, die der Mond zum Tage gehellt hatte, hatte er genützt, hoch im Gefels nach neuen Kräutern zu suchen. Müde und mit leeren Händen kam er an die Hütte. Er stahl sich mutlos in den Flur und gedachte heimlich seine Kammer zu erreichen, damit die Mutter die vergebliche Suche nicht ahne. Die laute, zänkische Stimme des Krüppels, die im Wohngemach scholl, ließ ihn plötzlich den Schritt verhalten.

„Ich habe zu trinken begehrt; hörst du nicht, Weib? Wenn mich dürstet, hast du mir den Trunk zu schaffen."

„Du weißt, daß nichts andres denn Wasser in der Hütte ist."

„Lügnerin!"

Der Behaim schien nach dem Nebengelaß, das die Mutter seit seiner Ankunft innehatte, zu hinken.

„Willst du dich rühren! Du verfaulst, Müßiggängerin! Du sollst mir den Trank schaffen! Willst du mich aushungern und verdursten lassen! So lästig bin ich dir! Seit ich hier bin, hast du mir gegeizt und gekargt, ich habe geschwiegen! Aber jetzt — hab acht, Liebste, Schöne, ich lehre dich!"

Der Ton wurde drohender. Der Erni hielt sich nicht länger. Im nächsten Augenblick stand er am Bette der Siechen und schleuderte den Rohen zur Seite, dessen Faust just auf die Schulter seines

Weibes gefallen war. Die Gunde hatte sich halb aus dem Linnen erhoben. Als sie den Buben zu ihrem Schutze nahe sah, sank sie kraftlos zurück. Der Erni stand mit bebenden Lippen.

„Feiger! Unhold!" stieß er mit keuchender Brust heraus. Seine Blicke loderten. Der Behaim mochte sich hüten; ein unbezwingbarer Zorn schüttelte den jungen Gesellen.

Der Krüppel raffte sich mühsam von der Wand, an die er gefallen war, auf.

„Mein edles Jungfraut," höhnte er. „Welch kindliche Minne wider deinen — —"

„Sage das Wort nicht," schrie der Erni. Dann hob er die Fäuste und trat an den andern heran. „Ich muß dir den Schlag zurückgeben, ich muß — ich muß —"

Er krallte die Arme nach dem Halse des Zurückfahrenden — und ließ sie in Unentschlossenheit sinken.

„Erni," mahnte die Sieche bittend.

Da geschah etwas Seltsames. Der Behaim, als wäre ihm die Gegenwart plötzlich aus der Erinnerung geschwunden, faltete die Finger, neigte den Kopf und begann laut und mit ängstlicher Dringlichkeit ein Paternoster zu sprechen. Und immerfort betend verließ er die Kammer.

„Ich verjage ihn," sagte der Erni. Die Rede stockte ihm. Allmählich nur gewann er seine volle Stimme zurück.

„Du darfst nicht!" entgegnete die Gunde.

„Wer will es mir wehren? — Er vergreift sich an Euch — warum ihn nicht vertreiben! Er ver-

dient das Obdach nicht mehr. Wenn wir im Tale wohnten, ließe ich ihn in Ketten legen; hier heißt es sich selber helfen! Ich verjage ihn, Mutter!"

„Du darfst nicht!"

„Haha! Ich hasse ihn! Ich zahle ihm heim, was er an Euch gesündigt hat! Wer hindert mich?"

„Dein eignes Gewissen," sagte gewichtig die Gunde.

Der Erni wandte sich zur Tür. Noch immer lohte der Zorn in seinem Gesicht. Dennoch zögerte er.

„Komm hier heran, mein Bub," gebot die Behaimin.

Er gehorchte schweigend und widerwillig. Als er am Bette stand, ergriff das Weib seine Hand und hob leise und feierlich an:

„Ich habe ihn zu hassen geglaubt. — Vielleicht hasse ich ihn. Er hat mir viel Leides getan. Vor Tagen noch hätte ich dich geheißen, mich an ihm zu rächen. — Aber — der Tod ist ihm nahe — näher, vermeine ich, denn mir! Und nun, da ich selber das Sterben vor mir habe, nun weiß ich, wie es täte, auf die Straße gejagt zu werden. — Wenn sie ihn draußen fänden, Bub? An der Straße — verendet wie ein Tier — durch deine Schuld? Wie würdest du noch Frieden haben können? Ich kenne dich: du bist nicht wie die andern! Allem Geschehenen sinnst du nach! Du müßtest zugrunde gehen! Das Bild verließe dich nicht mehr: der — der dein Vater gewesen ist — im Staub ver— —"

Er unterbrach sie erregt.

„Lasset! — ich werde es bedenken!"

Langsamer, in Sinnen verloren, fuhr er fort:

„Mag sein, daß ich ihn sähe — den Toten — aber — das andre — wie er die Hand hebt — gegen Euch — das vergesse ich ihm mitnichten! — Und — wer kann sagen — ob er Euch ferner in Ruhe läßt!“

„Du wirst für mich Sorge tragen,“ sagte sie zuversichtlich.

„Ich bin selten daheim.“

„Gleichviel! Ich fürchte mich nicht! Und er wird sich hüten, weiß er doch, daß ich ihn anklagen mag vor dir!“

„Ihr wollt mir die Furcht nehmen, aber ich kann nicht ruhig sein.“

Da zog sie mit mühsamer Bewegung seinen Kopf zu sich herab, bis sein Ohr ihren Mund berührte. Eindringlich und geheimnisvoll sprach sie zu ihm:

„Du weißt, daß keine Heilung für mein Siechtum ist! Nein! Nein! Laß die Widerrede! Warum es länger verhehlen? Es mag lange dauern; aber es ist keine Hoffnung, daß ich genese. Nur — die Qualen mögen wachsen, und — der menschliche Leib ist schwach — wenn die Schmerzen fuchtbarer werden und furchtbarer — mag eine Stunde kommen, daß ich schwach werde und nach dem Tode schreie. Und wenn ich dann müde bin — Schlaf habe — Bub — du weißt — einen Trank — zum Schlafen! Gib mir — ich will — ihn verbergen — und — —“

„Was sinnet Ihr?“

Der Erni stand mit weitgeöffneten Augen.

Sie drang wieder in ihn.

„Die Wurzelknollen — du hast sie wohlver-

wahrt — ich habe sie gesucht und nicht gefunden! — Darum heische ich sie von dir! — Ich sage nicht, daß ich den Trank brauche. Nur — wenn das Gräßlichste kommt und das Unerträglichste — und ich möchte erlöst sein — Bub — gib mir — wenn doch Erlösung von bitterster Qual sein kann — gib mir den Trank, daß ich ihn zur Hand habe! — Und — wenn er, der Gottverlassene, mich doch marterte — deine Hand bliebe unschuldig — so möchte ich mit diesem armen Leib ein Ende machen!"

Er wandte ihr sein Gesicht zu. Eine grenzenlose Innigkeit durchsonnte seine Züge. Er legte schmeichelnd den Arm um sie und strich mit der andern Hand über ihren grauenden Scheitel.

„Ihr redet irr, Mutter! Besinnet Euch! Eine Schwäche ist über Euch gekommen. Legt Euch nieder! Ich wache bei Euch!"

„Ich sehe grauenhafte Tage kommen," sagte sie, den stieren Blick ins Leere richtend. Dann fuhr sie aufs neue herum.

„Du wehrst mir das Erbetene? Soll ich nicht entscheiden dürfen, wenn es genug ist!"

„Ehemals lehrtet Ihr mich, daß über solches nur der Herre-Gott entscheidet. — Aber still! — Was Ihr gesagt habt, ist nicht Euer Ernst gewesen. — Und jetzt hört, was ich sage: Ich weise dem, den Ihr fürchten müßt, die Tür!"

Die Behaimin machte eine heftig abwehrende Bewegung. Der Erni fuhr fort:

„Widersprecht nicht! Ihr heischet den Trank, daß Ihr, wenn er Euch abermalen marterte, das Gift nehmen möchtet! Seht Ihr, wie Ihr un-

geborgen seid! Die Gefahr ist nahe, solange der — Behaim mit uns haust! Ihr wisset es wohl, und Ihr ersinnet das Unmögliche, daß mir eine Sorge genommen sei."

Sie sah ihn durchbohrend an. Dann ließ sie den Oberkörper in die Kissen schlagen.

„Sei es, wie du vermeinst!"

Er drückte seine Lippen auf ihre Stirne und trat zur Türe.

„Wohin willst du gehen?" fragte sie in leiser Ungeduld.

„Tun, was getan sein muß," gab er zum Bescheid und verließ das Gemach. Die Behaimin verhüllte das Haupt mit den Linnen ihres Lagers, nicht um zu flennen, nur um zu sinnen, bis die Sinne sich ihr verwirrten und ein Schlummer sie überkam.

Der Erni fand das Wohngemach leer. Und halb unbewußt trat er in seine eigne schmale Kammer. Er ließ sich auf sein Lager nieder, schlang die Arme um die nackten Knie und starrte gedankenvoll vor sich hin.

„Du wirst den Frevler, der die Mutter geschlagen hat, suchen," sagte er sich. „Er soll die Hütte nicht mehr betreten!"

Im nächsten Augenblick kamen ihm die Worte der Behaimin wieder zu Sinn. Wenn sie ihn draußen fänden, Bub, an der Straße, verendet wie ein Tier — durch deine Schuld?

‚Und doch — er hat tausendmal Schlimmeres verdient,' fuhr es ihm alsdann durch den Kopf. Dann sah er die Sieche vor sich, wie sie sich noch

krümmte unter dem just empfangenen Schlage der unmenschlichen Faust. Alles Blut drängte ihm zu Häupten, ein namenloser Grimm überkam ihn. Sein Blick durchflog den kahlen Raum, als suche er eine Waffe; er blieb an einem Wandbrett, ähnlich dem in des Martinus Stube, haften. Und hastig richtete der junge Geselle sich auf. Er schob den Holzriegel vor die wurmzerfressene Tür. Vor das Brett mit den Kräutern, Wurzeln und kleinen Gefäßen tretend, griff er unterhalb desselben, mit sorglichem Druck es lösend, ein Holzstück aus der Wand und nahm aus einer Nische, die er selbst gebrochen und sorglich jedem andern Auge zu verbergen gewußt hatte, ein Tonfläschchen, das er lange betrachtete.

„Er hat sie geschlagen — geschlagen — Herre-Gott — es treibt mich, ihn zu strafen! — Und keine Strafe ist schwer genug! — — Wenn — ich ihn tötete!“

Als er das vor sich hinmurmelte, ging es wie ein Schauer durch seinen Leib. Mit bebenden Händen setzte er die kleine Flasche zurück und schloß die Nische. Ein furchtbarer Schrecken schien ihn gefaßt zu haben.

„Mörder? — Herre-Gott, nein, ich bin kein Mörder! Ich weiß nicht, wie der Gedanke mich ankam.“

Von plötzlicher Sehnsucht erfaßt, sank er ins Knie und betete ein Vaterunser mit der Inbrunst seiner Kinderjahre.

Nicht daß der Bursche schwach oder feig war. Zu Abfrutt war nicht einer, der die Schrofen und Grate so furchtlos zwang, und von den jungen

Männern hätte sich keiner leichten Herzens an den Erni gewagt. Aber der Reine, der die Gedankensünde begangen, als sein Blut in Empörung sott, schauderte zurück vor der Tatsünde. „Das Leben, das der Herre-Gott erflammen läßt, soll nicht von Menschenhänden erlöschen!“ Also hatte der Benediktiner einmal gepredigt. Das Bild des Eiferers haftete noch in der Erinnerung Ernis und so dessen Rede. Und daß er selbst wider das Gesetz, das in jener Rede aufgestellt war, freveln könnte, erschien ihm undenkbar, jagte kalte Fieber durch seine Adern. Die Seele des Gesellen war lauter wie Gold.

Als er sich nach einer Weile beruhigt hatte, nahm er seinen Platz auf dem Lager wieder ein. Dort sann er nach, was geschehen müsse, die Mutter zu schützen. Er fand keinen andern Weg als den, den Krüppel fernzuhalten, zu verjagen. Und als er auch dieses überdachte, erschien es ihm Sünde wie das andre. Unentschlossen und mit sich selbst zerfallen verließ er seine Kammer.

Und in derselben Nacht befreite ihn und die Behaimin das Schicksal.

Siebzehntes Kapitel

Die Nacht ist die Ruhe. Der Tag redet und lärmt und jubelt und zetert; die Nacht ist stumm. Der Tag hat eine rastlose Hand, die so vieles schafft, daß die Menschen vom Zusehen müde werden; die Hand der Nacht ist kühl und weich und tut wohl auf glühenden Stirnen. Es ist ein Segen um die Nacht!

Der Erni trat vor die heimische Hütte, als die Dunkelheit über das Tal kam. Die Behaimin schlief. Der Krüppel war noch nicht zurückgekehrt. Der Erni suchte ihn nicht; es war ihm fast leichter, daß er fortblieb. Mit gierigem Atem sog er die kühle Spätluft ein. Seine Brust hob und senkte sich freier, und der Gletscherhauch tat seinen heißen Schläfen wohl. Er stand an den Türpfosten gelehnt und spähte in die Finsternis und sah nichts als die Umrisse der Brunnhütte, die kaum unterscheidbar aus den schwarzen Verhängen traten. Die Dunkelheit und das lautlose Schweigen predigten dem Einsamen einen großen Frieden, und allmählich ließ der Gequälte ihn über sich kommen. Und je länger er verharrte und Wacht hielt, daß der Unwillkommenste sich nicht doch noch zu Gaste bitte, desto klarer wurde sein Kopf, der ihm von vergeblichem Grübeln dumpf gewesen war.

Nach einer Weile war das Huschen eines leichten, nackten Fußes vernehmbar. Gleich darauf stand

die Zumbrunn-Trud neben ihm und nestelte in vertraulichem Gruße ihre Finger in die seinen.

Zwischen den zweien war eine Freundschaft ersprungen. Das Leben schlug die mutterlose Dirne, die der Vater schlechter denn eine Magd hielt, und den Gesellen, dem die Mutter siechte und der Vater mehr denn verloren war, mit viel ähnlichen Sorgen und zwang sie einander nahe. Beide hatten einen Hang, über Dinge zu träumen und zu sinnen, um die sich sonst kein Bauernschädel müht, und beide waren Kinder an Makellosigkeit. Die heimlichen, nächtigen Stunden, die sie, an einer der Hütten zusammenhockend, verbrachten, waren der Dirne die Feierzeit ihrer Tage, dem Gesellen ein lieber Zeitvertreib. Sie pflegten Hand in Hand, fest aneinander geschmiegt, zu sitzen, und doch war kein Gedanke in ihnen, der ihnen die Berührung der beiden Leiber zur Wonne gemacht hätte. Sie empfanden wohl die Trautheit der Stunde, aber ihre Herzen schlugen nicht rascher. Sie rieten vereint an den Rätseln des Lebens herum, zuweilen in eigner, unfroher Erfahrung die Lösung findend. Die Trud vergaß in der Nähe des Behaim aller Unbill und Last, die sie auf allzu jungen Schultern trug, und dem Erni war das Bewußtsein Wohltat, der Dirne ein Schützer und Freund zu sein.

Binnen Jahresfrist war die Trud gereift. Die Sechzehnjährige war zum Weib geworden. Ihre Gestalt hatte sich gestreckt, und in schönem Ebenmaß waren ihre Glieder geschwellt. Bittere Tage zählen doppelt im Leben der Menschen.

„Hast du mich erwartet?“ fragte die Trud und lehnte sich an ihn.

„Wie sollte ich?“ entgegnete er gedankenlos. „Du hattest kein Versprechen zu halten.“

„Hast du vergessen, wie wir das letztemal davon redeten, daß die mondlosen Nächte für uns geschaffen seien. Keiner stört uns. Tut nicht die Stille wohl? Aber — was sage ich? Du hast meiner nicht geharrt! Es ist Zufall, daß ich dich finde. Vielleicht bin ich dir im Wege?“

Sie löste ihre Hand. Ihre Worte hatten nichts von kindischem Schmollen. Sie war fügsam und voll Vertrauen gegen den Gefährten und bereit, zu gehen, wenn er es heischte. Aber er legte den Arm um ihre Schulter.

„Es ist gut, daß du gekommen bist. Mir ist der Kopf von schweren Gedanken wirr, und ich mag mich nicht legen. Vielleicht lerne ich bei dir mehr Ruhe, Dirnlein.“

„Deine Mutter — ist — das Siechtum will schlimmer werden?“ fragte sie leise.

„Es ist schlimmer geworden — und mehr — es ist kaum mehr Hoffnung — und mehr — ihre Qual wächst von Tag zu Tag! Und ich sehe die Marter mit an und kann weder helfen, noch auch nur lindern! Und ich weiß, daß sie die Zähne zusammenknirscht, auf daß ich nicht ahnen soll, was sie erträgt, und ich trage es doch mit ihr! — Herre-Gott, warum schlägst du gerade sie mit diesem langsamen Foltertod? Was hat sie dir getan? Warum ist für sie keine Hilfe, die besser ist als jedes andre Weib!“

Sein Leid kam so plötzlich und so gewaltig über ihn, daß er ihm nicht mehr zu gebieten vermochte. Vor der Kameradin fand die lang verhaltene Sorge Worte. Er löste den Arm von ihrer Schulter und lehnte aufschluchzend, aber tränenlos den Kopf wider den Türpfosten.

„Erni," sagte die Trud mit einer Stimme, die über ihn Gewalt hatte. „Du bist ein Mann, Erni, und Männer flennen nicht."

„Ich flenne nicht," zürnte er, „ich kann nicht flennen! Ich wollte, ich könnte mir mit lauten Schreien die Last aus dem Herzen schreien! — Du weißt freilich nicht, was ich da drinnen mit ansehe."

„Der Herre-Gott wird sie erlösen," sagte sie fast feierlich." Bete, daß er ihr Ruhe schickt. Ich will dir helfen; alle Tage will ich darum bitten!"

„Ich soll bitten, daß die Mutter stirbt," sagte er auf einmal mit seltsamer Ruhe. „Was faselst du? Als ob ich sie missen könnte! Sie darf nicht sterben! Sie muß gesund werden! Alles andre — ist nicht auszudenken!"

„Du hast deine Mutter lieb, wie ich die meine gehabt habe. Ich gönne der meinen, daß sie gestorben ist. Sie hat nur schlechte, elende Tage gelebt. Und wenn das Siechtum die deine martert, warum wolltest du nicht froh sein, wenn sie erlöst würde!"

Ein Staunen faßte den Erni ob ihren altklugen Worten. Er nahm sich zusammen.

„Ich will versuchen, zu denken wie du. Aber — ich vermag nicht auszusinnen, wie es sein wird, wenn da drinnen die Mutter nicht mehr ist."

„Du wirst vermeinen, auch sterben zu müssen,“ fuhr sie weiter, „und die Tage werden dir zuerst lang wie Monde erscheinen. Dann wirst du dich wieder einleben und wirst froh sein, daß du leben darfst. Und auf einmal wird dir eines in den Weg kommen, das du gern hast! Dann ist bessere Zeit. Dann vergeht dir die Traurigkeit oder lastet doch nicht mehr so schwer.“

„Woher weißt du dies alles?“

„Von mir selber. So ist mir zumute gewesen!“

„Und dann hast du die Mutter vergessen können?“

„Vergessen nicht! Aber ich habe gelernt zu denken, daß alles so, wie es jetzt ist, gut ist.“

„Und — es ist dir eines begegnet, das du lieb hast — wie deine Mutter?“

Der Erni fragte das, beinahe ohne zu wissen, was er sagte.

„Wie die Mutter —“ sann die Trud, „ich weiß nicht, ob das so gleich ist, aber ich freue mich auf dich, wenn ich dich zu sehen komme! Und ich denke an dich, wenn es mir schlecht geht und ich mich kümmere; dabei wird mir leichter zumute.“

Er erschrak fast ob ihrer Offenheit.

„Meinst du mich?“ fragte er ungläubig.

„Ja, dich,“ bestätigte sie ohne Scheu noch Geziertheit.

Darauf schwiegen sie beide eine lange Weile. Zu der Stunde spann sich ein unsichtbares Gewebe um sie. Der Erni umfaßte abermalen der Dirne Hüften. Die Sorgen gingen ihnen schlafen über dem Bewußtsein, daß sie einander nahe waren.

Die Nacht hellte sich nicht. Tiefschwarze Schatten

lagerten über dem Engtal so undurchdringlich, daß sie selbst die Riesenglieder der Berge und die ragenden Tannen verhüllten. Ein paar verlorene, mattleuchtende Sterne standen in dem finsteren Himmelsgewölbe. Ihr weißes Licht spendete keinen Schein. Von den Firnen kein Luftzug mehr! Die Wanderweise des Alpbachs selbst ging unter in der dumpfen Stille. Auch der Dirne und dem Gesellen fehlten die Worte. Einmal nur flüsterte der Erni:

„Ich möchte dich immer an der Seite haben."

Die Trud antwortete nicht.

Viele Augenblicke später war es, daß der Blick des Burschen durch Zufall nach der Seite wanderte, wo der Bergwald die grünen Lehnen säumte. Eben war dort noch undurchdringliche Nacht gewesen. Nun ging ein sonderbarer Flackerschein über die Tannenwipfel und zeigte deutlich das dunkelgrüne Gezweig. Es war wie der Widerschein einer Fackel. Zuweilen leuchtete, selbst grell beschienen, ein grauer Stamm aus der Waldnacht.

Der Erni war zusammengefahren, krampfhaft umspannte er mit den Fingern den Arm der Dirne und spähte vorgeneigten Leibes nach der zuckenden Helle.

„Dorthin sieh, Trud," mahnte er.

Die Blicke der Dirne folgten den seinen.

„Jesus, das ist —"

„Brandfeuer," ergänzte der Erni. „Wir müssen über die Lehne hinan, daß wir die Flamme finden, die den Schein wirft," stieß er danach hastig hervor.

Sie stoben den Hang hinan, als rennten sie

um ihr Leben. Unter den Tannen, wo eine rote Helle die nächtige Dunkelheit brach und durchleuchtete, wandten sie sich. Der Feuerschein zuckte über ihre bleichen Gesichter. Ihre Blicke fanden eine zur Garbe wachsende Flamme am Dorfende. Sie schien aus dem Bielwalde aufzulodern, denn rings um sie reckten die Bäume ihre hageren Gerippe und standen schwarz und gespenstisch inmitten des Lichtes.

„Der Wald brennt," stammelte die Trud, den Arm des Gefährten umklammernd.

„Der Gallushof," keuchte der. Seine Stimme klang fremd, eine wilde Angst zitterte darin, so daß die Trud jäh zu ihm aufsah.

Sie sah, wie seine Lippen bebten und wie es in seinen Zügen arbeitete. Er war kein Furchtsamer. Dennoch schüttelte ihn eine grausame Angst, während er nach dem wachsenden Brande starrte.

Die Trud drängte ihn:

„Eile doch, wenn es der Hof ist! Hilf retten! Es wird lebendig im Dorf! Was stehst du noch hier!"

„Ja — ja —" raunte er gedankenlos. „Ich — will —"

Gleich darauf flüsterte er, sich selbst unterbrechend:

„Er — er hat es getan."

Und kaum war ihm das entfahren, als er zusammenzuckte und die Trud von der Seite ansah, als fürchte er, sie möchte die Worte gehört haben.

Als sie ihn fragte: „Was ist dir? Was redest du?" schoß ihm das Blut zu Häupten.

„Nichts, nichts!" schrie er ihr zur Antwort und

stürmte wie ein Toller hangabwärts gegen die Feuerstätte.

Drüben erhob sich die Flamme gleich einer Säule. Ein Bronnen von Funken, stob sie gen Himmel und sank wie rotgoldener Feuerregen zurück. Mit leuchtenden Armen langte sie höher und höher, als lechze die Erdenglut nach der der Sterne. Der Widerschein, den sie über das Tal warf, wuchs. Das Vieh, das an den Hängen nächtete, stob auf und jagte verängstigt aus der Taghelle nach dem dunkleren Wald. Ein angstvolles Gebrüll schallte zuweilen wie Hornruf talwärts. Die nackte Felsbrust gleißte auf in dem jähen Glanz. Der weiße Gischt der Sturzbäche färbte sich rot, so daß es anzuschauen war, als entströme ein Blutstrom dem Herzen der Berge.

Mit auf die Brust gepreßten Händen wachte die Trud über den Schrecken und der Pracht des Brandes.

Achtzehntes Kapitel

Als der Fortunat Behaim das Gelaß seines Weibes verlassen hatte, war er bis zum Abend im Walde umhergeirrt. Seine Sinne waren dumpf; der Krüppel war nicht Herr seines Willens noch seines Tuns. Aber als die Dunkelheit kam, schlich er sich nach der Kapelle. Er hörte nicht auf, Gebete zu plappern, während er nach dem Kirchlein taumelte. Was am Bette des Weibes geschehen war, war aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Der rohe Geselle war mit einem Schlage wieder der blinde Nachäffer des Ambrosius geworden. Er stieß mit tastenden Fingern die Tür der Gotteshütte zurück.

Trübes Dämmer nahm ihn auf, und die feuchtkühle Luft des leeren Raumes jagte ein Frösteln durch seine Glieder. Er suchte im Dunkel das Weihwasserbecken, das an der Holzsäule hinter dem ersten Gestühle hing, und fuhr mit der Faust in das geweihte Naß. Die feuchte Hand legte er sich auf die Stirn und ließ sie sinken, mitten in der Gebärde hatte er vergessen, daß er das Kreuzzeichen hatte machen wollen. Langsam schlich er sich durch den Mittelgang dem Altar zu, dahin das kümmerliche Flämmlein der ewigen Lampe ihm leuchtete. Er kniete vor den Stufen nieder und neigte den Kopf so tief auf die Arme, daß die Wirrnis seiner ins Gesicht hängenden Haare den Boden streifte. So verharrte er lange und erfüllte den leeren Raum mit

seinem Gemurmel. Die Finsternis wuchs um ihn mit dem sinkenden Tag, zuletzt stand sterngleich nur noch der Lichtpunkt ob ihm im Dunkel. Da kam den Uebereifrigen eine Schwäche an. Die Knie trugen ihn kaum mehr. Ein paarmal stöhnte er und stockte im Geplärre, wenn das Schmerzen der Glieder unerträglich wurde. Endlich mußte die gesunde Hand den Rosenkranz lassen, damit er sich stütze. Sein Kopf hämmerte, fing an zu fiebern, und während er über die Granitplatten des Bodens kroch, schwankte sein Körper hin und her und drohte seitwärts zu schlagen. So fand er mühsam die Altarwand. Er lehnte den Rücken an diese und streckte die hageren Beine weit von sich. In sich zusammengesunken, wie ein Entschlafener, hockte er eine Weile und stierte vor sich hin. Die Augen gingen ihm über. Farbige Lichter tanzten vor seinen Blicken. Er riß die Lider weiter auf.

Da — vor ihm — im Raum, wo die Meßgewänder hingen, — stand — eine Gestalt! Das lange schwarze Kuttengewand kaum erkennbar, aber der hohe hagere Leib, und dort die starken weißen Hände — über der Brust gekreuzt — und das Gesicht — fahl, streng, steinern — und der Blick, der Blick! „Herre-Gott! — Pater Ambrosius!"

Der Behaim wollte dem stillen Manne entgegenrutschen, daß er ihm den Kuttensaum küsse; aber als er sich vorneigte, packte ihn ein Schwindel, und er sah den Mönch nicht mehr. Und doch, als er sich wieder aufrichtete, stand auch der Pater wieder dort! Und jetzt — hob der an zu reden! Er bewegte die Lippen nicht, aber er redete doch; es klang dem Behaim in den Ohren.

„Was ist aus meinem Werk geworden zu Abfrutt?“ fragte der Finstere. Der Behaim wollte antworten, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. So vermochte er dem Gaste nicht zu sagen, wie er, der Fortunat, so eifrig und treu geblieben sei in der räudigen Herde der andern. Und abermalen hörte er den Kuttenträger sprechen: „Schläfst du, Behaim? Weißt du nicht, daß du sie strafen mußt, die Abtrünnigen, die Lauen, die Vergeßlichen, die Schmähzüngigen, deine Heimgenossen, den Heuchler Martinus, dein Weib, das mich leugnet, deinen Buben, der dem Martinus anhängt und zu dem Weibe, seiner Mutter, steht?“

Der Krüppel fuhr auf. Es kam Leben in sein übermattes Knochengerüst. Am Altar sich anklammernd, zwang er sich empor. Der einzige Abstrahl des rauchenden Lämpleins fiel auf sein Gesicht, das sich zu entsetzlicher Fratze verzerrte. Halb tückisch, halb scheu glühten die Augen unter den Brauen.

Und wieder surrte ihm ein Schwall geflüsterter Worte ans Ohr: „Und den Christusschänder — hast du vergessen, Behaim? Er läuft noch herum, ungestraft! Und du lässest es geschehen! Weißt du nicht mehr, wie der heilige Leib am Weggestein zerschellt ist? Und der Gottleugner lebt! Seine Hütte steht hoch! Ist keiner, der ihn im Namen des gerechten Himmels straft? Vergissest du so dein Amt, Fortunat?“

Ein heiseres, kurzes Auflachen, mehr dem Murren eines gereizten Tieres ähnlich, brach die Stille der Kirche. Der Krüppel hatte den Laut herausgestoßen. Er taumelte der Stelle zu, wo der Pater stand. Es

war ihm, als sehe er, wie er die Hand reckte und schüttelte, so, als rufe er ihn zur Rache. Und als er nach seinem Gewand griff, fuhren seine Finger in die leere Luft. Einen Augenblick glotzte der Irre in das lautlose Dunkel. Da war er doch gestanden — da — da! Abermalen lachte der Behaim. Und plötzlich kochte eine Wut in ihm auf. Er lebt noch, der Christusschänder, der Gottleugner, der ungerichtete Richter! Ha! Das Feuer, das heilige Feuer mag ihn fressen, den Ungläubigen!

Mit dem gesunden Arme fuhr der Behaim nach dem Oellicht zu seinen Häupten. Er hing sich daran, daß die Ketten rissen. Gleich darauf hielt er die zischende Flackerlampe. Die Flamme drohte zu erlöschen. Da riß er den Docht weit aus dem Gefäß, und das Licht stieg rauchig. Er ließ ein häßliches Kichern hören und schleppte sich vorsichtig aus dem Raume.

Trotz seines lahmen Beines schlich er mit wundersamer Behendigkeit in den Schatten des aufragenden Hanges. Er deckte die leuchtende Flamme so geschickt mit seinem Leibe, daß die Helle ihn nicht verriet, und schützte sie mit seiner breiten Hand vor dem Erlöschen, während er das Gefäß mit dem Stumpf der Linken an sich hielt. Stetig keuchte er vorwärts. Die Glieder wurden ihm schwer. Sie waren des Eilens entwohnt. Ein paarmal leckte die Flamme an den Enden seines wirren Bartes. Er war dessen kaum acht. Fieber trieben ihn vorwärts, wie sie ihn in der Kapelle befallen und ihm das Bild des Ambrosius gezeigt hatten. Haha! Der Fortunat Behaim hielt das himmlische Feuer und zog aus, im Namen

des Himmels zu strafen! „Zuerst du, Gallus! Christusschänder! Dann die andern! Hei, wie die Glut euch Demut lehren, euch frommbrennen wird! Hei, auf Erden schon das Fegefeuer für euch! Und der Behaim ist erwählt, euch zu richten! Hihi! Er kommt schon! Leise, leise, verstohlen! In der Nacht! Hihi!" —

Die zu Abfrutt legten sich mit dem Tage zur Ruhe; mit dem Tage waren sie wieder auf. Keiner ahnte den Schleicher in den Matten. Und hätte einer die schreckhafte Gestalt gesehen, er möchte sich bekreuzigt und an einen Spuk gedacht haben.

Der Krüppel erreichte den Hügelwald, der den Gallushof umschloß. Er duckte sich und glitt, fast kriechend, durch das Gehölz. Er umspähte sorglich den stillen Hof. Schwacher Lichtschein glänzte in den Rundscheiben des Wohngemachs. Nichts rührte sich in und außer der Hütte. Da wand sich der Behaim durch das Gestrüpp und gewann die Rückseite des Hofes, allwo der Gallus die Tannenscheite zu einem mächtigen Stoß geschichtet, der sich an die Wand seiner Hausung lehnte. Reisig deckte die langen Scheite. Der heiße Sommer hatte sie wie das Holz gedörrt. Der Krüppel grinste. Ins Gehölz zurücktretend, barg er die Lampe in einer Lichtung im Gestrüpp. Im nächsten Augenblick drückte er sich an der Mauer entlang nach der Hüttentür. Das wetterbraune Brett hing in rostigen Angeln. Er betastete diese und fand sie fest. Abermalen kam das leise, höhnische Kichern über seine Lippen. Darauf begann er in atemloser Hast und Heimlichkeit zu schaffen. Er band die Tür mit Stricken fest, die er aus dem

nahen Gaden holte, so daß sie von innen nicht zu öffnen war. Der Einhändige tat sein Werk mit der Schnelligkeit eines Gesunden. Der Haß und der wilde, fiebrige Eifer schafften mit ihm. Und als er mit der Arbeit zu Ende war, hatte kein Laut die Stille gebrochen. Der Behaim lehnte sich wider das verrammelte Brett. Die Stricke dehnten sich nicht unter seinem Drucke, sie waren straff gespannt. Beinahe hätte der Unselige gelacht und gejubelt, daß ihm glückte, was er werden zu sehen vermeinte. Die Schritte kaum mehr dämpfend ging er, seine Leuchte zu holen. —

Ein sonderbarer Schein war an der Hinterwand des Gallushofes zu der Stunde, da zu Abfrutt der letzte Oeldocht erloschen war und kein Mensch mehr zu wachen schien. Der Lichtschimmer in den Scheiben des Wohngemachs war nicht mehr zu sehen; sie schliefen in der Hütte. Aber der Schein an der Hinterwand wuchs und glitt zuweilen huschend um eine der Hausecken, eine blitzgleiche Helle nach vorn werfend. Ein kaum vernehmliches Knistern raschelte an dem Holzstoß. Das Verderben war aus der Ampel des ewigen Lichtes gestiegen. Das Gefäß lehnte unter dem Reisig; von ihm zur Höhe der Scheiterschicht lief eine Leiter huschender Flämmlein. Das kroch und züngelte höher und höher und einte sich zur Flamme, zur Lohe, griff nach dem Gebälk der Hütte und kletterte empor nach dem strohdürren First. Dann lohte die Fackel in die lichtarme Nacht. Der Gallushof leuchtete in die Runde greller denn die Sonne am Mittag. Die heilige Ampel schürte und schürte, zischend entströmte der umgestürzten das Oel.

Ein grelles, jubelndes Auflachen schallte aus den Stämmen der Waldlehne. Der Lahme tanzte wie toll beim Anblick des roten Feuers. Es schien, als berauschte er sich an dem Flammenzucken und dem Blendglanz des Brandes. Auf einmal rannte er nach der Türe der Hütte. Eine Hand rüttelte heftig an dem verrammelten Brett.

„Wer hat das getan?“ keuchte innen der Hofer. Dann donnerte seine Stimme heraus: „Löse die Stricke, Unhold! Sicher weißt du nicht, was du tust, daß du mir Weib und Kind elend willst umkommen lassen!“

„Ich weiß, was ich tue!“ schrie der Behaim dagegen. „Haha, Christusschänder, ich weiß! Denk an deine Sünden, Gallus! Und beichte — beichte! Ambrosius hat mich geschickt, der fromme Ambrosius! Tue Buße! Die Zeit ist dir knapp!“

Keine Antwort kam von innen. Aber plötzlich fuhr, von einem einzigen Beilschlag getroffen, das Türbrett in Stücke. Dann zerschnitt die Axtschneide die Stricke, und der Hofer trat über die Schwelle. Er trug seinen Knaben, sorglich in Linnen gehüllt, im linken Arme; seine Rechte hielt das Beil gefaßt. Das Gesicht des Richters war bleich, aber fast ruhig. Er hielt das Kind am Herzen; da er dieses geborgen wußte, kam ihm in diesem Augenblick kaum das Leid um seine Hütte an. Der Schein der Flammen übergoß ihn. Finsteren Blickes starrte er umher. Er suchte den Krüppel. Der schaute mit weit aufgerissenen Augen auf den Geretteten. Das Feuer sprühte in Garben aus dem glühenden Herde. Die Schindeln lösten sich vom Firste und fuhren gleich

Sternschnuppen in die Nacht. Im Gehölz leuchteten die fallenden wie Irrwische. Der Hofer schritt unversehrt aus dem Regen der Funken und dem tollen Tanz der Flammen. Der Behaim faßte es nicht. Er rührte sich nicht von der Stelle, ob auch der Richter, die Hand noch immer mit dem Beile gewaffnet, ihm entgegenschritt. Da wimmerte das Kind in des Bauern Arm, und er wandte sich dicht vor dem Frevler.

„Ich werde dich finden," sagte er und schickte sich an, mit seiner Last pfadabwärts zu schreiten.

Indessen war aus der brennenden Hütte die alte Magd entwichen, kaum bekleidet, in der Hand, als trüge sie Berge geretteter Dinge, einen silbernen Haarpfeil haltend. So wandelt plötzlicher Schrecken manche Menschen zu Kindern, daß sie die kostbare Zeit nicht zu nützen vermögen und, ihrer Sinne unmächtig, das tun, was zu tun am wenigsten vonnöten gewesen.

Auf dem Pfade, der zum Gallushof führte, kamen die Scharen der Bauern gestürmt, die meisten mit leeren Händen und ungewiß, was zu schaffen sei. Doch trugen einige Gefäße voll Wasser, die sie am Bache gefüllt hatten. Der Hofer hatte sie nahen sehen. Er blieb stehen und erwartete sie. Da erblickte er die Cille, die aus den Bäumen trat. Er rief sie erregten Tones an sich heran und legte, da sie nahte, das Kind in ihre Arme.

„Hüte mir dieses," bat er. Seine Stimme war unsicher. Da sah sie ihn durchdringend an und sagte:

„Es soll ihm nicht an Sorge fehlen. Aber wo ist die Faustine?"

Der Hofer fuhr zurück. Im Blick der Dirne hatte ein furchtbarer Vorwurf gelegen. In der Sorge um das Kleine hätte er des Weibes vergessen! Noch ehe die andern die Hütte erreichten, stürmte er durch die zerschlagene Tür ins Innere.

Ein Kampf um das brennende Haus hob an. Die Aufgeschreckten besannen sich, daß sie zu retten hatten. Von der Hütte zum Alpbach war eine Reihe emsiger Menschen gebildet. Die Gefäße gingen von Hand zu Hand. Droben am Hügel stiegen sie in die Tannen und warfen von dort das Wasser in die Brunst. Die Glut sengte ihnen Haare und Brauen und Bart. Ihre Augen schmerzten und verloren die Sehkraft im Blendschein der Flammen, aber die Wetterharten wichen nicht. Ein zähes Volk, langsam zur Tat, aber eisernen Willens im Vollbringen!

Der Hofer war dem Brandherde noch nicht wieder entronnen.

Eine helle Stimme schallte aus der Menge, angstvoll und in dringendem Warnen.

„Nordwind!"

Der Erni hatte geschrien. Er hatte mit den übrigen die Höhe erreicht. Ein Verzweifelter mochte nicht eifriger schaffen denn der Behaim-Bub, als er sich den Bauern eingereiht hatte. Eine wahnsinnige Angst hatte ihn gejagt, als er herangestürmt war; sie spornte ihn, daß er mit unmenschlicher Kraft wider die Flammen stritt.

„Nordwind!" hatte er geschrien.

Ein langatmiger Windstoß fuhr aus dem Tale herauf, faßte die Flammen und zerriß sie in fliegende

Feuerzungen, die er gegen die Hütten von Abfrutt trug. Der Erni sah, daß den Behausungen das Verderben drohte. Der Gedanke durchfuhr den Gesellen, daß alle Fährde für die Heimstätten die gen Himmel zuckende Lohe, die Todesnot des Gallus, von der Behaimhütte kamen. Und er fühlte sich mitschuldig. Inmitten des Streites wider die Brunst fiel ihm die Last auf die Seele und lähmte ihm für Augenblicke die regsamen Glieder. Als er keuchend innehielt und einen fast hilfeheischenden Blick in die Runde warf, sah er eine Gestalt unter den Waldstämmen in der Höhe verschwinden, heimlich, wie ein Schuldbelasteter sich wegstiehlt. Er kannte den lahmen Schleicher. Und: „Greift ihn!" wollte er schreien, aber die Stimme versagte ihm.

Just da krachte das Giebelgerüst des Hofers. Funken stoben auf, das Gebälk knirschte und kreischte und schlug nach innen. Aber dem Hüttenausgang entwich der Hofer. Er schleppte in rauchgeschwärzten Armen die Gestalt der Faustine. Ein gräßlicher Anblick! Die nackten Arme und Beine des Eisengliedrigen war dunkel gesengt, Beulen und Wunden bedeckten sie. An der bärtigen Wange klaffte dem Gallus das rote, zuckende Fleisch, und den Bart hatte die Flamme gerodet. Das Weib schien leblos. Ihr Gewand hing in Fetzen, das todweiße, unverletzte Haupt lag kraftlos über den Arm des Bauern gebogen. An dem Leibe hatte das Feuer gehaust.

Der Hofer bettete die dem Brande Entrissene unter den Tannen. Männer und Weiber umdrängten ihn. Er blickte ohne Scheu, aber mit in Leid feuchten

Augen auf sie und erzählte, auf die Gerettete deutend:

„Die Angst hatte sie verwirrt. Sie entfloh in die Winkel und verschloß sich. So habe ich sie mühsam gefunden und gebändigt.“

In seinem Innern war ein Geheimnis. Die Faustine hatte das Feuer gesucht. Als er das Kleine gerettet hatte, wähnte er, daß die Mutter ihm folge. Sie hatte hinter ihm gestanden, als er die Türe zerschlug. So hatte die Cille ungerechten Verdacht; er hatte die Faustine gesichert geglaubt. Aber sie hatte zu sterben gehofft. Sie war den Flammen nachgestiegen, und der Hofer hatte mit ihr selbst um ihr Leben streiten müssen.

Die Weiber sorgten um die Daliegende. Sie war nicht gestorben, obwohl ihr Atem nur noch in stockenden Stößen ging. Danach trugen sie sie zur Andermatthütte. Der Gallus hatte sich seinem Hofe wieder zugewandt. Die Männer stießen mit jungen Stämmen, die sie eilig gehauen und entästet, das Gerippe der Balken nieder, auf daß das Feuer in sich zusammensinke. Mächtiger fauchte der Nord. Aber die Lohe ermattete. Die rote Säule schrumpfte ein, kaum daß sie noch über die Gipfel der Bäume schlug. Die heiße Schürhand reichte nicht mehr nach den Hütten des Dorfes hinüber. Und als der Erni sah, daß die Gefahr vorüber war, preßte er beide Hände vor die Brust und stammelte ein zitterndes: „Dank dir, Herre-Gott!“

Dann schaute er sich um, als sollte niemand seinen Weg sehen, und schlich hinweg. Als sie später den Namen des Unermüdlichen riefen, kam

keine Antwort. Der Geselle hatte sich unwürdig geglaubt, unter die Retter gezählt zu werden.

Die ganze Nacht hindurch umhallten Beilschläge die Brandstätte. Sie rodeten den Wald, daß das Feuer nicht wandere. Der Hofer war nach der Andermatthütte gestiegen. Nach einer Weile trugen vier Männer auf einer Bahre, die sie aus jungen Stämmen gezimmert hatten, die reglose Hoferin nach der Hütte des arzneikundigen Martinus. Der Gallus schritt hinter ihnen, sein Kind im Arme, über das er sich zu vielen Malen in Angst und Liebe neigte, um zu wissen, daß es lebe.

In der Stube der Cille hatten die versammelten Weiber etwas Seltsames gesehen. Als die Gefahr, daß der Brand sich ausbreite, vorüber war, war der Hofer gekommen, Weib und Kind zu holen. Sie hatten die Faustine auf den Boden gebettet, und die Cille kniete neben ihr, mit geschickten Händen der Schwerwunden wartend. Das Kind schlief ruhig in einem Korbe zur Seite. Da war der Gallus in die Tür getreten. Es schien, als hätten ihm alle Mühen und Anstrengungen nichts angehabt; er hatte in aufrechter Haltung auf der Schwelle gestanden. Wenn nicht die Spuren des Feuers an ihm gewesen wären, hätte keiner erraten, was er durchlebt hatte.

„Ich sage dir Dank, Cille, daß du dich der beiden erbarmt hast," hatte er in fremdem, kaltem Ton gesprochen. Und, Raum gebend, hatte er die Männer, welche die Bahre brachten, näher treten lassen.

Die Cille hatte sich aufgerichtet. Das anmutige Haupt frei erhoben und den Blick groß auf ihn ge-

wendet, hatte sie, als wisse sie, daß sein Weib und sein Kind hier nicht bleiben könnten, gefragt:

„Wohin bringst du sie?“

„Zum Kaplan.“

Da war die Dirne beiseitegetreten und hatte stumm zugesehen, wie sie die Wunde auf die Bahre legten und vertrugen, und wie alsdann der Hofer sein Kind aus dem Linnenkorbe hob, heftig an sich drückte und wortlos und ohne Gruß der Bahre nachschritt.

Die Weiber staunten. Es war von dem Hofer und der Dirne viel geredet worden; daß sie einander feind wären, hatte noch keine der geschäftigen Zungen vermeldet. Und doch — jetzt bot des Gallus Nachbarin mit keinem Worte diesem und seiner Sippe Obdach, obwohl Martinus zum Besten aller den Weg wohl eher hätte zur Andermatthütte machen mögen, als daß ihm das sieche Weib zugetragen werden mußte.

Neunzehntes Kapitel

Die Hoferin war gestorben. Unter unsäglichen Qualen, die lange Stunden die Sinne des armen Weibes verwirrten, waren ihr die letzten Lebensfristen verglitten. Ganz zuletzt, als der Tod die Hand schon auf sie gelegt hatte, hatten sich die dunkeln Augen noch einmal geöffnet und einen Schein getragen, wie er kaum je darinnen gewesen. Sie hatten sich auf den Hofer gerichtet, der ihr zur Seite treulich ausgehalten, und dann hatte sie ihn sich herabneigen heißen, daß er ihre Rede höre.

„Halte mir kein so schlimmes Gedenken," flüsterte sie. „So ich dir Leides getan habe, tat ich es ja mir selber doppelt, da doch mein Herz an dir hing."

„Wenn es noch einmal sein kann," gab er zurück, „soll es zwischen uns besser werden!"

Das klang, als wäre an ihm alle Schuld.

Sie lächelte, müde, mit zitternden Lippen, wie schmerzgepeinigte Kinder lächeln, und starb. Und der Tod legte eine große Reinheit auf ihre Züge, als wäre ihr Leben ohne Fehl und Sorge und Haß gewesen. Also sühnt oft die eine kurze Sterbestunde lange, schlimme Jahre des Lebens.

Der Gallus bestattete sein Weib und erwies der Toten viel Ehre. Er redete wenig, aber als er zu einem von der Verstorbenen sprach, kamen nur Worte des Lobes über seine Lippen. Der Faustine wurde, wie sie es erbeten hatte, zu Abfrutt ein

gutes Gedenken gehalten; der Richter trug Sorge darum.

Zwei Monde lang verweilte der Gallus mit dem Kinde in der Hütte des Kaplans. Derweilen zimmerten sie auf dem Hügel ein neues Haus. Der Winter mochte über kurz oder lang über die Talschaft kommen, vorher sollte die Hütte des Hofers stehen. Es war aber zu Abfrutt eine Sitte, die sich von den Altvordern erhalten, daß für einen, den Feuer, Wasser, Schnee oder Sturm geschädigt, die ganze Gemeine einstand und ihm das Verlorene ersetzte. So wuchs die neue Hütte aus dem Boden, und der Bau wurde schmuck und schaute ladend aus dem dunkeln Tannenrund. Jeder Mann und jedes Weib hatte daran seinen Frondienst geschafft; viele waren gewesen, die freudig das Doppelte von dem taten, was Pflichtdienst gewesen wäre. Keiner aber hatte eifriger gearbeitet als der Behaim-Erni. Der junge Geselle war alltäglich zur Stelle gewesen und hatte in stummem Eifer das Werk gefördert. Die Heimgenossen nannten ihn einen Verschlossenen und meinten, daß sonderbare Laune ihn zwänge, die Kraft der jungen Glieder ganz einem andern zu widmen, statt sie zum eignen Vorteil zu nutzen.

Es war kein Geheimnis, daß der Fortunat Behaim den Hof des Gallus zerstört habe. Wenn noch Zweifel hieran gewesen, schwand er, als der Irre von dem Tag an verschwunden blieb. Dennoch erriet keiner die Scham und Scheu, die den Sohn des Entflohenen drückten. Und keiner dachte daran, daß der Wille, des Vaters Schuld zu zahlen, den Gesellen trieb, kein andres Tagwerk zu kennen, so-

lange der Hofer ohne Obdach war. Zuweilen fuhr einer der arbeitenden Bauern, nachdem er zuvor den Erni betrachtet, mit dem Finger zur Stirn, um zu sagen, daß dieser wohl zurzeit nicht klarer im Kopfe sei, als es der Verschwundene gewesen war. Der Erni hatte freilich ein sonderbares Wesen. Er war so wortkarg geworden, daß er nur redete, wenn er gefragt wurde, und seine sonst so hellen Augen blickten scheu und trüb unter gesenkten Lidern hervor. Den Hofer mied er mit ängstlicher Sorgfalt. Er wich ihm aus, als ertrüge er seinen Blick nicht. Und als dieser, der ihm gut war, ihn eines Tages milde ermahnte, sein fremdes Gebaren zu ändern, blickte er ihm mit finsterem Ernst ins Gesicht und sagte:

„Ihr seid barmherziger, denn Ihr solltet, Richter! Aber die Mutter und ich empfinden nur doppelte Scham, wenn Ihr gut zu uns sein wollt!"

Sagte es und schlich hinweg.

Mit der siechen Behaimin grübelte er über ihren Anteil an der Schuld des Vaters.

„Wir haben ihn in die Hütte aufgenommen und ihn als zu unsrer Sippe gehörig erkannt, so ist in unsrer Hausung das Unglück des Hofes genährt und großgezogen worden."

So sagte der Erni.

Die Gunde wendete ein:

„Wir konnten nicht wissen, Bub, daß solches von des — Behaim Handen geschehen könne. Keiner wird uns die Schuld beimessen."

„Keiner als wir selbst," murmelte der Geselle gesenkten Hauptes. „Aber," fuhr er fort, „ist Euch

nicht, als müßtet Ihr versinken oder Euch verkriechen vor den Blicken der Heimgenossen, darum, daß der mit Euch gehaust hat, der Hab und Gut und Leben aller gefährdet hat. Ihr habt recht, keiner redet wider uns, aber es nimmt uns auch keiner das Schamgefühl darob, daß der schlimmste Geselle zu Abfrutt aus unsrer Sippe gewesen ist. Ist es nicht so?"

Die Behaimin nickte und faßte die Hand des neben ihrem Lager Sitzenden.

„Auf die Hütte ist eine Schmach gekommen, du hast recht, Bub! — Die Zeit mag sie wieder lösen; du wirst es wohl erleben! Indessen laß uns Geduld haben und für uns sein!"

„Das ganze Dorf konnte in Schutt und Asche fallen," raunte der Erni gedankenvoll in sich hinein; „es fehlte nicht viel, so fing die Hütte des ..."

Die Behaimin unterbrach ihn.

„Sie haben ihn noch immer nicht gefunden," sagte sie heimlich.

„Sie werden ihn nicht finden," gab der Erni Bescheid. „Mir scheint, er fand eine Grube, die tief genug war, sich und die Schuld zu begraben."

Von der Zeit an lebten die Sieche und ihr Bub wie Einsiedler. Der Erni verdingte sich wohl wie sonst den Bauern zu allerlei Dienst, aber er war ihnen wie ein stummes Werkzeug und verschlich nach der stillen Hütte, sobald immer sein Tagwerk getan war. Daheim war er der Alte. Er hegte die Sieche, deren Tage schwerer und schwerer wurden, und schaffte, daß ob seiner unendlichen Geduld und Treue die Behaimin zuweilen ihrer Leiden vergaß. Der greise Martinus suchte sie zu Stunden noch

heim, doch auch vor der Nähe des Weißhaarigen faßte die beiden jeweilen ein Unbehagen, das ihnen seine Gegenwart zur Last machte. Nur die Zumbrunn-Trud kam und ging und war willkommen über Maßen. Es gibt Menschen, deren Nähe und Reden und deren Blicke wohltun wie warme Sonne. Die stille Trud war eine der also Gesegneten. Sie trug die einzige Helle in die Hütte, welche die Sorge verdunkelte.

Als der Winter kam, blieb auch die Trud der Behaimhütte fern. Das kam aber so und mochte nicht ewig dauern.

Die Frommen vom Brunngut waren in den letzten Tagen des elften Jahrmonds mit einer Herde Vieh über den heiligen Gotthard gezogen. Sie hatten Kunde, daß zu Livinen mancher fremde Bauer sich den Säckel mit harten Talern fülle, der seine Viehware alldort zu Markte bringe. Es ist aber alleweil eines Frommen liebste Pflicht gewesen, dem Nächsten seine Last zu erleichtern, und so zogen die Ergebenen des Ambrosius gen Livinen mit großen leeren Säckeln, dahinein sie als gute Unterlage die Betschnur legten, zogen aus, diese Säckel zu spicken. Obwohl sie zum ersten Male mit dem schlauen Welschvolke handelten, erfeilschten sie ansehnliche Beute; denn so fest ihr Glaube auf die Heiligen des Himmels stand, so schwach schien ihr Vertrauen zu den Unheiligen der Erde, und sie wußten diesen so mit Vorsicht und Mißtrauen zu begegnen, daß die welschen Händler keinen Vorteil über sie gewannen, sondern vielmehr ihnen als ihren Meistern reichlichen Lehrtribut zu entrichten hatten.

Als die Brüder auf dem Rückwege das zu oberst in Livinen gelegene Eriels verließen, um zum zweitenmal den Gotthard zu übersteigen, hielt der zwölfte Jahrmond mit Frost und Schneegestöber Einzug. Der Matthias und der Balz trugen ihre Kotzen um den Leib geschnallt, deren Inhalt sie genau geteilt hatten, auf daß keiner den andern um ein Mehr beneide. Die Nähe der harten Taler hielt den Gesellen die Herzen warm, aber ihre Leiber froren. Sie erklommen die Paßhöhe unter schlimmer Mühsal; auch die Heimaterde empfing sie nicht glimpflich. Ein zum Sturme wachsender Wind strich aus dem urnerischen Felsgeklüft über die stillen Seen des Hochgeländes, als wollte er den beiden Einsamen den Weg durch das Steintor im Norden verwehren. Sie bargen sich für eine lange eiskalte Nacht in den schlechten Mauern des verlassenen Hospizes, das wie schon früher der Wächter entbehrte.

Es ist ein sonderbar Ding um die Barmherzigkeit der Menschen; sie spendet zumeist gern und mit offener Hand, solange sie selber im Ueberfluß hat, aber sie lernt nicht andern zu geben und selbst zu entbehren. Auf dem Hospiz hatten letzlich Mönche aus Rhätien gehaust und den Bergfahrern inmitten der Steinwildnis eine Stätte offen gehalten, darinnen sie Schutz wider die Berggewalten und Rast von der schweren Fahrt finden mochten. Einen Sommer, einen Winter und abermalen einen Sommer hatten die beiden Väter auf dem Berge ausgehalten, und als es wieder kalt werden wollte, waren sie verzogen, weil es ihnen ungerecht scheinen wollte, daß sie selber die Unbill der Sturmtage litten, um andre

davor zu retten. Seither stand das Zufluchtshaus leer, wie es vor den Tagen der Mönche gewesen war. Der Sturm fuhr durch die brüchigen Mauern, kaum daß darin sich eine Ecke fand, dahin der Frosthauch nicht reichte. Die Schneeflocken, die in nebeldichtem Gestiebe vom Himmel schwirrten, fanden Ritzen und Löcher, sich in das verlassene Haus zu stehlen. So war dasselbe kaum ein besserer Unterschlupf denn irgendein überhängender Fels unter freiem Himmel.

Die Brüder glaubten ihr Leben lassen zu müssen, während sie im Hospiz gasteten. Ein Schneesturm, wie ihn nur der siegestollste Winter bringt, überfiel das morsche Haus. Der Matthias und der Balz waren im Streit wider die Wintergefährden alt geworden, aber zur Nacht und fahrtmüd kein sicheres Obdach zu haben, ist kaum dem Geiste unterhaltsam oder dem Leibe von Nutzen. So kam es, daß die beiden Verlassenen den Tag mit Sehnsucht erwarteten und, wie mit plötzlichem Siechtum geschlagen, während ihnen die Zähne im Fieber aufeinander klapperten, am Morgen in die graue Nebelfrühe hinaustaumelten. Und die Heimkehr vollendete, was die Rast auf dem Hospiz begonnen; die Brüder, die zeit ihres Lebens kein Gebreste gekannt hatten, zahlten ihre erste Welschlandfahrt mit ihrer Leiber Wohlsein. Die Beine wollten sie nicht mehr tragen, ihre Körper waren elend. So schleppten sie sich hinter den Bielwald.

Die Trud erschrak beim Anblicke der beiden Sturmzerzausten. Sie kamen, als sie, unter der Hüttentür stehend, nach der Behaimhausung gespäht

hatte, torkelten ohne Gruß mit gelbfahlen, feuchten Gesichtern an ihr vorüber. Sie vernahm das Krachen der Stabellen in der Stube, als die beiden Wegmatten sich schwer darauf warfen. Und als sie darauf nach ihnen zu sehen ging, fand sie sie inmitten des Gemachs an dem schweren Tische sitzend, in zitternden Händen die Betschnüre und Schweißtropfen auf den Stirnen. Die Frommen trugen Kummer um ihr Leben und riefen mit der letzten Kraft den Himmel um Gnade an. Wenn einen allzeit Gesunden plötzlich ein Siechtum befällt, ist er wie ein Kind in der Angst um seinen Leib. Das Fieber, doch noch mehr die Furcht vor dem Sterben schüttelte die Brüder.

„Seid Ihr müde, Vater? Laßt mich warmen Trank schaffen," meinte barmherzig die Trud und erwartete das barsche Murren, das ihr stets Antwort war, wenn sie fragte.

Aber der Balz hob den Kopf, schnitt eine Jammerfratze und hieß seine Dirne fast freundlich nach ihrer Rede tun. Die Trud bereitete den Trank, den die beiden gierig schlürften. Alsdann bargen sie ihre Kotzen im Stroh ihrer Lagerstätten, die in demselben Gemach an zwei Wandseiten bereitet waren. Während sie sich bückten, schielte ein jeder zum andern hinüber und neidete ihm den Schatz, den er verbarg. Und todmüde, wie sie waren, harrte jeder, daß der andre sich lege. Doch weil keiner kränker sein wollte denn der Genosse, rafften sie sich beide auf und gingen an das gewohnte Tagwerk. Eine Schwäche befiel den Matthias und warf ihn im Stalle zu Boden, so daß die Trud ihn mühsam zur Stube

und auf sein Bette brachte. Endlich, als er den Bruder auf dem Siechbett sah, legte sich auch der Balz mit schlotternden Knochen. Nun hatte die Trud zu pflegen. Viele Tage lang lagen die beiden Bauern in bösem Fieber; die Dirne vermeinte nicht, sie wieder aufstehen zu sehen. Aber Martinus übte seine Kunst und rettete die Brüder. Es kam ein Morgen, da der Balz als der stärkere und jüngere seiner Sinne wieder mächtig war. Als die Trud das Gemach betrat, sah sie den Vater, wie er den Oberleib aus dem rauhen Linnen hob, mühsam auf einen Arm sich stützend, und nach dem Bette des Matthias hinüberspähte.

„Husch, Dirne," raunte er, den Finger an den Lippen, als die Trud ihm näher kam. „Ist er tot oder schläft er, der Ohm?"

„Er ist schwer siech," murmelte die Dirne, und um ihren harten Mund zuckte es spöttisch.

„Den Beutel," flüsterte abermalen der kaum selber der Gefahr Entronnene. „Lange seinen Beutel heraus und lege ihn zu meinem!"

Aber die Trud verließ die Stube, als hörte sie nicht.

Folgenden Tages erwachte auch der Matthias. Auch des Grauhaarigen erster Gedanke war die Sorge um den siechen Bruder, nur daß sein Antlitz sich sauer verzog, als sein Blick dem des Genesenden begegnete.

„Es steht wohl schlecht, Bruder?" redete der Balz ihn teilnahmsvoll an.

„Dir geht es leicht schlimmer?" klagte mit trüber Miene der Matthias.

Dann sanken beide zurück und schwiegen. Jeder sann, wie lange wohl dem andern noch zu leben verbliebe.

Und von dem Tage an begann ein lustiges Wechselspiel. Jeder der Brüder wartete auf des andern Tod. Stundenlang horchte der Matthias auf die Atemzüge des Stubengenossen, und wenn er sie plötzlich nicht vernahm, fuhr er auf und glotzte nach dem Siechbett, hoffend, einen Toten zu sehen. Und des Balz erstes Tagwerk war, zu erforschen, ob die Nacht nicht den Lästigen hinweggenommen, der über dem zweiten Talersäckel lag. Weil aber beide frommen Gemütes waren, führten sie tagsüber oft erbauliche Gespräche und redeten von ihrem Vorbild Ambrosius, den sie zurückersehnten, daß er in diesen Stunden der Heimsuchung seine siechen Jünger hätte trösten mögen.

„Der fromme Pater wäre dir wohl ein rechter Stärker geworden in diesen deinen letzten Tagen, armer Bruder," ließ der Matthias sich einmal hören.

Darauf erwiderte salbungsvoll der Jüngere:

„Ich möchte ihn vielmehr dir gönnen, Matthis! Sicherlich würde dir doch das Sterben leichter, das dir so nahe ist!"

Nach diesem Gespräch falteten sie die Hände und flehten gemeinsam und laut alle Heiligen an, daß sie ihnen — jeder meinte den andern — ein Sterben schenken möchten, das des Lehrers Ambrosius würdig sei.

Der Trud, die im Flur die Komödie der beiden mitanhörte, traten die heißen Zornestränen in die Augen ob der Heuchelei. Es litt sie nicht in dem-

selben Raum mit jenen. So stürmte sie nach der Behaimhütte. Dort redete sie sich den Zorn vom Herzen. Mit rotglühenden Wangen und blitzenden Augen stand sie und schloß ihre Kunde mit hohndurchbebten Worten:

„Bin ich nicht von edler Sippe?"

Die Behaimin und ihr Bub verstanden die Empörung der Dirne. Aber sie schwiegen. Eigne Scham war auf ihnen.

Die Brüder aber genasen. Als sie zum erstenmal zur Kapelle schritten und die Bauern die Wiedererstandenen bestaunten, rieben diese die Hände ineinander und schlugen die Augen gen Himmel.

„Die lieben Heiligen haben es uns gut vermeint," lispelte der Matthias.

„Die Kunst des Kaplans ist groß," ging ein Gemurmel unter dem Volk.

Aber der Trud fuhr es durch den Sinn:

„Sie haben einander zum Trotz das Sterben gezwungen."

Zwanzigstes Kapitel

Ueber dem neuen Hof des Gallus war eine große Stille und Trautheit, so daß er friedlich wie eine Kapelle von seinem Hügel schaute. Der Friede war auch inwendig. Der Hofer hauste mit der Magd und seinem Knaben, und ihre Tage vergingen wie sturmlose Lenzzeiten, wann die Sonne am stillsten und hellsten strahlt und Tag um Tag in gleichem Glanz sich erneut. Nicht, daß der Hofer sorgloser und leichtherziger geworden wäre! Sein Antlitz war finster wie der wolkige Tag und seine strenge Art nicht milder geworden. Er bearbeitete sein Land und arbeitete für zwei. Er richtete und schlichtete zu Abfrutt. Die mit ihm zu tun hatten, trugen eine geheime, an Ehrfurcht grenzende Scheu vor ihm. Dennoch waren Stunden, da der Gallus lächeln konnte und seine Lippen zu Scherzworten sich teilten. Wenn der Richter mit Anbruch der Dunkelheit seine Stube betrat, ging es wie ein Lichtschein über sein Gesicht. Sein Kind trippelte auf unsicheren Füßen auf ihn zu, schlang die Aermchen um sein Knie und schaute an ihm empor, als wäre er lange erwartet worden. Er hob es vom Boden hoch auf die mächtigen Arme; sein eignes Haupt streifte fast die niedere Diele. Dann begann ein Spiel, bei dem das Jauchzen des dunkellockigen Kindes mit dem kurzen Auflachen des Mannes zusammenklang. Er wiegte das kleine Ge-

schöpf, ließ es auf seinen Knien reiten und beugte unverdrossen die aufrechte Gestalt, daß er mit ihm auf den Bodenbrettern spiele. Die Magd saß daneben und wunderte sich täglich über die Verwandlung des Finsteren und wunderte sich, daß in den Augen des Ergrauenden noch ein Feuer blitzen konnte, wie es das Jungvolk in den Blicken hat. Zuweilen war es, als hielte der Gallus mitten im Spiel inne und hinge mit Blicken verzehrender Sorge am Gesichte des Kleinen, dessen Augen tiefblau und klar waren und dessen Züge einen großen Liebreiz hatten.

So überfällt den Reichen etwan plötzlich die Erkenntnis, wieviel er zu verlieren hat, und treibt ihm das Blut in wilder Angst zu Herzen.

Den Gallus bewegte die Furcht fast häufig. Aber zuzeiten geschah es auch, daß er in plötzlichem Ernstwerden die Augen auf dem Knaben ruhen ließ, weil neue Züge und wechselnder Ausdruck in dessen Antlitz ihn fesselten und ihm zu denken gaben.

Kinder sind Rätsel: Und der ein Kind lieb hat, der weiß kein lieberes Tun, als in dessen Antlitz zu lesen. Eine mächtige Sprache steht darinnen geschrieben. Der sie lesen will, muß fleißig lernen, ansonsten er sie nie errät. Wer aber sein Kind ziehen will, lernt gerne. — Kinder sind Sonnenblicke! Kummer und Sorge und Zorn und Mißmut weichen dem, der sein Kind um sich hat, wie die Wolken dem Tageslicht. Kinder sind Richter! Keine größere Scham denn die vor dem eignen Blut! Wer vor den Augen seines Kindes fehlt, ist ein Verlorener!

Der einfache Bauer lernte in der Stille seiner Hütte und in Gesellschaft seines Kindes eine große Wissenschaft: Menschenkenntnis! Er lernte sie an dem Knaben und an sich selber. Wenn die Magd den Kleinen in die Linnen gebettet hatte, saß der Hofer grübelnd neben seinem Korbe. Alsdann sann er über alles Vergangene nach, über das Weib, das er ohne Liebe gefreit hatte, und über die andre, die er abgeschworen hatte vor allem Volk, über der ersteren Schwachheit und Sühne und Tod und daran, daß die letzte — lebte. Und wenn er dieses letzte dachte, stieg ihm das Blut zu Häupten und packte ihn ein Zorn über sich selbst. Er kannte sich und wußte, daß er Gewalt über sich besaß. Wenn je einer nach Menschenart gerecht richtete, so war er es; denn sein Blut war kühl geworden, und sein Blick blieb ungetrübt von Racheluft oder Liebe oder Furcht. Aber wenn er an die Cille dachte, ging ihm die Macht über Wollen und Können verloren; dann erkannte er eine Schwäche an sich und bäumte sich dawider auf und vermochte sie doch nicht zu bezwingen. Dann geschah es, daß er manchmal seine Wange wider das schmale Gesichtchen des Kindes legte, unacht, ob er es aus dem Schlafe zerre, und in heißer Scham vor dem Kleinen erbebte, an dem jener Gedanke ihm eine Sünde schien.

Indessen kam der Winter strenger über das Tal. In der Christnacht sank eine Flockendecke aus den Wolken und legte sich über das stille Land. Ein schweres Gewebe aus fahlen, feuchten Sternen hüllte sie Lehnen und Wald und die braunen Hütten so tief ein, daß der verlorene Ort wie begraben er-

schien. Die Steinwände allein stiegen grau auf aus dem Schnee, und der Salbit hob sein Felsenhaupt in finsterer Starrheit. An zwei seiner Zacken hing der Schnee wie weißbuschige Brauen in eines Alten verwittertem Gesicht.

Am Abend des letzten Jahrtags kam ein toller Sturmwind talauf gesprengt, die grauen Nebelrosse jagten vor ihm einher, und er trieb den von neuem vom Himmel schwirrenden Schnee zu wildem Tanz. Es war gut, eine sichere Zuflucht zu haben, während alle Wintergewalten ihrer Fesseln ledig geworden.

Von den Scheiben des Gallushofes zuckte ein unsicherer Lichtschein in das Getriebe. Da überwarf der Sturm jene mit Flocken und verhüllte die rote Helle. Und doch brannte die rote Oellampe die ganze, lange Nacht im Wohngemach des Hofers. Die letzte Hütte im Dorf wurde dunkel, der Schein im Gallushofe erlosch nicht, nur der Schnee vermauerte von außen die Scheiben dichter.

Leise Schritte gingen im Wohngemach. Die nackten Füße eines schweren Mannes maßen den Boden sorgsam, fast verstohlen, aber in rastlosem Hin- und Wiederwandern. Der Hofer hatte eine ruhelose Nacht. An der einen Seitenwand stand der Korb des Kindes. Die alte Magd kauerte daneben und spähte ratlos in das fieberrote Gesicht des Kleinen. Von Zeit zu Zeit kam ein Wimmern aus den Linnen, ein-, zweimal schrie das sieche Kind durchdringend auf. Dann blieb der Gallus stehen und lauschte vorgeneigten Leibes; Angst und Pein standen ihm in scharfer Schrift ins Gesicht geschrieben.

„Weicht die Glut nicht?“ fragte er ein paarmal mit schwankender Stimme.

Die Magd, die aus einem Holzgefäß Schnee auf des Kindes Füße legte, schüttelte ängstlich das Haupt, so oft er fragte. Dann nahte er sich dem Bette und betrachtete sein Kleines. Eine seltsame Weichheit kam ihn an. Ein Schluchzen wollte ihm in die Kehle steigen; aber er verwand die Wallung. Und wanderte wieder.

Nach einer Weile hörte er die Alte beten.

„Hör auf!“ stieß er rauh hervor.

Der Gedanke hatte ihn durchzuckt, sie bete an einer Leiche. Die Magd schwieg halb erschreckt, halb verletzt. Da hieß er sie in der Küche eine Arbeit tun und ließ sich selber neben dem siechen Kinde nieder. Es lag mit über die Augen gesunkenen Lidern, das Köpfchen glühte, schwach und röchelnd kam das Wimmern aus seiner kleinen Brust. Jeder Laut ging dem Bauern durch die Seele wie ein Dolchmesser. Die Angst, die ihn folterte, wurde fast unerträglich.

„Der Kaplan — wenn der Kaplan hier wäre! — Aber die Nacht — der Greis stürbe in der Gasse — ich darf ihn nicht rufen!“

Er murmelte Wort um Wort in sinnender Hast in sich hinein. Dann saß er mit in die Hände gelegtem Haupt und zuckte bei jedem Stöhnen des Kindes. Am gestrigen Tage war der Knabe erkrankt, heute war der Tod auf ihm. Die leise Flamme des jungen Lebens flackerte, glimmte, sank.

„Herre, mein Gott,“ seufzte der Hofer auf.

Darauf tat er, was er dem alten Weibe ver-

wehrt hatte. Er betete mit grenzenloser Inbrunst. Sein Leib zitterte; seine Flehworte waren wie das Anklammern eines Ertrinkenden an rettendes Ufer. Als er geendet hatte, neigte er sich weit über den Korb.

„Stirb mir nicht! Stirb nur du mir nicht,“ murmelte er mit brechenden Lauten.

Und blitzähnlich öffneten sich die Augen des siechen Kleinen und sahen ihn wie in stummer Klage an, und doch war es, als hätte ein Lächeln um die Kinderlippen gezuckt.

„Kannst mir's nicht sagen, wo es dir weh tut, Kleines! Kannst nicht reden! Und ich errate es nicht, so viel Mühe ich mir gebe! Wenn — du reden möchtest, wäre vielleicht zu helfen! Armes, Unbeholfenes, was nützt es dir, daß hier einer sitzt, der dich gern hat, wenn er nichts tut für dich und dir nichts weiß!“

Der Hofer murmelte weiter, halb unbewußt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Ita!“ rief er die Magd.

Die Alte kam atemlos geeilt, schlimme Kunde erwartend.

„Wagst du dich zur Matthütte in diesem Sturm?“

„Die Cille möchte Hilfe wissen,“ sagte die Magd nachdenklich. „Als — den zweiten Winter vor diesem — unter den Kindern das große Sterben war, hat sie wider das Siechtum gestritten und — manches errettet. Vielleicht ...“

Der Hofer unterbrach ihr Selbstgespräch.

„Ich kann nicht fort von ihm,“ raunte er, auf das Kind weisend. „Wenn du gehst, will ich es dir nie vergessen.“

Da knüpfte die Alte ihr Busentuch fester und warf eine Decke um sich. So schlich sie hinunter.

Der Gallus hörte, wie sie die Hütte verließ. Er hielt darauf die Wacht bei dem Kinde. Mit sorglicher Hand wechselte er zeitweise das schneegefüllte Linnen an den Füßen des Kleinen. Dazwischenhinein saß er, mit verhaltenem Atem lauschend. Draußen holte der Sturm heulend zu langen Stößen aus, das Geriesel der Flocken tönte an den Hüttenwänden. Die Schritte, die der Hofer erwartete, kamen nicht. Plötzlich rührte sich das Kind. Es erhob sich aus den Linnen und streckte die Aermchen, dann sank es zurück und begann wieder zu wimmern. Just da wurde es laut im Flur. Mühsam keuchte es über die Stiege. Die Magd kam hereingetaumelt.

Der Hofer öffnete die Augen weit. Er wollte fragen.

Da stammelte die Sturmzerzauste:

„Sie kommt nicht."

Der Gallus fuhr zurück.

„Sie kommt nicht?" wiederholte er ungläubig.

„Ich habe gebettelt, wie ich nur konnte, aber sie hat mich ruhig angesehen und gesagt: ‚Der Richter hat es nicht bedacht. Was soll ich helfen? Sage ihm, daß ich nicht komme.'"

Ein neuer Schrei des Kleinen jagte den Hofer von seinem Stuhle auf. Er schwankte. Dann streifte er mit den Blicken das glutüberhauchte Gesicht seines Einzigen.

„Bleib," beschied er die Alte. „Hab acht! Es muß Hilfe kommen, wenn er uns nicht sterben soll!"

Schon war er in der Tür. Er sah noch einmal zurück. Dann stürmte er ins Freie. Die Flocken schlugen ihm zum Empfang gleich einer Geißel ins Gesicht. Er mußte die Augen schließen. Aber barhaupt, wie er war, stieg er über den wohlbekannten Weg hinab. Er sank knietief ein. Der Schnee legte sich ihm wie eine kühle Binde in sein Haupthaar und über die Stirn. Es tat ihm wohl. Seine Sinne wurden klar und seine Pulse ruhiger. Seine Muskeln stählten sich und er stritt wider den Sturm wie einer, der unbesiegbarer Kraft sich bewußt ist. Dann erreichte er die Matthütte. Sie lag dunkel; Tür und Luken waren geschlossen. Seine Faust dröhnte wider das Brett, das den Eingang schloß.

„Cille, ich brauche dich!" rief er fast herrisch.

Da wurde es laut in der Hütte. Er hörte die Dirne an die Pforte treten.

„Was kommst du selber? Hast du nicht meinen Bescheid? Was könnte ich deinem Kinde nützen? Ich bin der Heilkunst so unkundig wie du!"

„Deine Hand ist ruhig und sicher. Du hast um Kinder gesorgt. Die Ita und ich sind unwissend. Du mußt mit mir!"

„Du mußt?" fragte sie abermals. „Ich gehe nicht über die Schwelle deines Hofes!"

Noch schied sie die Tür. Nun neigte sich der Hofer nahe an das Brett. Er fürchtete, daß sie wegtrete, und dann wollte Zorn ihn ankommen, daß sie ihn, den Richter zu Abfrutt, hier betteln ließ. Aber die Angst überwog. Den Mund an ein Loch im Holz gelegt, sagte er in einem Tone, wie ihn die Cille noch nie von seinen Lippen vernommen hatte:

„Bist du so anders geworden, Dirne? — Weil das Kind mein Kind ist, lässest du es sterben!"

Da stieß sie den Riegel an der Pforte zurück. Der dürftige Schein ihrer Lampe fiel in den Flur und umfloß sie. Ihre graublauen Augen maßen ihn mit einem klaren, unscheuen Blick.

„Ich bin bereit," sagte sie.

Er nahm sich nicht Zeit, zu fragen, woher ihr der plötzliche Entschluß gekommen sei. Auch den Dank vergaß er.

„Komm," sprach er, und dann: „Die Nacht ist schlecht, nimm eine Hülle für dich."

Sie war an ihm vorbeigetreten, die Tür hinter sich zuziehend.

„Ich brauche nichts," sagte sie und schritt ihm barhaupt voran.

Schweigend kämpften sie sich durch den Schnee hinan. Als sie sich der Hütte nahten, trieben Ungeduld und Angst den Hofer. Er arbeitete sich an der Dirne vorüber und gewann das Haus. Er erstieg die Treppe in wilder Hast. Vor der Wohnstube blieb er stehen und lauschte. Wenn es gestorben wäre! Er öffnete die Tür mit zagen Fingern. An den Pfosten gelehnt, spähte er hinein. Die Magd saß neben dem Bette des siechen Kindes. Sie mochte eingelullt gewesen sein, denn sie fuhr erschreckt empor, als sie seine Stimme hörte.

„Lebt es?" fragte der Gallus leise.

Als sie bejahte, schoß ihm das Wasser heiß in die Augen. Gleich einem schwachen Alten hielt er sich an der Wand und atmete keuchend. So erwartete er die Mattdirne. Sie sprach nicht, als

sie neben ihm stand und in das Gemach trat. Zum Korbe des Kindes schreitend, besah sie das Fiebernde. Dann tauchte sie ein Stück Linnen in das Schneewasser und schlang es um Leib und Brust des siechen Kleinen. Und als es aufschrie, hatte sie eine seltsame zwingende Weise, die es beruhigte. Endlich wendete sie sich zu dem Bauern.

„Ich bin keines Heilmittels kundig, noch sehe ich, was deinem Kinde fehlt. Ich habe getan, was ich meinem eignen Kinde täte, wenn ich eines hätte und es siech und ohne Hilfe wäre. Wenn ich Schaden getan habe oder tue — du hast mich gezwungen, daß ich komme —, so mußt du es tragen."

Der Hofer antwortete nicht. Seine Blicke hingen an ihr. Ihre Nähe, ihre Sicherheit und Ruhe waren wie Bürgen, daß sie das Kind errette.

„Und es hätte sein mögen, daß die Dirne seinem Hofe Herrin geworden wäre!"

Reue und Verlangen wurden in seiner Brust laut. Sie dämpften beinahe die wilde Sorge um das Kleine.

Da tönte die klare Stimme der Cille:

„Lege dich, Ita! Du bist alt und des Wachens entwohnt. Wenn ich doch hier bin, mag ich wohl mit dem Kinde allein bleiben."

Die Magd verließ die Stube. Der Gallus hatte sich auf die Bank in der Gemachecke, der Cille im Rücken, gesetzt und verharrte dort, das Sieche der Dirne vertrauend und aus ihren Zügen Botschaft lesend.

„Das Kleine ist dir viel lieb?" sagte diese nach einer Weile, ohne ihn anzusehen.

Seine Augen ließen nicht von ihr, als wollte er ihr Bild für immer in sich aufnehmen.

„Das Kind ist alles, was mir verblieben ist," gab er ihr Bescheid. Und als sie abermals fast lang stumm gesessen hatten, fragte er, ohne sich zu nähern:

„Was — hältst du — von ihm?"

„Ich kann es nicht sagen. Es ist still geworden, es schläft. Aber vom Schlaf zum Tod ist ein kleiner Schritt. Wir mögen ihn nicht sehen. Vielleicht — verlierst du — das Letzte, Gallus!"

Er umkrampfte mit bebenden Fingern das Holzbrett der Bank.

„Es darf nicht sterben!" stieß er heraus.

Sie entgegnete ruhig:

„Wider den Herre-Gott hat dein Wort nicht Geltung."

Und später sagte sie:

„Ich mag — vielleicht, daß ich mich täusche — die Ruhe mißfällt mir — wenn du das Kind verlierst, Gallus — du bist stark, du mußt das Leid verwinden."

Er saß wie aus Stein gehauen danach. Eine schlimme Falte grub sich zwischen seine Augen. Seine Arme ruhten auf den Knien, seine Finger waren ineinander gelegt. So wachte er ohne Hoffnung. Er sah die Cille um das Sieche geschäftig, aber seine Gedanken waren nicht mehr bei ihr; die Trauer wuchs über ihn, Trauer, die zu früh kam.

Der Sturm, der an den Wänden gerüttelt hatte, verstillte. Das Flockengejage kam zur Ruhe. Danach war es, als wachse der weiße Schnee, der an

den Rundscheiben klebte, in die Stube herein. Ein langsames Dämmern hob an um die Fenster. Graues Licht stahl sich durch dieselben. Es glitt auf den Fußboden, und die Helle wuchs wie langsam steigendes Wasser; mählich überquoll sie die Dielenbretter. Die Cille löschte die rauchende Oellampe. Als sie dann sich über das schlummernde Kind neigte, sagte sie erregt:

„Es atmet leicht.“

Der Hofer horchte auf und schwieg ungläubig und rührte sich nicht.

Der Tag kam. Die Dirne schob den Korb des Kindes gegen das eine der Fenster und ließ das Licht auf des Kleinen Antlitz fallen. Darauf kniete sie nieder, legte die Hand auf die Stirn des Schlummernden und das Ohr an die kleine, ruhig atmende Brust. Plötzlich fuhr sie auf. Ihre hellen Augen leuchteten.

„Gallus — ich glaube — ich weiß nicht — aber ich habe viel Hoffnung, daß es genese.“

Der Vorsichhinbrütende fuhr sich über die Stirn. Schwerfällig erhob er sich. Zag und ungelenk kam er näher. Er preßte die Hände vor die breite Brust.

„Jesus und Maria, belüge mich nicht!“

Er wagte kaum einen Blick auf das Kleine zu werfen. Aber dann ergriff ihn jähe Freude. Die Wangen des Kindes waren nur leise gerötet, sein Atem ging in stillen, gleichmäßigen Zügen.

„Herre-Gott, so es sein kann, daß du mir das Kleine lässest! — Ich kann es dir nicht danken,“ wendete er sich zu der Dirne.

Sie hörte die mächtige Erregung, die er müh-

sam niederzwang, aus seiner Stimme klingen und wandte sich wortlos ab. Da verließ er das Gemach und blieb wohl eine Stunde fern. Als er zurückkam, stand die Cille am Fenster. Sie schien ihn erwartet zu haben.

„Das Kind wird gesund," sagte sie. „Und nun magst du den Kaplan rufen. Der Tag ist auf. Der Sturm hat vertobt. Ich mag wohl heimgehen."

Er hob den Blick und suchte den ihren. Die Angst um das Kind war gelöst. Es war Raum für andre Gedanken. Ihre Augen ruhten groß und fest ineinander und so lange, als hätten sie alles um sich her vergessen.

„Du willst heim?" brach der Bauer das Schweigen. „Und es ist doch just gewesen, als gehörtest du zum Haus. Ein gutes Ding wäre es schon, wenn du hierbleiben könntest. Die Hütte und die Wirtschaft und das Kind und ich — der Segen würde über uns kommen! — Wenn du immer bei uns bleiben könntest und — wolltest?"

Die Cille war leichenblaß geworden.

„Siehst du, darum habe ich nicht kommen wollen. Die schlimme Stunde wäre uns beiden erspart geblieben. Jetzt mag es ausgesprochen werden, Gallus! Hast du so bald vergessen, was du vor der Gemeine geschworen hast?"

Er senkte die Augen nicht.

„Ich bin nicht so leichten Sinns, und meine Gedanken sind nicht so kurz, wie du meinst. Der Schwur ist gesprochen und hat gegolten bis zum Tag, an welchem mir die Genossin gestorben ist. Seitdem — wer wollte uns wehren, daß wir zusammengehen?"

„Die Faustine.“

„Die tote?“

„Die tote Faustine! — Es hat im Dorf geheißen, du habest schlecht gelebt mit ihr, und sie haben weiter geredet, du und ich, wir hielten heimlich zusammen! Würden sie jetzt nicht sagen: Das Weib ist ihm glücklich gestorben, jetzt nimmt er seine Metze. Würde es nicht heißen, daß das arme Weib uns lange im Wege gewesen sei, daß wir auf ihr Sterben gewartet hätten? Jede Dirne im Dorfe magst du freien, mich nicht, Hofer!“

Sie sprach laut und klar.

„Ich lerne immer wieder deine große Bravheit,“ sagte der Hofer danach. Und ihr näher tretend, faßte er ihre Hand, welche sie ihm ruhig überließ.

„Du magst schlecht von mir denken, aber sagen muß ich dir doch, was mir auf dem Herzen ist. Willst du hören?“

„Rede!“

„Wir sind zusammen aufgewachsen, und mit uns ist das groß geworden, was uns zusammengehen heißt. Bis zum heutigen Tage hat es nicht sein können, daß wir eins werden! Und heute kann es sein! Sollen wir jetzt das Glück wegwerfen?“

„Wenn das Glück die Bravheit kostet, ja.“

„Hier mag für uns zwei kein Hausen sein! Aber es gibt mehr Berge und mehr Land auf der Welt. Ich nehme den Bub auf den Arm und dich an die Hand. So gehen wir aus. Und diese Arme“ — er hob seine eisenbraunen Glieder — „vermögen schon den Hunger von euch zu halten.“

„Das wäre schon gut. Und wir hörten nicht,

was sie uns nachsagten. Aber — du hast dich ausgesprochen. Laß mich auch mein Teil sagen!“

Sie hielt, ihre Hand lösend, inne und fuhr dann langsamer, deutlicher und wie jedes Wort übersinnend fort:

„Du bist zum Richter von Abfrutt gewählt, Gallus! Wer Richter sein will, muß ohne Makel sein! Die dem Volke vorangehen müssen, dürfen keine schlechten Wege beschreiten, sonst läuft auch ihre Schar ins Verderben! Der Ambrosius — du weißt, ich habe dem Eiferer nicht angehangen — aber, was er dem Volke gepredigt hat, hat er selber gehalten! Was mag das Volk mehr groß auf Treue sehen, wenn sein Richter untreu wird? Du leitest die verlorene Gemeine, die der Vielwald von aller Welt scheidet, so daß sie nur auf dich als ihren Höchsten schauen kann und schaut. Seit du Herr über ihr Mißtrauen geworden bist, glaubt sie an dich. Ihr Glaube geht in die Brüche, wenn du vor ihren Augen fehlst, und das Rechttun wird zu Abfrutt wenig hoch mehr gehalten werden. Durch deine Schwachheit wird das Volk schwach. Du magst wissen, wer schuld hat, wenn diese Gemeine verkommt!“

Sie schwieg. Auch der Hofer sprach nicht; er schien mit sich selber zu streiten. Da schlang die Cille die Hände ineinander, ihre Augen wurden feucht, und zum erstenmal war etwas von weibischer Schwäche an ihr, als sie wieder anhob:

„Uebersinne es, Hofer-Gallus! Du bist Meister über mich! Ich gehe mit dir, wenn du es gebietest! Aber überdenke es, ob du mit gutem Gewissen von hier fort kannst.“

„Du hast mich noch im Herzen?“ fragte der Hofer ganz leise.

„Wen sonst? Und warum soll ich es leugnen?“

Er schritt zum Bette des Kindes hinüber und ließ sich daran nieder.

„Du bist anders als alle andern,“ sprach er, ohne sie anzusehen. „Du tust einem die Augen auf, wenn sie noch so blind sind! Und du hast recht. Wenn ich mit dir fortzöge — die zu Abfrutt würden es nicht deuten, wie es ist. Es würde ungut von dir und mir gedacht und geredet! Und schlechtes Beispiel steckt an! — Wenn ich an dies alles denken müßte, schämte ich mich vor dir und ...“

„Vor dir selber,“ fiel sie ein. „Du bist nicht glücklich, wenn du nicht die Pflicht getan hast!“

Sie hatte sich der Tür genähert. Nun hob er den Kopf und blickte nach ihr hinüber.

„Du willst heim? Du hast recht, es ist nichts mehr zu sagen. Nur zu danken hätte ich noch. Aber das sagt sich nicht so leicht! Mußt es wohl erraten! Und“ — er erhob sich pötzlich und reckte seine Gestalt, so daß sie etwas Gebietendes hatte — „keine Angst, Dirne, ich mache deinem Rate Ehre!“

Der Schein eines frohen Lächelns ging über ihre Züge.

„Und die alte Freundschaft in Ehren, Nachbaur! Es soll ein guter Friede sein zwischen deinem Hof und meiner Hütte.“

Sie grüßte und verließ die Stube.

Ita, die Magd, kam nach dem Kinde zu sehen.

Einundzwanzigstes Kapitel

Der Behaim war verschollen. Seit der Brandnacht hatte ihn keiner zu Abfrutt gesehen, und so viel sie nach ihm gespürt hatten im Geklüft und in den Wäldern, so viel sie ihn auch talab gesucht hatten, der Lahme war nicht zu finden gewesen. Also blieb die Uebeltat an dem Richter ungesühnt. Die Zeit fuhr mit mächtiger Hand über das Geschehene und strich es langsam aus. Der Behaim und seine Tat wurden langsam vergessen. Nur zwei sannen daran, und die Erinnerung lastete auf ihnen, so daß sie noch immer die Blicke derer scheuten, die einer aus ihrer Sippe gefährdet hatte.

Zu Anfang des zweiten Jahres, nachdem der Behaim ohne Spur verschwunden war, ging ein Gerede in der Leute Mund über dessen Weib. Der Erni hatte sich seit Wochen nicht mehr zur Arbeit verdungen. Seine Mutter sieche dem Sterben entgegen, sagten die Leute. Sie leide Höllenqualen und lebe ein Martyrium, das mit jedem Tage grauser werde, wußte einer zu berichten. Bald darauf weckte der Erni den Fleiß der gesprächigen Zungen.

„Der Bub hat die Krankheit des Vaters; die Liebe zu der siechen Mutter und das Leid um die Verlorene haben ihm den Sinn verwirrt,“ wußten sie von dem Gesellen zu erzählen.

Der hatte freilich seit Tagen ein absonderlich Gebaren. Zerfahren, mit sich selber redend, unacht

seiner Straße, irrte er oft stundenlang umher, so daß ihm die Leute kopfschüttelnd nachgafften. Sie errieten das Naheliegende nicht, daß eine wahnsinnige Angst ihn von Ort zu Ort trieb.

Der Erni sah die Tage kommen, welche die Behaimin sich selber prophezeit hatte. Sie kamen über ihn und die Mutter mit allen ihren Schrecken. Der Leib des siechen Weibes bedeckte sich mit Wunden und Beulen, so daß die Gunde sich nicht mehr vom Lager zu erheben vermochte. Selbst das Liegen begann sie zu schmerzen, die wunden Glieder ertrugen kaum mehr die harte Lagerstatt. Die sieche Heldin duldete in verbissenem Schweigen das Furchtbare. Sie klagte nicht, nur ihre Augen redeten manchmal, und der Erni erlauschte zuweilen ein Stöhnen oder ein mit zuckenden Lippen gestammeltes: „Erlöse mich, Herre-Gott!" das laut wurde, wenn die Behaimin sich allein wähnte. Und er hatte seine Mutter lieb. Er litt mit ihr tausend Schmerzen, ihre Qual zermarterte ihm die Seele und nahm ihm die Ruhe zur Tag- und Nachtzeit. Verzweiflung packte ihn, wenn er an ihrem Lager stand und die Zerstörung vor Augen hatte, die an ihr geschehen war und noch geschah. Dann mußte er die Zähne grimmig aufeinander pressen, daß er nicht aufheulte in Leid und ohnmächtigem Grimm. Er verhehlte ihr, wie ihm zumute war. Und dennoch erriet sie manches. Dann streichelte sie, unendlich mühsam die Hand vom Lagerlinnen lösend, seine Finger und sagte wohl:

„Sieh weg, Bub, lieber Bub! Geh halt beten, daß es bald mit mir zu Ende sei!"

Einmal — der Morgen graute kaum und war

einer rastlosen Nacht gefolgt, die ihn das Stöhnen des siechen Weibes hatte belauschen lassen — pochte der Erni an die Pforte des Martinus.

Der Greise, der trotz seiner Jahre sich vor dem Tage erhob, öffnete ihm. Er schaute in ein farbloses Gesicht, das ein unbändiges Leid entstellte. Die Locken des Gesellen waren von wühlenden Händen wirr gezaust. Die Augen hatten einen wilden, dunkeln Blick. Des Alten Handgelenk umkrampfend, zog der Erni den Kaplan nach der Stube. Dort brachen von seinen weißen Lippen Worte, die den Martinus erschreckten.

„Noch einmal — zum letztenmal bin ich gekommen," keuchte der Blonde. „Wenn es um Leben und Tod geht, mag man ein Ding, das retten kann, eher tausendmal denn nur einmal versuchen! Herr, Eure Kunst — Ihr kennet alles Gewächs, heilsames und todbringendes, und ich habe Euch hundertmal gefragt, ob nicht ein Kraut gewachsen sei, das das Siechtum der Mutter zwingt. Besinnet Euch, Herr, nehmet all Euer Wissen zusammen, besinnet Euch noch einmal! Möchte nicht noch eines sein, das unversucht geblieben ist und das noch helfen könnte?"

Martinus sah ihn mitleidig an und schüttelte den schneebleichen Kopf.

„Was fragst du noch? Du weißt es so gut wie ich selber! Ich kenne keine Heilpflanze, die nicht auch dir bekannt ist!"

Da fuhr der Erni im Grimme weiter:

„Eure und meine Heilkunst ist gleich nichts! Aber Ihr rühmt Euch, noch mehr zu wissen. Ihr lehrt die Gemeine, daß im Himmel eine Barmherzigkeit

sei. Warum läßt sie das Ungeheure zu, daß die Mutter zu Tode gefoltert wird? Wenn Eure Kunst nicht hilft, versucht es noch einmal und betet für uns! Mein Geflehe hat nichts gefruchtet, sehet noch einmal zu, ob das Eure hilft! Gehet und kniet einen Tag lang, wenn es sein muß! Betet, bis Euch die Zunge lahm wird! Ich will Euch zahlen mit allem, was ich habe! Ihr habt dem Himmel eine Seele zurückgebetet, wenn Ihr erhört werdet! Redet auch Ihr umsonst, — dann —"

Der Alte hob die dürre Hand und unterbrach den Erregten.

„Sprich nicht aus, was dich reuen möchte! Die Sinne sind dir wirr! Du weißt nicht, was du redest! Wie würdest du dich sonst wider den Höchsten auflehnen! Beten will ich, wie schon oft. Tue du desgleichen! Demut geziemt sich besser denn dein ohnmächtiger Grimm. Und Beten allein kann noch helfen!"

Der Erni stand gesenkten Hauptes, die Hand schwer auf den Tisch gestützt, als hätte der Sturm seines Zornes seinen Leib erschöpft.

„Ihr habt recht, Herr, Ihr habt schon recht! Der Kopf ist mir wirr! Und hier drinnen" — er griff sich an die Brust — „wühlt es und wühlt! Ich muß alles mit ansehen, was die Mutter — Herre-Gott, was muß sie ertragen!"

Mit diesem Aufstöhnen taumelte der Geselle von dannen.

Danach wurde für die Behaimin gebetet. Martinus legte das große Mitleid, das er für die Verlorene hegte, alltäglich dem Höchsten vor Augen. Auch der Erni betete. Die von Abfrutt sahen ihn

so oft vor dem Altare ihrer Kapelle liegen, daß sie von ihm sagten, seines Vaters irre Frommheit sei über ihn gekommen.

Das Beten war umsonst. Die Marter des armen Weibes wuchs.

Da kam der Frühling, und der Sonnenstrom quoll über die Berge und spülte den Schnee von den Matten. Zu oberst an den Lehnen der Sonnenseite löste sich die weiße Decke zuerst. Unter dem Schnee, aus seinen Tropfen gleichsam ergrünend, färbten sich die Hänge. Der Erni gewahrte es eines Morgens, und eine neue Hoffnung und eine neue Hast überkam ihn. Noch einmal ging er auf die Suche nach dem Wunderkraut, das der Mutter helfen sollte und von dem er nichts wußte, als daß es — vielleicht — irgendwo wachsen möchte. Er suchte unverdrossen und ohne Mattigkeit Tag um Tag. Die Lauinen lösten sich derzeit. Aus allen Höhen stürzten die schimmernden Wolken, auf denen der Tod zu Tal ritt. Der Behaim trug nicht schuld, daß ihn keine begrub. Seine Augen hafteten an den grünenden Erdflecken, nicht an den Höhen, daher das Verderben kam. Dennoch kehrte er allabendlich heim, heil und gesund und mit leeren Händen.

Warme Tage legten alsdann dem Tale das Lenzgewand an. Der Kuckuck schrie im Walde über der Behaimhütte. Der Erni fragte sich heimlich, ob er den Totenvogel höre; es war die Zeit gekommen, da er wünschte, der möchte es sein.

Gestern, da er aus dem Walde heimgekehrt war, hatte ihn ein Schrei an die Schwelle der Hüttentür gebannt. Er hatte gelauscht. Noch einmal war der

halblaute, entsetzliche Schrei gekommen. Da hatte er gewußt, daß die Mutter ihn ausgestoßen hatte. Er war nach ihrer Kammer geeilt. Die Gequälte lag auf ihrem Bette und starrte ihn an. Ihr Haupt war zu einem Totenkopfe gemagert, nur die Augen lebten noch und hatten dunkel und schmerzvoll noch das Aufleuchten, das des Weibes Liebe für den Einzigen verriet.

„Habt Ihr gerufen, Mutter?“ hatte er gefragt.

„Ich wollte nicht! Nur — mein Körper brennt wie Feuer! Und — Herre-Gott, wenn das dauert! Es ist, als ob Flammen mich verzehrten!“

Der Erni hatte sich über sie geworfen.

„Sagt, was ich Euch tun kann! Sagt, was Euch die Pein mindert! Lasset mich helfen! Ich kann nicht zusehen, wie Ihr Marter leidet!“

Ein neuer Sturm von Schmerzen überfiel sie. Sie wand sich und biß die Zähne in die Lippe, daß sie sich rot färbte vom Blut des zerbissenen Fleisches. Endlich sagte sie atemlos:

„Siehst du, Bub, so wächst die Pein von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag! Erst dann wird ein Ende werden, wenn der Leib sie nicht mehr erträgt; dann kommt das Sterben! Und warum diese Marter! Kann nicht der Tod mich jetzt treffen, der mir doch so sicher ist wie der Wechsel vom Tag zur Nacht! Wenn eines zum Sterben gezeichnet und bereit ist und sein Schicksal will, daß es eine lange Folter ertrage, nur um sterben zu dürfen — warum soll dieses sich nicht selber helfen dürfen, sich dem Tode nicht in die Arme legen können, daß es der grausamen Folter entgehe?“

„Lasset diese Gedanken, Mutter! Ihr wißt, und wenn ich redete wie Ihr, würdet Ihr es mich lehren, daß der Herre-Gott das Leben gibt, das der Mensch nicht nehmen soll!"

Sie achtete seiner Worte nicht.

„Gib mir den Saft, Bub, den Sterbenstrank!" preßte sie heraus und faßte mit heißen, trockenen Händen nach den seinen.

Aber der Erni fuhr wie schon einmal in wildem Schreck zurück. Das Begehren erschien ihm ungeheuerlich. Er stand mit verkrampften Fingern und starrte die Mutter an. Dann brachte er unendlich mühsam ein paar Worte über die Lippen.

„Ich will nicht mehr von Eurem Lager gehen. Was ich Euch tun kann, will ich tun — nur das nicht, Mutter! Ich kann es nicht zulassen, daß Ihr Euch selber den Tod trinkt! Ich lasse Euch nicht mit einer Sünde aus der Welt gehen!"

Darauf war die Behaimin still geworden. Sie hatte ihn sinnend angeschaut und bald ihm gedankt, daß er ein so guter Geselle sei. Stundenlang hatte er dann an ihrem Bett gesessen. Mitten in der Nacht waren die Schmerzen des Weibes erträglich geworden. Ein fast froher Ausdruck war in ihre Züge zurückgekehrt. Bis zum Morgengrauen waren die beiden beisammen gesessen wie zwei Erlöste.

Also ist denen zumute, die einer sündigen Regung Herr geworden.

Und es war das letzte Mal gewesen, daß die Behaimin des Gifttranks Erwähnung tat.

Gegen Abend desselben Tages kam die Zumbrunn-Trud, nach der Siechen zu sehen. Der Erni

ließ die Weiber allein und sah indes in der Hütte zum Rechten. Die Trud saß lange bei der Behaimin, und als sie das Gemach der Gemarterten verließ, leuchteten die blaudunkeln Augen der Dirne stolz, als wäre ihr eine hohe Pflicht auferlegt oder ein schweres Geheimnis vertraut worden. Sie fand den Erni im Wohngelaß, dahin er just zurückgekehrt war. Er saß am Tische, den Kopf in die hohle Hand gelegt und mit trüben Augen zu Boden starrend. Die Trud trat an ihn und legte die Hand auf die Schulter.

„Sie leidet über Menschenkraft," sagte sie mit gedämpfter Stimme. Ihre Lider wurden feucht.

„Ich weiß es wohl," murrte der Geselle verzweifelt.

„Sie kann nicht genesen. Wenn der Tod sie erlöste, wäre es ein Glück zu nennen."

„Warum redest du mir Dinge vor, die ich lange gelernt habe? Jetzt — ihre Pein ist zur Stunde erträglich — diese Nacht mag sie Ruhe finden. Mit dem neuen Tag kommt ihr neue Marter."

Der Blick des Burschen verlor seine Starrheit nicht.

Da neigte sich die Trud näher über ihn und flüsterte:

„Der Heilige zu Sankt Niklausen ist viel wundertätig. Wenn wir ihn aufsuchten, ihn zu bitten, daß er deine Mutter sterben lasse!"

„Eine seltsame Wallfahrt," murmelte der Erni und fuhr fort, zu sich selber zu reden: „Ich bin gläubig gewesen. Ich sehe den strengen Mönch noch und höre sein Evangelium, das mir zu Herzen ge-

gangen ist. Wenn er mich in meinen Zweifeln sähe, wie möchte er seine Zornworte wider mich schleudern! Und doch — wie soll ich auf den Himmel hoffen und seine Heerscharen von gütigen Heiligen, wenn sie unser Elend zulassen!"

„Das Weib des Holzers Z'graggen — du weißt, die Tanne traf ihn, daß sie ihn für tot nach seiner Hütte trugen — hat in der Kapelle zu Niklausen eine Kerze geopfert, und ihr Genosse ist fast genesen, dem sie doch den Tod vorhergesagt hatten!"

Der Dirne Worte, die fest und ernst klangen, wie eine Ueberzeugte spricht, weckten den Erni. Er maß sie mit einem langen Blick.

„Du bist fast noch ein Kind," sagte er nachdenklich. „Du glaubst, was du redest! Fast möchte ich dir folgen!"

„Du mußt!" drängte sie.

Darauf schritt er, sie plötzlich verlassend, nach dem Gemach der Mutter. Die Trud erwartete ihn. Als er nach einer Weile zurückkam, sagte er leise:

„Sie will es."

„Wann gehen wir?" fragte die Trud.

„Warum warten? Morgen schon mag ihre Qual mich nicht von ihrem Lager lassen. Und die Nacht ist hell. Nicht lang und der Mond wird auf sein über der Rienalp. Dann gehen wir."

„Gut, du findest mich am Torsteg."

Die Dirne verließ ihn.

Eine Weile später zogen sie taleinwärts. Der Mond leuchtete. Er stieg an, hinter den letzten Schattenwipfeln der Rienalp sich lösend, und erfüllte das Tal mit seinem Glanz. Der Erni und

die Trud hatten sich am Torsteg getroffen. Der also benannt war, war ein schwankes Brückengefüge, ein gut Stück hinter den Hütten. Die beiden hatten schweigend die Hände ineinandergelegt und zogen gleich wandernden Kindern fürbaß. Der Silberglast traf ihre bloßen, in demselben Haargold schimmernden Häupter.

Der schmale, oft kaum sichtbare Pfad führte durch Geröll und Flußsand, dann über kaum ergrüntes kurzes Alpgras. Hier und da stand ein zur Buschhöhe gediehener Tannenzweig seitab oder ein Steinblock querte den Weg, von weitem einem kauernden Tiere ähnlich. Den Schreitenden zur Linken floß der Alpbach vorbei. Seine Spritzwellen glitzerten empor und versanken gleich geworfenen Perlenschnüren. Ueber alles lag das weiße Licht des Mondes gegossen, als werfe der Schnee der Berge seine fleckenlose Helle zurück und über das Talland. Der Erni und die Dirne schritten schweigend. Die machtvolle Schönheit, die sie umgab, war ihnen verloren. Sie waren von ihrem Entschlusse erfüllt und sannen an das Wegende, nicht an den Weg. Sie taten eine Wallfahrt, wie vor ihnen niemand getan; sie gingen, um den Tod zu bitten für eine, die ihnen teuer war. Die Worte fehlten ihnen. Aber daß ihre Hände ineinanderlagen, war ihnen Trost, legte einen hohen Frieden auf sie. Zuweilen sperrte eine Laue ihren Weg. Sie überstiegen die Schneemauern, die sich oft höher aufbauten denn ihre heimischen Hütten, und der Erni stützte sorglich die Dirne, wenn ihr Fuß versank oder strauchelte.

Dann schlossen sich die Berge vor ihnen zu-

sammen. Ein Wald, mächtiger und düsterer denn der auf dem Biel, starrte auf. Ein Wall von Steinwänden umgab den Forst im weiten Rund. Ein Wegunkundiger hätte sich an einem verrammelten Tore, an einem verschlossenen Ausgang aus den Tälern der Erde vermeint.

Die Hand der Trud zuckte leise in der des Gesellen.

„Der Wiggenwald," flüsterte sie, als schauerte sie zurück vor dem Eintritt in die Nacht der tod-stillen Stämme.

„Komm!" sagte der Erni und zog sie voran.

Seit der Einsiedler zu Sankt Niklausen spurlos verschwunden war, war der Wald verschrien; das Volk betrat ihn ungern zur Nachtzeit. Aber dahin der Erni schritt, zögerte die Dirne nicht, den Fuß zu setzen. Sie traten in das Dunkel und stiegen über Wurzeln und Steine eine steile Halde empor. Der Erni fand sich wohl durch die Finsternis. Zuweilen glitt ein fahler Strahl durch schwarzes Geäst. Dann rasteten sie hoch aufatmend und starrten nach den Sternen, die sie durch die Lichtung erblickten. Ein Donnern und Tosen erfüllte die Waldhallen; der Alpbach stürzte aus dem Westgeklüft, aber die Bergan-ziehenden sahen ihn nicht. Sein Bett war tief im Gefels, auf dem der Wald wurzelte, und sein Tosen klang, als rauschten die tausend Wipfel in jähem Sturm.

Allgemach erreichten die Fahrer eine Stelle, wo eine grüne Halde mitten im Tann lag. Das war die Wiggenmatte. Schweigen thronte über der Alp-wiese, selbst das Brausen des Baches klang nur

fernher und verloren. Licht und Schatten zeichneten seltsame Bilder auf dieselbe, so daß es zuweilen wie ein Huschen fremder Gestalten am Hange ging. Der Erni und die Dirne bekreuzten sich. Dann stiegen sie weiter. Ein schmaler Steg trug sie über den Bach. Und abermalen auf mächtig steilem Pfade ansteigend, erblickten sie fast senkrecht über sich, wo die Stämme sich lichteten, ein rohes, zerfallenes Gemäuer. Schattenhaft traten die Umrisse hervor. Eine rote Flamme schimmerte, als schwebe sie in der Luft. Der stiegen die beiden entgegen. Als sie die Felsplatte erreichten, darauf des heiligen Niklaus Kapelle stand, war die Stelle hell. Die ewige Lichtlampe, die von bröckelnder Diele herniederhing, spendete einen roten Schein. Der floß über die Steinfliesen der Waldkirche und quoll zum offenen Eingang heraus.

Der Gesell und die Dirne traten über die Schwelle. Der Raum war schmucklos. Steine, die sich aus den Mauern gelöst hatten, bedeckten den Boden. Der Nachthimmel schaute durch die Luken im Holzfirst. Nur die Rundwand, wo der bemalte Altar eingefügt war, trotzte noch der Zeit und den Stürmen. Und das ewige Licht war nicht erloschen; die Hirten, die zu Alp trieben, spendeten das Oel, und im Winter stieg von Zeit zu Zeit einer aus dem Dorfe herauf und speiste die sinkende Flamme.

Die beiden standen scheu in dem verlassenen Bethaus. Die Einsamkeit des heiligen Ortes, wo seit langer Zeit kein Priester amtete, lastete auf ihnen.

Dann ermannte sich der Erni. Die Dirne nach sich ziehend, kniete er unter der Lampe. Er faltete die Hände und neigte das Haupt. Plötzlich schien ihn die Erinnerung an die Qual, die die Mutter litt, mit Fiebergewalt zu fassen und ihm allen Zweifel an der Kraft seines Flehens zu nehmen. Er sprach mit lauter, vor Inbrunst zitternder Simme:

„Laß sie sterben, Heiliger! Wenn du im Himmel bist, so magst du mich durch diese Nachtstille hören. Sie kann nicht mehr gesund werden, die Mutter! Aber sterben laß sie halt! Sie hat dir nichts zuleide getan, dir nicht und keinem im Himmel und auf Erden! So erlöse sie doch, wenn du barmherzig bist! Sie ist mir viel lieb, aber nimm sie! Laß sie nur erlöst sein von aller Marter! Es ist Zeit, Heiliger, sie ist weit über Recht und Gerechtigkeit heimgesucht! Ich bin arm, aber ich will dir zwei geweihte Kerzen auf den Altar pflanzen und will diese Hütte bessern, wo sie morsch ist und bröckeln will, daß du immer eine Statt hast hier, solange ich lebe! Aber — laß sie sterben, die Mutter!"

„Laß sie sterben!" fiel das Echo von den Lippen der Trud.

Und noch eine Weile knieten sie nebeneinander, als warteten sie auf ein Zeichen der Erhörung. Als der Erni sich erhob, waren seine Augen voll glänzender Tropfen, und es zuckte in seinen Zügen von unbändigem Leid. Er wandte sich in Hast dem Ausgang zu. Vor dem Gemäuer ließ er sich auf einen Stein nieder und stützte den Kopf in die Hände. Die volle Erkenntnis dessen, was er gebetet

hatte, kam mit Sturmmacht über ihn. Eine wütende Angst begann ihn zu schütteln, es möchte das Gebet in Erfüllung gehen.

„Und — wenn — sie — tot ist!" raunte er in sich hinein. Die Verzweiflung, die in den Worten lag, zwang der Trud ein Geheimnis ab.

Sie stand plötzlich neben ihm. Die Helle, die sich über die beiden ergoß, war gewachsen. Als der Erni aufblickte, erfaßte ihn inmitten aller Trauer ein sprachloses Staunen.

Die Trud! Daß das die Trud war! Ihr Gesicht war schöner denn jedes, das er je zu sehen vermeint hatte! Eine heiße Sehnsucht nach ihr quoll in ihm auf.

Die Trud redete:

„Wenn sie tot ist, bin ich da! Die Mutter will, daß ich um dich sei, wenn sie gestorben ist! Verjagst du mich?"

Er sah sie seltsam an.

„Wenn du um mich sein willst, mußt du meine Genossin werden! Du mußt in meiner Hütte hausen und mich schaffen lassen für dich, und kein andrer darf dich mehr kümmern, auch deine Sippe nicht! Das wirst du nicht wollen?"

„Was hätte ich anders gemeint! Du weißt, daß ich dein bin! Rede, so gehe ich nicht mehr von dir!"

„Du bist schön! Viele schauen nach dir!" zweifelte der Erni.

Da entgegnete sie:

„Was kümmern mich alle außer dir! Ich habe dich allein lieb!"

Er sprang empor und warf die Arme auseinander, aber dann ließ er sie schlaff am Leibe sinken. Das Leid um die Gemarterte daheim überwand das Verlangen nach der Dirne.

„Ich will dich an das mahnen, was du gesagt hast. Jetzt —“

Eine mächtige Ungeduld faßte ihn und trieb ihn heimwärts.

„Wir müssen zurück,“ sagte er hastig. Dann begann er den Abstieg. Die Trud folgte. Sie eilten. Die Nacht des Waldes nahm sie auf, und als sie, laufend, den offenen Pfad zu Füßen der Waldhöhe erreicht hatten, war der Mond versunken. Sie strebten ihres schlimmen Weges weiter. Da — mitten im Laufe hielt der Erni inne.

„Du kennst den Weg,“ beschied er die Trud. „Ich lasse dich allein! Du vermagst nicht Schritt zu halten, und ich muß weiter!“

Sie erkannte, was ihn trieb, und fühlte dieselbe Furcht, daß er die Mutter nicht lebend treffe.

„Eile!“ sagte sie.

Er stob davon wie gepeitscht.

Aber die Trud schritt ihm in Sinnen versunken nach. Alles, was sie dachte, wies nach demselben Ziele. Eine große Treue wuchs in ihr empor, die dem Erni galt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Behaimin war nicht gestorben, noch konnte sie sterben, derweil ihre Martertage einer zum andern lahmen Ganges sich reihten. Der Erni ging umher und tat sein Tagwerk und hatte doch nur für eines Gedanken. Er brachte sein Sinnen von den Leiden der Gequälten nicht ab. Ihr Stöhnen klang ihm in den Ohren, ob er arbeitete oder feierte. Er verwachte die Nächte am Lager der Siechen, und zwang ihm eine Mattigkeit die Lider zum Schlaf, so schreckten die Schreie der Gefolterten ihn auf. Das Antlitz des Gesellen wurde schmal und hager, seine Augen gewannen einen unsteten, verlorenen Blick, wie ihn jene haben, die nach innen schauen und Schlimmes lesen. Die Trud ging ab und zu in der Behaimhütte. Wann sie kam, ging es wie eine bleiche Sonne durch das Haus der Elenden, wann sie schied, blieb die Finsternis. Die Trud sorgte sich um den Erni. Es wollte ihr scheinen, als sinne er an etwas, das er nicht auszudenken vermöge. Sein ganzes Wesen arbeitete an der Tatmachung eines einzigen Gedankens; aber die Dirne fürchtete, daß er über dem Sinnen und in der Qual um die Mutter sich selber verliere.

Allmählich wurde es Sommer im Tal. Die Matten standen üppig. Die Bergbäche versiegten. Wo sonst Wasserstaub über graue Wände stürzte, träufelte eine letzte, trocknende Feuchte.

Zuweilen kam ein Wetter über den Dammafirn daher und spendete Segen für das versengte Land. Die Donner widerhallten alsdann an den Wänden des finsteren Salbit, daß das Rollen und Schlagen dumpf und unaufhörlich wie das Brummen einer ungeheuern Sturmglocke zu Tale scholl.

„Es ist, als sollten die Felsen bersten," raunte die Behaimin während eines der Stürme dem Erni ins Ohr. Der Geselle fühlte, wie sie sich sehnte, daß der stürzende Berg sie erlöse.

Das war es, was ihn über Maßen peinigte, daß er das wilde Verlangen der Mutter nach dem Tode sah und begriff und daß doch keine Klage mehr ihre Sehnsucht, zu sterben, verriet, seit er ihr den Gifttrank verweigert hatte. Ihr Schweigen war ihm wie ein Vorwurf. Es begann ihm in den Ohren zu klingen: Du kannst sie erlösen und du legst die Hände in den Schoß und siehst zu, wie sie sich windet vor Qual!

Als die heimliche Stimme lauter wurde, fand er sich eines Tages vor der Wandnische stehen, darinnen er den Sterbetrank barg. Er spielte mit zitternden Fingern über das Brett, das die Oeffnung deckte. Auf einmal schreckte er zusammen und hastete aus Kammer und Hütte. Die Furcht war auf ihm, daß die Versuchung ihn zwinge.

In denselben Tagen gebar das Weib eines Bauern ein mißgestaltetes Wesen, ein Geschöpf mit dem Leib eines Menschen und dem Kopf eines Tieres, armlos und elend, aber zum Leben begabt. Das Weib war verstorben aus Gram und Entsetzen, als seine Augen auf seines eignen Leibes

Frucht gefallen waren. Aber der Verstorbenen Ehegenosse hatte den Martinus aufgesucht und ihm geklagt, wie der Anblick des Unwesens ihm die Seele zermartere, hatte mit tränendem Auge gebeten, daß ihm verstattet sei, die Hände an die Mißgeburt zu legen und das leise Leben, das ohne Vernunft darinnen pulse, zu ertöten, ihm selber und aller Welt zur Erlösung. Martinus hatte ihn mit seinem Anliegen an den Richter gewiesen. Und der Hofer entschied allem Volk zu Wissen und Frommen:

„So ein Geschöpf zur Welt kommt von unmenschlicher Gestalt oder mit schmerzhaften und unheilbaren Gebresten behaftet, also daß dasselbe Wesen sich selber und allen Mitmenschen zum Kummer, Unheil und Schrecken wäre, möge von dem, der ihm das Leben gegeben, das Leben auch wieder genommen werden."

Der Bauer tat nach dem Spruch des Richters, und es war zu Abfrutt keiner, der dawidergeredet hätte.

Am Tage, nachdem der Gallus sein Urteil verkündet hatte, stieg der Erni vom frühen Morgen zum Abend in den Bergen umher. Die Trud wachte für ihn am Lager der Siechen. Er jedoch war der Hütte entlaufen, daß er einen Streit ausfechte, der in seinem Innern entbrannt war.

„Sie haben das mißgestaltete Geschöpf getötet — erlöst, wie sie es nennen! Sie sagen, daß es sich selber und andern zur Qual gewesen wäre, wenn es gelebt hätte! Eine verzehrt sich in Qual und lechzt nach Erlösung. Sie trägt ein unheilbar

und schmerzhaft Gebreste nach den Worten des Richters!"

Dermaßen waren die Gedanken im Kopfe des Umherhastenden rege. Er warf die Hände empor wie ein Verzweifelter. Auf einmal war ihm, als hätte er die Lösung eines Rätsels gefunden. Er schrie in die Stille des Geklüfts: „Ihr dürft Euch erlösen, Mutter!" Er dachte heimzueilen und der Siechen die Tonflasche zu reichen, daß sie nach ihrem Willen tue. Aber im nächsten Augenblick kamen neue Zweifel. Sie folterten ihn durch Stunden und Stunden. Er kehrte ohne Entschluß zur Hütte zurück.

Die Gedanken, die er an diesem Tage verwarf, kehrten wieder. Abermalen geschah es bald nachher, daß er sich unbewußt jener Nische näherte, und abermalen schreckte er davor zurück. Endlich wuchs das Mitleid mit der Mutter so übermächtig in ihm empor, daß er alles Zaudern überwand. In einer Nacht, die der Behaimin nicht den leisesten Schlaf gegeben und ihn mit Entsetzen erfüllt hatte ob den Qualen, die sie der Mutter brachte, reifte ihm der Entschluß. Zweifel und Angst und Gewissensbisse verstummten, einzig das eine gewaltige Verlangen verblieb ihm, der Mutter Qual zu enden. Und als er seinen Weg klar vor sich sah, wurde er ruhiger, als er seit langem gewesen war. Ein Gefühl, das fast Freude war, kam über ihn. Er begann es als Segen zu empfinden, daß er die Macht besaß, die Mutter zu erlösen.

Starke Menschen, die ihren Blick auf ein hohes, unverrückbares Ziel gerichtet haben und der Er-

reichung desselben sicher sind, haben eine seltsame Art gegen ihre Genossen. Sie wachsen über sich selber hinaus; Zorn und Schmerz und laute Freude haben weniger Gewalt über sie, und deshalb ist in ihrem Wesen eine fremde Geduld, ein fast liebreiches Verstehen, die denen, die um sie sind, zugute kommen. Der Erni hatte dermaßen sich verwandelt.

Gegen die Mutter hatte er ein Wesen, das der Siechen die Tränen in die Augen trieb. In Stimme und Blick offenbarte sich eine grenzenlose Anhänglichkeit, seine Hand wurde weich wie die eines Weibes, wenn sie den siechen Leib der Mutter berührte, und eine Gabe, Trost zu geben, kam über den sonst Unberedten. Es geschah deshalb, daß die Behaimin sich völlig in seine Gewalt begab; sie tat in allem nach seinem hohen, nur auf das Beste gerichteten Willen.

Am Tage der heiligen Anna hieß er die Trud an seiner Statt die Wache am Lager der Siechen halten. Dann gürtete er sich zur Hochfahrt und stieg zu Berg. Spät des Abends kam er zurück; in seinem Zwilchhemde verborgen trug er weiße Wurzelknollen. In derselben Nacht hantierte er in seiner Kammer, eine Stunde nützend, da Erschöpfung die Behaimin dem Schlaf in die Arme zwang. Er leerte das kleine Tongefäß und füllte es wieder mit bräunlichem Safte, wie er ihn dem Fläschchen entnommen. Seine Hand zitterte nicht, während er sorglich seine Arbeit tat. Nur, da er das Gefüllte ruhigen und scharfen Blickes betrachtete, stieg noch einmal ein Zweifel in ihm auf, ob er nicht eine sündhafte Tat ersonnen. Nicht

daß er seinen Entschluß bereute! Dieser stand fest. Und er selbst war überzeugt, nur das Rechte zu wollen. Aber es fiel ihm ein, daß seine Gedanken nicht die des strafenden Gottes sein möchten. Und nun begann ihn eines zu peinigen. Er hatte vermeint, der Mutter den erlösenden Trank zu bieten und die Macht in ihre Hand zu geben, aller Qual ein Ende zu machen zur Frist, die sie sich selber setzen wolle. Da ihm nun der Zweifel kam, wie der höchste Richter die Selbsterlösung der Mutter wägen werde, ersann er einen neuen Weg, den die Goldtreue ihm eingab, die in seinem ganzen Wesen war.

„Wenn sie den Tod tränke und stürbe als Sünderin und sie müßte mit dieser letzten schweren Sünde von hinnen!“ redete er vor sich hin.

Und dann beschloß er, daß ihre Hände rein bleiben sollten. Wenn ein Makel wäre an der Tat, so sollte er sie nicht treffen, darum — gedachte er diese selbst zu vollbringen.

Am andern Morgen lugte die Sonne in die Fensterluken am Gemach der Behaimin. Ein breiter zitternder Streif leuchtenden Staubes spann sich von der Wand zum Sandboden. Die Sieche schaute aus tief in die Höhlen gesunkenen Augen nach dem Spiel des Lichtstrahls. Die so lange kranken, werden genügsam. Ein Sonnenstrahl mag ihnen ein Glück bedeuten. Ein matter Schimmer der Freude huschte über das magere Knochengesicht der Gequälten.

Da trat der Erni über die Schwelle. Die Mutter hatte länger denn sonst geschlafen. Sie

grüßten sich wie zwei, die einander durch Tage entbehrt haben. Dann wies die Behaimin nach dem Schimmer.

„Der kommt weit her," meinte sie. „Wenn der einem zur Leiter wäre, möchte man zu einem Orte ansteigen, wo gut wohnen wäre."

Der Erni ließ sich am Lager nieder. Er strich mit der Hand über ihren dünnen, eisgrauen Scheitel. Dann sagte er:

„Vielleicht läßt der Herre-Gott bald eine Leiter für Euch hernieder."

„Du meinst es gut, Bub, mit deinem Trost."

Da nützte der Erni seine Stunde.

„Ich glaube doch, Mutter, daß — der Kaplan — Ihr habt ihn lange nicht mehr gesehen — und Ihr truget sonst Verlangen nach der heiligen Wegzehrung."

Sie forschte in seinen Zügen. Es schien, als lebe eine Ahnung in ihr auf und vergehe, kaum daß sie ihrer inne geworden.

„Du hast recht. Es mag mir leichter sein. Und wer kann wissen! — Vielleicht . . ."

Ihr großes Auge leuchtete auf. — Wie sie nach der letzten Stunde dürstete!

„Rufe den Kaplan," gebot sie darauf.

Der Erni tat nach ihrem Geheiß. —

Zur Mittagsstunde kam Martinus. Die Gunde beichtete. Dann saß der Jahrbelastete lang an ihrer Seite. Es war, als banne das fromme Gespräch, das sie führten, die Pein des Weibes. Die zwei wurden nicht müde, von dem Gewaltigen zu reden, der sie beide gezeichnet hatte, dem Tod.

Ehe er schied, spendete der Greise der Behaimin die Segnungen.

„Es ist mir viel leicht geworden; ich sollte dir Dank sagen, Bub, daß du mich an die Beichte gemahnt hast."

Wiederum hatte der Erni ein liebkosendes Streicheln zur Antwort. Und späterhin rief er die Trud, hieß sie bei der Siechen verweilen und legte, als geschehe es gedankenlos, der beiden Hände ineinander. Es war ihm, als müßte jedes der zwei, die ihm lieb waren, noch einmal die Nähe des andern empfinden. Sie verweilten beisammen, bis der Tag versank. Einmal kam ein Sturm von Schmerzen über die Behaimin, so daß die Trud, die zum erstenmal die Qual der Gemarterten mit ansah, die Hände vor die Augen schlug, damit sie nicht länger das Furchtbare schaue. Aber der Erni war über dem Stöhnen der Kranken von seinem Sitze emporgefahren. Es schien einen Augenblick, als wolle er aus der Stube eilen. Dann besann er sich und neigte sich nahe zu der Leidenden. Sein leises Reden tat ihr wohl. Allmählich ging der Anfall vorüber.

Die Trud verließ die Hütte, als die letzte Helle aus dem Gemach der Behaimin gewichen war. Der Erni hatte die Mutter allein gelassen. Sie lag mit gefalteten Händen und geschlossenen Lidern. Die Schatten wuchsen in dem dämmerigen Gelaß. Zuweilen war an der Wand wie ein Wandeln einer Gestalt. Mit dem Abend war Gewölk am Himmel aufgezogen, und wann einer der dunkeln Nebelfetzen über der Luke vorüberschwebte, warf er seinen Schatten in die stille Kammer.

Die Behaimin schreckte plötzlich empor. Der verstohlene Tritt nackter Füße war über die Schwelle des Gelasses gegangen. Gleich darauf fühlte sie die Hände des Erni die ihren umklammern. Sein Kopf legte sich auf das Linnen ihres Lagers, und es war, als hätte er geschluchzt.

„Was ist dir?" fragte die Gunde zitternd.

„Nichts! Nichts!" stammelte er darauf. Und nach einer Weile: „Mutter, Ihr wisset nicht, was Ihr mir seid!"

„Ich fühle es, Bub, und bin glücklich."

Danach schwieg er lange. Und plötzlich erwachend, sagte er fest:

„Es ist Zeit für Euern Abendtrunk."

Er löste seine Hände und schritt hinaus. Als er zurückkam, trug er eine hölzerne Schale, mit Milch gefüllt. Er trug sie behutsam und hob sie tastend an die Lippen der Ruhenden.

„Du vergissest, Licht zu machen," mahnte die Gunde.

„Ihr sollt schlafen — nachher — und . . ."

Er stockte. Das Weib hatte einen durstigen Zug aus der Schale getan und trank sie leer zum letzten Tropfen.

„Ich danke dir," sprach sie.

Er nahm die Schale und setzte sie auf eine Truhe zur Seite. Dann nahm er seinen Platz am Lager wieder ein, und abermalen umschloß er ihre beiden Hände mit den seinen.

Da fuhr die Behaimin leise zusammen, und gleich darauf richtete sie sich hoch auf, als fülle eine mächtige Kraft ihren gemarterten Leib.

„Erni, mein Erni! Auf deine Knie, mein Bub! — Du hast — eine Wohltat — wie sie noch kein Sohn seiner Mutter getan hat, noch tun wird, hast du mir getan! Ich segne dich, Bub, mit meinem letzten Atem! — Keine Reue! — Der Herre-Gott — mißt — und erkennt — die Tat! — Es ist gut — o — es ist — gut! Ich — danke dir!“ —

Sie begrub ihre Hände in seinen Locken. Die Worte versagten ihr. Langsam glitten die Finger vom Haupte ihres Erlösers. Sie sank in die Linnen zurück.

„Schlafet — wohl — Mutter!“

Der Erni suchte ihr Antlitz und strich über ihre Lider und kreuzte ihre Arme vor der Brust. Darauf trat er die Wache am Bette der Gestorbenen an.

Er saß ganz ruhig und bedachte das Geschehene. Es war eine lautlose Stille in der Kammer. Sie tat unsäglich wohl! Gestern nacht, heute noch hatte das Stöhnen der Siechen die engen Wände erfüllt! Nun war ein großer Friede über die Gemarterte gekommen. Und er hatte ihr den Frieden gegeben! Das Bewußtsein, daß sie erlöst sei, ließ selbst das Leid um die Verlorene nicht aufkommen. Eine so hohe Zufriedenheit erfüllte den Gesellen, als stände er, ein alter Mann, am Ende schwerer Arbeitstage und hätte seine Pflicht getan.

Wie sie ihm noch gedankt hatte! — Er würde es sein lebelang nicht mehr vergessen! — Und ihre Hände hatten auf seinem Scheitel gelegen — zum Segen! — So kummerlos und froh hatte das Sterben sie gemacht! —

Keine Reue — hatte sie gesagt! — Seltsam —

warum Reue? — Da sie doch jetzt den Frieden hatte? Es war nun alles gut für sie — von seinen Händen — warum also Reue?

Ueber dem Sinnen kam ihm eine Sehnsucht, das Antlitz der Mutter zu sehen. Er hatte warten wollen, bis der Tag die Kammer zu hellen beginne. Aber weshalb? Er wollte sie sehen, solange er sie noch bei sich hatte. Denn — nachher — mußte er ihr die Grube graben!

Er stand auf und holte die Oellampe. Er stellte sie zu Häupten der Toten, so daß der Widerschein der Flamme über ihr wächsernes Antlitz zuckte. Alsdann versank er ins Beschauen ihrer Züge.

Ihr Gesicht war schmal wie das eines Kindes, aber die dünnen, grauen Haarsträhne machten es alt. Und die Furchen, die vielen tiefen Striche! Das Siechtum hatte einen scharfen Stift. Aber um den Mund — was — war das? Hatte sie nicht gelächelt, so wie sie sonst nie die Lippen teilte? — Torheit! Sie war tot! Doch mußte sie leicht gestorben sein! Ein so glücklicher Ausdruck hatte nie auf ihrem Gesicht gelegen! —

Wie es doch gut war, daß er sie erlöst hatte!

Der Erni saß und schaute und sann. Zeit und Raum kümmerten ihn nicht. Er mußte immer wieder daran sinnen, welche Marter er dem Weibe abgenommen hatte.

Darüber kam der Tag. Graues Licht stahl sich durch die Gemachluke; es streifte den Holzboden, hellte einen Fleck erst und wuchs und füllte das Gelaß. Als es auch die Lagerstatt der Toten erreichte, löschte der Erni den Oeldocht.

Nicht lang nachher erklang der Schritt der Trud in Flur und Wohnstube. Er ging hinüber, sie zu rufen.

Wie es stehe, wollte sie fragen.

Aber er kam ihr zuvor. Er lächelte.

„Komm! Sie ist erlöst!"

„Wann?" fragte die Trud.

„Wer fragt wann?" redete er sonderbaren Tones, „so sie doch nur der Marter entronnen ist!"

Die Dirne forschte nicht weiter. Sie hatte erwartet, daß das Leid den Erni beim Tode der Mutter daniederdrücken werde, obwohl er um ihre Erlösung gebetet hatte. Nun erschien ihr sein Wesen fremd; doch sie scheute sich, in dieser Stunde ihn durch Fragen zu stören und harrte, daß sie ihn verstehen lerne. Sie begann, zur Seite des Lagers kniend, die Totengebete zu sprechen.

Derweilen verließ der Geselle die Hütte und ging den Martinus zu rufen. Der Greise sah staunend das Leuchten in des Burschen Gesicht, das eine frohe Botschaft verhieß. Der Erni hatte für ihn dieselben Worte wie für die Dirne:

„Kommt! Sie ist erlöst!"

Martinus, der des siechen Weibes letzte Leidenstage gesehen hatte, glaubte zu verstehen, daß der junge Geselle froh war, einer Last ledig, eines furchtbaren Anblicks enthoben zu sein. Die Trauer würde noch über ihn kommen! So geleitete er ihn, daß er die Leiche sehe.

Als sie an die Hütte kamen, wies der Erni nach der Kapelle.

„Verstattet, daß ich der Mutter läute," bat er.

Martinus ließ ihn nach seinem Willen tun. Da betrat er das heilige Gemäuer, während der Kaplan nach der Hütte schritt. Und darauf klang die Glocke in die Morgenhelle hinein, daß die zu Abfrutt die Hälse reckten und ob der Klarheit staunten, in der das alte Erz ertönte. Der Erni läutete ohne Tränen, fast leichten Herzens der Mutter ins Ende.

Andern Tags grub er ihr die Grube auf dem Acker der Gestorbenen zu Geschenen, dahin die von Abfrutt ihre Toten vertrugen. Er grub und schaufelte tief in das harte Erdreich und weitete das Grab, wie es sorglicher nicht für den fürnehmen Herrn ausgeworfen worden war, der zu Geschenen vor Jahresfrist, auf einer Welschlandfahrt begriffen, verstorben war. So tat er bis zuletzt, was er immer getan hatte: alles, was der Mutter zuliebe war.

Abermals einen Tag später legte der Erni selbst den in sauberes Linnen gehüllten Leib der Behaimin in den Brettersarg. Als er die Gestalt vom Bette hob, schlug sein Herz wild wider den kalten Körper, sein Atem stockte, doch die Schwäche ging vorüber. Dann bettete er die Geliebte ruhig und fürsorglich in ihre letzte Liegerstatt. Martinus segnete den Schrein. Ein paar Weiber, die neben der Entschlafenen gebetet hatten, sprachen das letzte Paternoster über dem Brettergefüge und starrten den Erni an, welcher mit demselben fast frohen Ausdruck, den seine Züge der Tage trugen, den Sarg auf seine Gabel band und diese vor der Hütte auf seinen Rücken lud.

„Vergelte der Herre-Gott euch allen den Dienst," sagte der Geselle, als er zur Gräbte gerüstet stand.

Dann bot er, als gehöre es sich so, der Trud, die ihm zur Seite war, die Hand und zog mit ihr, den Sarg der Mutter auf starkem Rücken tragend, dem Vielwald zu.

Die Weiber entfernten sich zischelnd. Nachdenklich schritt Martinus nach seiner Hütte.

Der Erni und die Dirne durchschritten schweigend den Wald. Als sie die Vielhöhe erreichten, wo vordem das Kreuz des Ambrosius gestanden hatte, warf die Trud den ersten scheuen Seitenblick auf den Genossen. Dieser, die Augen in verlorenem Sinnen zur Ferne gerichtet, zog sie fast eilig vorwärts.

„Du bist so sonderbar," sagte die Dirne. „Es möchte einer glauben, du wüßtest nicht, was dir widerfahren ist."

Er wandte sich gelassen ihr zu.

„Ich begrabe die Mutter," sagte er. Er schien ihre Worte nur halb gehört zu haben.

Nach einer kurzen Weile fuhr er wie im Selbstgespräch weiter:

„Wie mag sie froh sein, wenn sie nun bald ganz still liegt!"

Wiederum schwiegen sie und gewannen wortlos das Totenfeld. Sie stiegen über die Steinstufen, die in das tiefgelegene führten. Vor der ausgeworfenen Grube hielten sie, und die Dirne half dem Burschen seine Last zu Boden setzen. Dann lösten sie die Stricke, die den Sarg hielten. Der Erni fuhr liebkosend über das rohe Holz, als gelte es, ein Kissen zu glätten. Darauf stieg er in die Grube, und beide legten Hand an den Sarg, den sie versenkten. Die

Trud hörte den Erni ein paar unverständliche Worte murmeln. Sie kniete nieder und betete, während er sorgsam Scholle um Scholle mit den Händen um und über den Sarg legte. Erst als dieser ganz unter den Erdstücken verschwunden war, ergriff er, aus dem Grabe steigend, den Spaten und füllte die Oeffnung. Er setzte danach ein roh behauenes Holzkreuz auf den sich wölbenden Hügel. Dann kniete auch er zum Gebete. —

Eine leise Unruhe war über den Erni gekommen, als sie später ihres Weges zurückschritten. Er erzählte von der Toten, von ihrem Gutsein, davon, daß sie nun so tiefe Ruhe habe, wie einer in der Welt nicht finde. Ein paarmal redete er, daß alles so wohl gekommen sei. Die Trud glaubte zu hören, wie er mit lauter Rede einen geheimen Zweifel zu betäuben suche. Sie horchte auf das, was er sagte, und sprach wenig dagegen. Schweigen ist den Leidgetroffenen besser denn mitleidige Worte.

Am Ende ihres Weges schien er verwundert, daß die Dirne von ihm schied.

„Warum bleibst du nicht bei mir?" fragte er.

Sie sah ihn fest und ehrlich an, und wie sie stets ohne Scheu und Hehl redete, sagte sie:

„Es geht nicht an, daß ich über deine Schwelle gehe, nun du allein bist. Ich bin bereit, wann du — mich für immer begehrst."

Seine Gedanken wanderten wieder. Er achtete ihrer Rede nicht weiter. Mit einem leise gemurmelten Gruß für sie betrat er die leere Heimhütte.

Und da: — er schritt nach der Wohnstube und fühlte eine grenzenlose Stille ihn bedrängen. Das

Gefühl der Erleichterung, das auf ihm gewesen war, wich mit einem Schlage.

„Mutter, wo seid Ihr?" redete er nach dem Schlafgemach der Siechen hinüber.

Keine Antwort! Die dunkeln Wände starrten ihn an. Und die Stille blieb — die große, reglose Stille.

„Mutter!"

Das gellte von seinen fahl gewordenen Lippen. Er stürzte nach dem Raum hinüber, wo sie gelegen hatte. Dort warf er sich wie ein Wahnsinniger über das leere Lager. Die Erkenntnis, daß die Erlöste ihm gestorben war, war über ihn gekommen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Erni Behaim hatte die Mutter von Leibesqual gerettet und dafür schwere Seelenfolter auf sich geladen. Seit er vom Totenfeld zurück war, trug er ein Heimweh mit sich herum. Und der alte Grüblersinn kam über ihn. Zwar ging er des Morgens aus, in den Diensten dieses oder jenes Bauern sein Brot zu verdienen. Sein Leib stählte sich unter harter Arbeit, und er kehrte nach langem Tagwerk nie zurück, ohne daß ihm die Glieder von rastloser Tätigkeit schwer waren. Aber wenn der Leib erschlaffte, begann der Geist zu schaffen.

Wenn er des Abends die Hütte betrat, bedrängte ihn wie am ersten Tage die lautlose Stille. Dann warf er, dessen Gesicht und Hände erzfarben geworden und dessen Leib die Höhe der Kraft und Männlichkeit erreicht hatte, sich schwer auf eine der Stabellen. Aus den dunkeln Zügen, gegen die das helle Haupthaar und der sprossende Bartflaum fast weiß schimmerten, leuchteten die blauen Augen in düsterem Licht. Drei tiefe Striche gruben sich zwischen die blonden Brauen. Der Ausdruck, der dem Knaben eigen gewesen war, hatte sich unverkennbar geändert. Der Erni mochte alsdann wohl eine Stunde lang und mit weit auf den Tisch gebreiteten Armen auf seinem Stuhle sitzen und die Wände anstarren. Zuweilen lauschte er, als müßte er Tritte hören. Wenn ihm das Schweigen unerträglich wurde, begann er,

aller Erschöpfung unacht, die engen Räume des Holzbaus zu durchwandern. So lernte er allabendlich, daß er einsam sei. Die Sehnsucht in ihm wuchs, und wie Unkraut die gute Saat überwuchert, erstickte sie jene Zufriedenheit, die ihn erfüllt hatte, als er die Mutter in quallosem Schlaf gesehen hatte. Allmählich weckte sie die Selbstsucht, die jedem Menschen anhaftet. Etwas wie Reue kam ihn an, daß er sich selbst der Viellieben beraubt hatte. Aus dieser Reue wuchs ein andres empor. Als dunkler Schatten stand es eines Abends vor der Seele des Einsamen, als er auf seinem Sorgenstuhle saß. Er hatte an das Sterben der Mutter gedacht. Eine selbstsüchtige Stimme fragte in ihm: „Warum hast du sie erlöst? — Warum hast du sie getötet?“ klang es ihm gleich darauf in die Ohren. Er fuhr wild herum und suchte, ob einer mit ihm im Raum sei. Dann wurde ihm klar, daß er selber gestammelt hatte. Von da an begann er über seine Tat zu grübeln. Zuerst tauchte, leise Unruhe weckend, das Bedenken wieder auf, ob er recht getan habe. „Sie hat dich gesegnet dafür,“ redete er sich ein, und zwei Tage lang stillte dieses Bewußtsein sein waches Gewissen. Am dritten hatte er einen neuen Zweifel. Martertage mochten die Mutter und ihn selber unfähig gemacht haben, Recht und Unrecht zu scheiden. Wie würde ein andrer richten? — Ambrosius? — Vor dem Auge des Selbstfolterers tauchte die Gestalt des strengen Mönches auf, wie sie am Altar predigend sich reckte — die scharfen, bis ins Innerste schauenden Augen unter dräuender Braue, das fahle, von schwarzem Haar ableuchtende Gesicht, die machtvolle Richterrede.

„So einer seinen Bruder schlägt, wird sein Fuß flüchtig, sein Herz furchtsam und sein Sinn rastlos. Er ist verstoßen von Gott und den Menschen, ob er auch straflos unter dem Himmel und über die Erde schreite, denn in ihm wächst eine Scheu empor, die ihn die Hände nicht mehr zum Schöpfer erheben, noch seine Blicke die Augen der Menschen in Liebe oder Freundschaft finden läßt."

So hatte der Eiferer eines Tages in der Kapelle zu Abfrutt geredet, als er die zehn Gebote vor der versammelten Gemeine ausgelegt hatte.

Worte verhallen in der menschlichen Seele, aber nach Jahren mag ihr Echo klingen. Das Echo hallte wie Sturmesbrausen in die Ohren des Grüblers. Zu jener Stunde schrak er auf wie einer, der schlafwandelnd vor einem Abgrund erwacht. Er fühlte die Rastlosigkeit in sich, von welcher Ambrosius gesprochen hatte. Langsam, mit grausamer Schonung dämmerte das Bewußtsein in ihm empor, daß er — gemordet habe. Er verlieh ihm Worte, sagte es laut vor sich hin: „Du hast gemordet!"

Eine ungeheure Last fiel auf ihn und benahm ihm den Atem und verwirrte seinen Geist. Er stürzte gleich einem Gefällten zu Boden. Eine Ohnmacht hielt ihn stundenlang gefesselt. Im Fahllicht des Morgens erwachte er, und sich aufrichtend, starrte er entsetzt und als ob er fremd am Orte wäre, um sich. An demselben Tage lief er, sich aufraffend, in die Wälder. Er vermochte nicht an Arbeit zu denken.

Ein Selbsterhaltungstrieb wohnt dem Elendesten inne. Der von seiner heimlichen Last Gebeugte hatte

ein heißes Verlangen, sich zu befreien. Zwei Tage lang stieg er unter den Stämmen des Bielwalds umher, hinauf bis an die höchste Berglehne. Eine Hoffnung war in ihm, als er zurückkehrte: die Trud lebte noch! Warum hatte er seine Trud vergessen? Ihr wollte er beichten — mochte sie dann entscheiden! Das wildeste Verlangen war in ihm, einem zu sagen, was ihn bedrückte. Er hob die Arme, daß die Brust sich weitete. Reden, schreien, die Last sich von der Seele schreien! Kummerbelastete und Schuldbeschwerte vermeinen darin ihre Erlösung.

Der Erni rannte aus seiner Hütte, die Trud zu suchen. Kaum der Schwelle entwichen, hemmte er den Schritt. Das Herz pochte ihm wider die Rippen wie ein Hammer. Er erblickte die Dirne von ferne. Sie schaute ihn traurig an und winkte. Sie mochte ihm zürnen, daß er sich nie um sie gekümmert hatte. Scham und Angst faßten ihn. Flammen Blutes schlugen ihm ins Gesicht. Er verstob in seine Hütte und schloß sich ein.

Tage nachher hatte er einen Ausweg gefunden. Er mußte reden, wenn er nicht zugrunde gehen wollte. Und er war zu stark und zu gottgläubig, unterzugehen. Einmal blitzte der Gedanke in ihm auf, den Leib zu zerstören. Der Tod lauerte überall auf Raub — warum ihm nicht die Beute vorwerfen, die dem Leben nutzlos ist? Der Erni dachte es und erschauerte, legte die Hände zusammen und stammelte halb unbewußt ein: „Verzeihe mir, Herre-Gott!“ Danach wurde er fast ruhig und ersann einen Weg, sich zu befreien. Der weißhaarige

Kaplan hatte ein langes Leben gelebt und mochte viel Sünde gesehen haben, und er stand vor dem Tode, da jeder sich strenger richtet denn allzeit vorher. Wenn der Kaplan ihn freisprach, mochte er ruhig sein. Das Wort eines Todbereiten hat Geltung.

Aber der greise Martinus wollte just sterben.

Es kam die Zeit, da der Tag früh sank und die Sonne an Glut verlor. Die rotgelbe Sterbefarbe des Herbstes malte sich unmerklich da und dort in das Hellgrün der Laubbäume, die spärlich zwischen den düsteren Tannen standen. Wenn die Natur sich zum Sterbefest rüstet, erheben jahrbelastete Menschen die Häupter und lauschen, als müßte durch die ersten Rauhstürme ein Ruf klingen, der ihnen gälte. Sie sitzen mit in den Schoß gelegten Händen, die der Arbeit müde geworden sind, und harren Tag für Tag, daß der Tod sie aus der Welt führe, in der sie beinahe fremd geworden sind. Sie wundern sich über jeden neuen Morgen, der ihnen beschieden ist. Weißhaarige Leute rechnen mit kurzen Fristen.

Auch Martinus wollte sterben. Mit einem Male, wie zur Zeit, da Ambrosius, der Mönch, ihn verdrängt hatte, kam eine große Mattigkeit über den Alten. Seine Füße wurden zittrig und trugen ihn unsicher, seine Augen trübten sich. Es kam ein Tag, da er sich auch über seine Goldfackel, den vom Morgenglanz umlohten Salbit, nicht zu freuen vermochte. Das Licht wollte ihn blenden, die Helle ermüdete ihn. Er schlich von der Straße, dahin er sich, zum Kirchgang gerüstet, begeben hatte, in seine Hütte zurück und gewann mit Mühe die Stube. Dort sank er in seinen Stuhl. Die Lider fielen ihm

schwer über die Augen; ein Halbschlummer umfing ihn. Wenn ihn einer gesehen hätte, hätte er einen Gestorbenen zu finden vermeint. Die Stunden verschlichen, und Martinus erwachte wieder. Aber die Schwäche war nicht von ihm gewichen. Er vermochte nicht sich von seinem Stuhle zu erheben.

„Wie du willst, Herre-Gott," stammelte der Sterbebereite und faltete die Finger, die dürr waren wie die grauen, abgestorbenen Aeste einer hundertjährigen Tanne.

Dann dachte er über sein Leben nach, das so lange gedauert hatte, daß viele Jahre ihm fast aus der Erinnerung geschwunden waren. Er fragte sich, zu was er gut gewesen, und fand keinen Bescheid. Der Kaplan Martinus ließ keine tiefe Spur zurück. Aber es hielt ihn auch nichts am Leben. Frohe und trübe Tage desselben hatten sich aufgewogen, und die ewig wendischen hatten aus ihm einen Gesellen geformt, der just zum Sterben reif geworden. — Auf einmal fiel ihm ein später Wunsch ein; und war er doch des Wünschens lange schon entwöhnt gewesen. — Wenn er drüben in dem Gemäuer sterben dürfte, das ihn hatte amten und im Amte ergrauen sehen! — Wenn die Barbara noch bei ihm wäre, sie müßte ihn stützen, daß er hinüberschritte! Aber die war fort und hauste mit ihrem Genossen auf dem Sonnenspitz. Ein Weib aus einer nahen Hütte sorgte für den Alten, wenn sie seiner nicht vergaß. Zur Stunde war er allein. — Er mußte sich schon bescheiden, er erreichte allein die Kapelle nicht!

In demselben Augenblick ging ein schleichender Fuß über die Flurbretter. Die Gemachtür wurde

behutsam geöffnet, und der Kopf eines Mannes ward sichtbar. Spähende, in unruhigem Feuer flackernde Augen hafteten auf dem gebrechlichen Alten. Der Eindringling war ein junger, verwilderter Gesell. Blondes Haar umwallte mähnenartig und wirr sein Haupt; in seinem fahlen Gesicht waren Striemen und Risse, als hätte der Bursch sich durch Dorngebüsch gewunden.

„Erni,“ flüsterte Martinus. Es war, als belebe ihn der Besuch des ihm Lieben.

„Wie du aussiehst,“ fuhr er gleich darauf fort, und das Mitleid weckte ihn völlig aus seiner Erschlaffung.

„Seid Ihr allein, Herr?“ fragte der Behaim. Er sprach behutsam und scheu, als möchte ihn jemand hören.

Martinus winkte ihn heran. Da trat er mit taumelnden Schritten über die Schwelle. Der Alte erschrak. Sollte der Erni verkommen? Sein Gewand war zerrissen, seine Füße wund und blutig, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck wie nach einer Schlemmernacht.

„Wo bist du gewesen?“ fragte der Kaplan.

„In den Wäldern!“

„Wozu?“

„Das zu sagen, bin ich gekommen! Ihr sollt mir Beichte abnehmen, Herr!“

„Ich vermeine — ich will — ich — bin müde . . .“

Der Behaim nahm die Stammelworte des Alten für Weigerung, seiner Bitte Gehör zu geben. Verzweiflung faßte ihn. Er kroch auf den Knien zu dem sich Zusammenkauernden.

„Verstoßt mich nicht, Herr! Ihr seid immer gut zu mir gewesen! Hört mich noch diesmal an! Ich muß meine Seele erleichtern oder — hier innen" — er schlug sich wider die Stirn — „verwirrt es sich!"

Martinus raffte sich empor. Nach der Kapelle? Es mochte noch angehen! So lange mußte die Herzglocke noch schlagen! Diesem Gesellen noch einen Liebesdienst und damit den Tod! Was wünschest du mehr, Martinus?

„Hilf mir, ich bin matt," sagte er.

„Wohin wollt Ihr?" fragte der Erni zwischen Furcht und Hoffen.

„Zum Beichtstuhl!"

„Kann ich nicht hier reden?" wendete der Erni ein.

Aber Martinus hatte sich schon an ihn geklammert und arbeitete sich der Tür entgegen. Da stützte er den Weißhaarigen mit seinen Muskelarmen und geleitete ihn über den Dorfweg nach der Kapelle.

Sie erreichten das Gemäuer und den Beichtstuhl. Martinus betrat ihn. Als er sich niedersetzte, faßte ihn ein Schwindel. Er lehnte das Haupt wider das Holz des Stuhles und schloß die Augen. Da fühlte er seine Hände mit wildem Ungestüm erfaßt; ein fiebriges Haupt preßte sich darauf und benetzte sie mit heißen Tränen.

„Erlöst mich, Herr! Sie war schwer siech! Sie hat Höllenqual erduldet, unmenschliche Folter gelitten! Sie wünschte sich den Tod! Ich habe Euer Vertrauen mißbraucht! Ich wußte um die Todpflanze! — Ich ..."

Wie ein Sturm brachen die Worte von den Lippen des Reugepeinigten, und dann schöpfte er

Atem, tief und lang, und sprach, daß es laut und fremd durch den leeren Raum tönte:

„Ich habe die Mutter getötet!"

Des Martinus weißes Gelock lehnte noch immer an dem harten Holz. Die Worte des Beichtenden schlugen wie von ferne an sein Ohr, und ferner jetzt und immer ferner und unverständlicher. Jetzt war es totenstill im Raum, und der Tag entfloh! es wurde dunkel — dunkel — dunkel!

Der Kaplan Martinus war tot.

Der Erni redete weiter. Er verschwieg nichts; es schienen ihm nur immer noch zu wenig der Anklagen wider sich selbst.

„Und doch — wenn ich es noch einmal tun müßte," unterbrach er sich plötzlich — „vielleicht täte ich es wieder!"

Darauf harrte er der Absolution. Die Lippen des Beichtigers blieben stumm. Der Erni umklammerte seine Hände in heißer Angst.

„Euer Urteil, Herr! Ist keine Barmherzigkeit für mich? Was muß ich tun, daß ich die Tat sühne? Ich habe sie zum Besten vermeint! Bedenkt, Herr! Straft mich, aber nehmt die Schuld von mir!"

Plötzlich, inmitten seines Bettelns, fuhr ihm ein Schauer durch den Leib. Die Hände, die er mit den seinen umschloß — eine sonderbare Kälte ging aus ihnen auf die seinen über.

„Herre-Gott!"

Er löste seine Finger. Da sanken die Hände des Martinus kraftlos zurück. Der Erni fühlte seinen Herzschlag stocken. Er riß die Tür des

Beichtstuhles auf. Dann stand er wie versteinert, mit weitgeöffneten Augen. Jener lag zurückgesunken, das lange Gelock quoll am braunen Holze des Stuhles nieder. So fahl wie dieses schien das Furchengesicht des Gestorbenen. Der Erni betastete den Reglosen mit angstbebenden Fingern. Es war kein Leugnen, daß er tot war.

Ein Stöhnen!

So mag der letzte Klagelaut des weidwunden Hirsches verzittern, wenn ihm das Messer des Jägers ins Herz fährt. Vor den Augen des Gesellen drehte sich Stuhl und Toter und das alte Gemäuer.

Daß es stürzte! Daß die bröckelnden Steine ihn begrüben! Der Kaplan war tot! Gestorben, während er beichtete! — Das Ungeheure, das sein ganzes langes Leben ihm nicht gebracht hatte und das ihm die Beichte eines Verworfenen offenbarte, hatte sein Grauen geweckt. Er war alt und gebrechlich. Er vermochte nicht mehr zu zürnen und den Unseligen zu verfluchen, der sich selber entsetzlicher Untat zieh. So übermannte ihn das Grauen und — tötete ihn! ... Du hast auch diesen gemordet, Behaim-Erni!

Lange stand der Geselle betäubt und die stieren Blicke auf den Toten gerichtet. Sein Geist verwirrte sich; er redete sinnlose Worte in sich hinein. Endlich ließ er sich auf die Altarstufen nieder, legte die Hände um die Knie, und allmählich kehrte ihm die Fähigkeit zurück, klar zu denken.

Sollte er Leute rufen, daß sie den Toten fänden? Er erhob sich mühsam; dann fiel ihm ein, daß sie ihn fragen würden. Es graute ihm vor ihrer Neu-

gierde, vor ihren Blicken nur, vor der Nähe der Menschen. — Er mußte fort, weit über die Scheide des Vielwalds hinaus! — Er wollte zur Nacht gehen, wann ihn niemand sah! — Bis dahin — wer suchte den Kaplan? — Wer betrat die Kapelle noch vor der Frühmette? — Und ihn selbst barg die Hütte, bis es dunkel war!

Er wandte sich zum Gehen. Doch ehe er die Pforte erreichte, schaute er sich noch einmal nach dem Toten um. Der Beichtstuhl stand offen. Der Kaplan saß wie ein Schlafender. Die Liebe zu dem Alten, der ihn vieles gelehrt hatte, faßte den Erni; und es verlangte ihn, seine Lippen auf die leblosen Hände zu drücken. Aber es fiel ihm ein, daß er unwürdig sei, den Frommen zu berühren. So stand er ferne und schwur insgeheim dem Toten Sühne zu, so Sühne sein möge. — Gleich darauf hätte er laut auflachen mögen in Selbsthohn und Verzweiflung. Wo gab es Sühne und wo Befreiung für die Last, die auf ihm war?

Scheu verschlich er. Er öffnete die Tür wie ein Dieb, der gesehen zu werden fürchtet, und an dem Gemäuer hinschleichend, gewann er die Hütte.

Hinter verrammelter Tür erwartete er die Nacht. Er sann nach über das, was nun werden sollte. Aus dem Gewirr von Plänen und Entschlüssen stieg ihm die Erinnerung auf, daß die Mutter dereinst auf des Martinus Rat nach Maria Einsiedeln gezogen war. Wohl hatte sie von der wundertätigen Gottesmutter Heilung nicht zu erflehen vermocht, aber sie hatte das fromme, erbauliche Wesen und die Güte der Väter des Klosters vielrühmend her=

vorgehoben. Wenn er dorthin zöge! Wenn er vor dem Altare betete und dem Gerichte der Mönche sich anheimstellte! — Er zauderte nicht lange. Zur Nacht wollte er ausziehen! — Und wenn er zu Maria Einsiedeln nicht Befreiung fand, mochte die Wanderung weitergehen! Die Welt war groß, und sollte er sich die Füße wund und den Leib siech laufen, so wollte er nicht müde werden, einen Ort zu suchen, wo er Ruhe hatte und büßen konnte.

Aber die Trud? Er sah sie plötzlich, wie sie bei der Kapelle des heiligen Niklaus vor ihm gestanden war. Und jetzt, da er sie verlassen wollte, kam ihm die Erkenntnis, daß er mit unlösbaren Fesseln an ihr hing. Sie möchte ihn alles vergessen machen. Wenn er sie hätte, versänke alles andre! Sie möchte ihm helfen, die Schatten zu verscheuchen. Aber — haha — sie wußte es ja nicht! — Herre-Gott, wenn sie es wüßte! Wie würde sie von ihm zurückfahren! — Also fort auf die Suche — nach andern Tälern, andern Leuten, die Angst und die Qual in sich ertöten — irgendwie!

Als es dämmerte, begann er zusammenzuraffen, was er nicht zu missen vermochte. Er schnallte die Sandalen unter die nackten Füße, gürtete die Lenden fester und drückte den dunkeln Filz ins Haar.

Ein dumpfer Schmerz bedrängte ihn, als er eine Stunde danach die Hütte verlassen wollte. Es war nicht leicht, von daheim zu fliehen. Dann biß er die Zähne zusammen und öffnete behutsam die knarrende Tür.

Es war ganz Nacht geworden. — Wenn er der Lehne entlang sich hinschlich, vertrat ihm keiner den

Fluchtweg! Er bog fast hastig um die Hüttenecke. Da erhob sich eine Gestalt von der Holzbank, wo er mit der Trud oft gesessen hatte.

„Wohin gehst du?“ fragte die Nachbardirne.

Die Finsternis verbarg sein Erbleichen. Aber das Zittern seiner Stimme verriet ihn.

„Was tust du hier?“ fragte er fassungslos.

„Ich habe auf dich gewartet — heute, wie an manchem Tag zuvor! — Freilich — du hast dich nicht mehr gekümmert und hast mich nicht gebraucht, dir dein Unglück ertragen zu helfen! — Wenn du willst, daß ich gehe — rede!“

Ein übermächtiges Verlangen packte ihn. Für einen Augenblick vergaß er alles Vergangene und alle Last der Gegenwart. Er riß sie an sich, als müsse er sie töten. Da schlang sie ihre nackten Arme um seinen Hals. Ihre Lippen fanden sich. Eine giere Wildheit lag in dem einen Zusammenpressen der Lippen. Dann keuchte der Erni, sie von sich haltend:

„Frag nicht! Denk nicht nach! Vergiß, daß einer gewesen ist, der Erni geheißen hat! Ich gehe fort! Jetzt! Gleich! Du siehst mich nicht mehr! — Der Herre-Gott behüte dich! — Ich ...“

Er wollte sich losreißen, aber sie klammerte sich an ihn.

„Wohin willst du? — Sage mir, was dich forttreibt!“ fragte sie trotz seines Verbotes.

Da stieß er sie wie in Entsetzen mit Gewalt von sich, so daß sie taumelte und fiel, und floh wie gehetzt über die Matte.

„Erni!“

Ihr angstvoller Ruf verhallte. Sie tat, sich emporraffend, ein paar Schritte in der Richtung, in der er davongeeilt war. Dann sah sie ein, daß sie ihn nicht einholen würde. Sie setzte sich auf die Bank und begann zu grübeln, was über ihn gekommen sein möchte. Am Ende löste sie das Rätsel. Eine Schuld mußte ihn vertreiben. — Törichter Gesell, als ob eine Schuld wäre, die sie ihm nicht verziehen hätte!

Eine große Verlassenheit kam sie an. Aber sie war stark. Sie verwand das Schluchzen, das in ihr aufquoll. Mit verbissenen Lippen zwang sie das Elend, das sie bedrängte. Und während sie zur Brunnhütte schritt, tat sie ein heimliches Gelübde. Es galt dem Erni und war voll Zuversicht. Sie glaubte zu wissen, daß er wiederkommen würde.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Erni wanderte.

Als er in der Nacht, im Schatten der Lehne schleichend, gegen Geschenen kletterte, gönnte er sich keine Rast, nicht einmal ein Zurückschauen. Zu Geschenen war kein Licht mehr. Schwarze Klumpen ragten die Hütten aus der Finsternis. In der „breiten" Matte, die der Kapelle gegenüberlag, verhielt der Flüchtige die Schritte und spähte umher. Die Nacht verriet ihn nicht. Ein paar glanzlose Sterne standen am dräuenden Himmel, sonst war keine Helle. Der Riesenschatten des Rienalpstocks reichte bis zur Stelle, wo der Erni zögerte. Der konnte nicht an dem Orte vorübergehen, wo die Mutter lag. Er schlich hinüber und stieg in den Totengarten. Unschwer fand er die Grube. Als er über der Erdwölbung stand, fehlte ihm fast der Glaube, daß da unten die Mutter begraben sei. Und doch! Er hatte selber den Sarg versenkt. Er kniete nieder und legte sein Ohr an das Erdreich. Es war eine so machtvolle Stille in aller Runde, daß ihm war, als müßte er Laute aus dem Grabe vernehmen. Als ob Tote redeten! schalt er sich danach. Dann kamen ihm die Worte zu Sinn, die die Behaimin beim Sterben gesprochen:

„Keine Reue!"

Er hatte damals nicht gewußt, was sie damit meinte. Nun begriff er es. — Und warum folgte

er ihr nicht? Weil — ja, weil — Reue und Gewissensqual sich nicht zwingen lassen. Seine Mutter hatte ihn freigesprochen, aber — vielleicht war auch das aus blinder Liebe geschehen!

Mit einem Male stand die Stunde vor seinen Augen, da er der Siechen den Trunk gereicht hatte. Es litt ihn nicht mehr; er floh vor den Schatten, die seine Sinne ihm vorzauberten. Wie ein Verrückter stob er in die Nacht.

Als er seine Schritte verlangsamte, hatte er Geschenen weit hinter sich gelassen. Zu seiner Linken brauste die schlimme Reuß. So ungestüm stürzten die Wasser über Geröll und durch Felsenengen, daß das Tal von dem Donnern erfüllt wurde und das menschliche Wort verschlungen worden wäre von dem Getöse. Der weiße Stromschaum und die staubgraue Linie der Straße schimmerten in der Finsternis. Sie leiteten den Wandernden. Der schritt mächtig aus, und nur, wenn er an dunkeln Hütten vorüberzog, dämpfte er die Tritte. Wenn er wiederum ein Dorf durchschritten hatte, atmete er auf, daß niemand ihm den Weg gekreuzt hatte.

Mit dem dämmernden Morgen hatte er Altdorf umgangen und gelangte an den See. Er erschrak fast, als er zu Flüelen die Straße enden sah und die Wellen des Vierländersees an das Ufer schlagen hörte. Ein großes Wasser war ihm fremd.

Er ließ sich hart am Ufer auf einen Stein nieder. Nauen lagen an Pfählen gebunden zu seinen Füßen, und die Flut schaukelte sie auf und nieder. Leises Glucksen und Knarren und Gieren brach in

regelmäßigem Wechsel die Stille. Der Erni saß und erwartete, daß es völlig Tag werde. Ueber den östlichen Felswehren, die starr aus dem See aufstiegen, war eine graue, wachsende Helle. Je breiter der Streif am Himmel anwuchs, um so mehr lichtete sich das diesseitige Ufer, grünes Gelände tauchte aus dem Dämmer; dunkle, in Silber sich kräuselnde Wellen wälzten sich dort vorüber. Der See dampfte. Ein Heer von Nebelgeistern glitt über die schwarze Flut. Die hatte die Mutter und ihn landein getragen, da er noch ein Kind gewesen war. Er vermochte die Zeit nicht zurückzudenken. Aber die Erinnerung an die Gestorbene kam aufs neue über ihn.

Da schreckte ihn eine Stimme auf. Barsch und rauh klang sie ihm ins Ohr. Als er sich umwandte, sah er einen graubärtigen Fergen unweit der Stelle, wo er saß, seinen Nauen lösen. Der Geselle war so hoch und stark gebaut wie droben zu Abfrutt der Hofer. Seine Arme hoben spielend das schwere Ruder und legten es in die Spieren. Der kurzgeschnittene Bart umgab ein furchiges, verwittertes Gesicht, und gleich diesem waren die Glieder des Schiffers, wo sie aus der Gewandung traten, im Streit mit den Wellen und Winden hart und rauh geworden.

„Bist du zumal deines bißchen Lebens schon satt," fragte der Graubärtige, von seiner Arbeit herüberschauend, „daß du so fleißig die Wassertiefe missest?"

Der Erni bot ihm, sich erhebend, ein scheues: „Grüß Gott!" und wollte sich entfernen.

„Hallo, Geselle!“ hielt ihn der andre an. „Tag meines Lebens sah ich keinen Mann von so weibischer Furcht. Bist doch landfremd, wie mir scheint, und nicht übermaßen wegkundig, das mag ein Kind merken! Warum tust du dein Maul nicht auf und redest? Ich habe noch keinem Auskunft geweigert. Und dir täte sie wohl not! Aber deine Zunge scheint angstlahm!“

Der Erni wendete sich zu ihm.

„Ich fürchte Euch nicht,“ sagte er mit einem dunkeln Blick. Ein wohlgefälliges Lächeln ging darob durch des andern Furchenzüge.

„Und wenn Ihr denn glaubt, mir raten zu können — ich will nach Maria Einsiedeln. Aber mein Beutel ist leer, und ich weiß keinen, der mich um Gottes Lohn über das Wasser brächte!“

Der Schiffer maß ihn forschend.

„Du redest gerade heraus. Manch einer fährt und klimpert mit Goldgulden und vergißt zuletzt das Fahrgeld. Freilich — so — just um deine freie Rede führt dich keiner nach Brunnen. Magst wohl umkehren oder am Ort erst das Fahrgeld erhausen.“

Es wurde lebendig am Seestrand. Einzelne Fergen und Fischer kamen über den breiten Platz, der die Hütten vom Ufer schied, geschritten. Ein emsiges Hantieren hob an in den schwerfälligen Fahrzeugen.

„Da wartet einer, der über den See möchte,“ redete der Graubärtige, auf den Erni weisend, ein paar Nachbarn an.

Sie beglotzten den mit verschlungenen Armen in Sinnen versunken Stehenden.

„Nimm ihn mit, Töni,“ lachte einer zur Antwort.

„Ich wollte, daß ich müßte,“ gab der Alte zurück. „Wenn er die Worte spart, spare ich die Mühe.“

„Wußte ich, daß Ihr fahrt?“ murrte der Erni finster, und nähertretend zwang er sich zur Bitte. „Daß ich nicht zahlen kann, wißt Ihr. Nehmt Ihr mich mit? Vielleicht zahlt die Mutter Gottes, die ich suchen gehe, den Dienst.“

„Als ob nicht Raum wäre im Nauen,“ lud der Alte plötzlich ein. „Ich glaube fast den Grund deiner Wallfahrt zu wissen. Warum soll ich dir nicht verhelfen, daß du deine Dirne gesundbeten kannst? Habe ich recht geraten? Solches oder Aehnliches treibt dich zu den Vätern von Einsiedeln?“

Er hatte spottend, aber leiser gesprochen. Derweil war der Erni seiner Ladung gefolgt und hatte wortlos im Schiffe Platz genommen. Der Fahrer sann nicht an das sonderbare Wesen des Alten. Wie die Aufforderung geschehen war, so tat er ihr Folge.

Just die kurze, finstere Art gewann den Töni. Halb aus Mitleid, halb aus Neugier hatte er den Fremden geladen.

Kurz danach stießen sie ab. Der Töni stand im hohen Hinterteil des Nauens und führte das lange Ruder. Mit tief fassenden Schlägen trieb er das Schiff.

Ein bläulicher Schein kam über den See. Um die nächste, weit ausragende Felsspitze des Axen blies ein frostiger Wind und trieb die Wellen dem

Boot entgegen. Mit leisem Pfeifen schnitt es die Widersacher. Rings in den Höhen glänzte der Goldschein des Morgens auf.

„Du bist mir noch den Bescheid schuldig, was dich ausführt," wunderte der Töni, als sie eine Strecke weit vom Ufer gerudert waren.

Der Erni fuhr zusammen.

„Ihr habt fehlgeraten," sagte er nach einigem Zögern kalt und wendete das Gesicht nach dem Wasser, daß er weitere Fragen vermeide.

Aber der Redselige ließ ihm nicht Ruhe.

„Gehst du für deine sieche Mutter beten? Oder ist dir deine Dirne untreu?"

„Habe ich Euch gefragt, wer Ihr seid?" murrte der Erni dagegen.

Da gab sich der andre zufrieden.

„Just höflich Gebaren ist nicht deine Stärke, Gesell! Aber es möchte einer mit grauen Haaren von deiner Jugend lernen, daß Neugier zu nichts nutz ist."

Eine Weile glitt der Nauen über die Flut, und weder der Erni noch sein Fährmann sprachen. Indessen wuchs die leuchtende Morgenhelle. Die grüne Zinne des Seelisbergs, dessen Wand schräg in den See abfiel, stand in goldenen Flammen. Der Erni schaute rückwärts und sah das Schneehaupt des Rotstocks im Feuer des Morgens glühen. Da war ihm, als sähe er die Heimberge zum letztenmal. Es wurde ihm zumut wie einem Verbannten. Warum ging nicht der Nauen unter? Es mußte eine große Wohltat sein, in der frostkühlen Flut zu sinken — sinken, also daß das inwendige

Feuer, die Reue und die Qual um alles Verlorene erlosch!

Die Stimme des Töni weckte ihn. Der reckenhafte Geselle stand hoch aufgerichtet. Seine grauen Augen hatten ein blitzendes Licht, und es schien, als strafften sich dem Manne die Muskeln. Sein Arm wies nach einer Felsplatte am Ufer, die, überhangen von Gestrüpp und schwankenden Aesten, grau aus dem See auftauchte.

„Dort ist er ans Land," sagte der Ferge.

Halbvergessene Geschichten tauchten dem Erni auf. Die Mutter hatte von großen Tagen zu erzählen gewußt, da die in den Waldstädten ein schweres Joch abgeworfen und allorts in den Ländern gewaltige Taten geschehen waren, wie sie die Gegenwart nicht sah. Mit verhaltenem Atem hatte er den Mären gelauscht, die Fäuste geballt, wenn das Weib von der Reichsvögte Arglist und schlimmer Gewalt gesprochen hatte, und tatenlustig die Arme gereckt, wenn sie den Streit um die Freiheit pries.

„Ihr redet vom Tell,"[1]) murmelte er sinnend, nur halb für den Töni gemeint.

Der hob das Ruder, daß das Wasser in mächtigem Bogen, gleich einer Kette schimmernder Steine, aufspritzte und zurückfloß.

„Wenn ich da vorüberfahre, packt es mich,"

---

[1]) Der Glaube an seinen Nationalhelden wurzelt so tief im Urnervolke, daß hier als Tatsache vorauszusetzen, was oft als Sage bespöttelt wird, dem Verfasser nicht zu gewagt erschien.

sagte er laut und erregt. „Das waren Zeiten, Gesell! Mein Großvater hat den Tellen gekannt! Mein Vater wußte seiner sich zu erinnern, obwohl er ein Bub war, als der Schütz im Schächen ertrank! Jetzt leben wir laue Tage. Aber wer weiß! Der von Mailand führt eine mächtig freche Sprache. Der Landammann und die Räte verlieren zuletzt wohl die Lammsgeduld! Wenn es noch einmal über den Gotthard geht, weiß ich einen, der nicht zurückbleibt."

Der Erni starrte vor sich nieder. Er vermochte des andern Begeisterung nicht zu teilen und empfand es bitter, daß er es nicht konnte. Dennoch fühlte er jenes Wunsch mit, es möchte Streit geben. Vielleicht — sein Sinnen zielte nur auf das eine — fände sich im Waffenlärm und Kampf Vergessen für Geschehenes, vielleicht ein ehrlich Ende von feindlicher Hand!

„Du bist ein absonderlicher Grübler, Bursche," brach der Töni wieder das Schweigen. Sie waren ein weites Stück vorwärts gefahren, und der Alte hatte seinen Fahrgast lange wortlos betrachtet. Als er auch jetzt ihm nicht Rede stand, fügte er, ihm scharf ins Gesicht sehend, hinzu:

„Wäre dein Aussehen nicht so ehrlich, möchte ich glauben, ich hülfe einem davon, den ich besser gebunden und zu Flüelen belassen hätte."

Der Erni entgegnete ruhig:

„Dort liegt das Seil, hier sind meine Hände! Bindet, wenn Euch die Lust treibt! Ich wehre mich nicht!"

Und er streckte ihm gelassen die Hände hin.

„Aus dir werde ein andrer klug," knurrte der Töni.

Er handhabte das Ruder eifriger, als verdrieße ihn das Gespräch.

Bald danach weitete sich der See. Aus Dunst und Glast tauchte das Gestade von Brunnen.

Nach geraumer Weile legte der Nauen des Töni drüben an. Der Erni erhob sich und bot dem Fergen die Hand.

„Was würde es Euch nützen, wenn ich Euch sagte, wen Ihr gefahren habt, Ihr hättet meinen Namen doch nie gehört. Aber ich wünsche Euch Gottes Lohn, und der Herre-Gott wird wohl wissen, was Euch not tut!"

Sie schieden danach. Der Töni schaute, die Augen schattend, dem sonderbaren Gesellen nach, der ohne Rast die Häusergasse zu Brunnen durchschritt und die Straße gen Seewen suchte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ein Wegmüder pochte an der Klosterpforte zu Einsiedeln. Seine ärmliche Kleidung von der Art, wie das Hochgebirgsvolk sie trug, war über und über mit Staub bedeckt. Im blonden Haar und im Gesicht trug er dieselben Spuren langen Wanderns. Der Erni hatte das Kloster gefunden, wo er Richter zu treffen hoffte, an denen kein Makel war. Fast ruhig hatte er, Einlaß heischend, den Schlag wider das mächtige Tor getan. Der lange Weg hatte ihn erschöpft und seine Sinne gegen den dumpfen Schmerz um die Mutter abgestumpft. Dennoch verlangte er mehr danach, gerichtet zu werden, denn nach der Rast, die die stillen Mauern der Abtei boten.

Der Pförtner, der ihm durch eine kleine Tür Eintritt in den weiten Hof gewährte, betrachtete ihn grimmig und mißtrauisch. Er vermeinte einen frechen Bettler zu sehen, einen von denen, die er sonst vor der Pforte abfertigte.

Der Erni grüßte demütig, und mit der Ungelenkigkeit des Bauern redete er seines Kommens Grund aus:

„Ich bin einer, der den Frieden verloren hat! Ich bin gekommen, den Vätern des Klosters zu beichten."

Ein Lächeln ging über die breiten, unschönen Züge des Türwächters.

„Der ganzen Schar wollt Ihr beichten? Ist an einem nicht genug?“

Darauf wies er ihn nach der Kirche, die inmitten der mächtigen Steinbauten sich erhob und deren Turm Ausblick gewährte über die gewaltigen, die Klostergebäude schützenden Ringmauern und über den weiten, düsteren Wald, der rings die Mönchsburg umschloß und zweimal weiter in die Runde reichte denn die schwarzen Forsten des Geschener Tales. Eine Bangigkeit bedrängte den Behaim. Es war ihm, als hätte er einen Kerker betreten. Die Nähe der Steinmauern bedrückte ihn, noch mehr die feierliche Stille, die über den Gebäuden lag. Er tat einen tiefen Atemzug, aber die Schwere wich nicht von seiner Brust. Es war nicht die Luft seiner Berge, die er atmete. Endlich suchte er den Weg nach dem prunkhaften Gotteshause. Demütig gesenkten Hauptes schritt er über die Steinfliesen des Vorhofes und trat durch die offene Flügeltüre aus schwerem Eichenholz. Ein paar dunkelgewandete Mönche schritten an ihm vorüber; er bog das Knie, und sie schauten erstaunt den Zerlumpten, aber sie kümmerten sich nicht um ihn.

Als er die weiten Hallen der Kirche betreten hatte, getraute er sich nicht, den Fuß weiter zu setzen. Die Pracht der Altäre blendete den Gebirgler. Das Gold der Mittagssonne quoll durch die hohen gotischen Fenster und spielte in kostbarem Metall und edelm Gestein und allerlei Flitter, wie er die Hochaltäre schmückte. Ein Funkeln und Blitzen wie von vielfarbigen Flammen war in den Tiefen des Kirchenschiffes. Aber der Vorraum mit

den Stühlen aus dunkelm Holz lag in rosigem Dämmer, das zu beiden Seiten, wo mächtige Säulen den Oberbau der Kirche trugen, sich verdunkelte.

Der Behaim stand, gleich einem Träumenden, nahe der Eingangspforte. Dann besann er sich, daß er hier den Frieden für alle Unrast seines Innern suche. Und der Friede schien ihm zu fürnehm für den armen Bauern, der er war. Wer würde hier der Mär horchen, die er zu erzählen hatte! Er sah wohl die Beichtstühle in einem der Säulengänge und schaute einen der Mönche, wie wie er just eines Weibes Geständnisse hörte. Aber wie sollte er es wagen, nach dem Weibe sich dem Beichtiger zu nähern!

„Was suchst du hier, mein Sohn?"

Der hallende Klang einer Stimme, die ihm wohlbekannt war, schreckte ihn auf. Zurückschauend starrte er halb erschrocken, halb freudig in das Gesicht des Paters Ambrosius.

Der Mönch, der zu Geschenen geamtet hatte, hatte ein krankendes Aussehen. Seine hagere Gestalt war nicht so aufrecht wie sonst, sein finsteres Gesicht hatte eine Totenfarbe. Der Blick der grauen Augen war weder kalt noch klar mehr, es lag eine stechende Unrast darin, und die Leidenschaft des Eiferers sprach mehr daraus denn früher.

„Pater Ambrosius!" stotterte der Erni, indem er sein Knie bog und die Lippen an den Kuttensaum des Mönches legte.

„Woher kennst du meinen Namen, Gesell?" fragte der Bleiche.

Der Behaim hatte sich nicht erhoben. Wenn einer Strenge übte, mußte es dieser sein, der zu Abfrutt mit nie gewohnter Härte geamtet hatte.

„Herr, Ihr waret zu Geschenen! Ihr — ich komme von hinter dem Bielwald. Die sieche Behaimin war meine Mutter."

Die Stirne des Mönches faltete sich. Das Gedenken war ihm unlieb. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß seine Saat zu Abfrutt nicht aufgegangen war. Er hatte gehofft, noch einmal die verlorene Pfründe heimsuchen zu können, als das Machtwort seiner Oberen ihn der Mönchgemeinde zu Maria Einsiedeln zugesellte.

„Was bringt dich hierher?" fragte er den Burschen. „Die von Abfrutt sind vordem nicht wanderlustig gewesen, noch trieb sie allzu große Frömmigkeit auf weite Wege. Solltest du ein Anliegen haben? Ich traue nicht, daß andres denn Eigennutz dich hertreibt."

Der Kniende ließ die Augen an den Steinen des Bodens haften.

„Ihr redet wahr, Herr! Eigennutz treibt mich! Ich möchte meine Seele von schwerer Sünde erleichtern! Hört meine Beichte, Herr!" brach er plötzlich los und faßte die Hand des Starren.

Die allzeit wache Bereitwilligkeit, eine Seele zu retten, machte den Pater willfährig.

„Folge mir!" beschied er den Bauern.

Ein paar Mönche, die das Gespräch und der Fußfall des Verwahrlosten herbeigelockt hatte, steckten die Köpfe zusammen. In ihren Gesichtern war fast

ein Mitleid, als sie den Burschen dem Klostergenossen folgen sahen.

Indessen näherten sich die beiden einem der Beichtstühle. Ehe der Pater diesen betrat, legte der Urner eine unsichere Hand auf seinen Arm. Er gedachte des Martinus.

„Ihr müßt Fürchterliches hören," flüsterte er wie zur Warnung.

Ambrosius antwortete nicht.

Danach begann die Beichte und währte lange. Abgebrochene Laute, gleich dem Aufschluchzen eines Verzweifelnden, klangen in die Stille. Die Stimme des Mönchs war unhörbar. Nur zuletzt scholl sie hart und spröd in das Stammeln des Knienden.

„Ich vermag dir nicht Absolution zu spenden! Der Abt mag entscheiden, was dir geschehen soll! Bis dahin bleibst du im Kloster!"

Als sie zusammen die Kirche verließen, hatte der Junge alle Spuren gewaltiger Erregung an sich. Der Mönch trug die Ruhe seiner früheren Tage zur Schau. Er preßte die schmalen Lippen zusammen; nichts verriet, daß er eben das Geständnis eines von unerhörter Qual Gemarterten gehört hatte. Nur seine Blicke flackerten seltsam. Der Pater gedachte einen Verlorenen zu retten.

Zwei Tage lang wurde hierauf der Behaim in einer Zelle eingeriegelt gehalten. Ambrosius hatte ihn selbst dorthin gewiesen und die Tür hinter ihm geschlossen. Der Erni war dankbar wie der Hund, der die Hand seines Züchtigers leckt. So ihn nur einer richtete! Er heischte nichts andres.

Am dritten Tage raschelte der Schlüssel im

Schloß seines engen Gelasses. Ein dienender Bruder holte ihn ab. Er sei zum Abte beschieden.

Sie schritten über Gänge und Treppen; die Steinfliesen widerhallten mit hohlem Ton unter den Sandalen des Mönches. Endlich betraten sie ein Vorgemach, und dieses durchschreitend, gewannen sie einen weiten, vom Tageslicht grell durchfluteten Saal, an dessen dunkel gebeizten Wänden an die fünfzig Kuttenträger saßen und standen. Schweres, geschnitztes Gestühl füllte die Nischen der aus kunstvollen Scheiben gebildeten Fenster. Am Nordende des langen Gemachs stand ein Tisch, daran in reichen, mit kostbaren Stoffen gepolsterten Stühlen drei alte Mönche mit klugen Gesichtern Platz genommen hatten. Eiserne Leuchter mit ragenden Armen standen auf dem Tisch. Sie trugen brennende Kerzen, deren Licht ohne Helle war, da der Tagglanz es überstrahlte.

Der Erni fühlte sein Herz klopfen, nicht in Angst, nur in Erwartung. Bescheiden aber fest richtete er seine hellen Augen auf den mittelsten der Mönche am Tische. Seine Blicke hatten das irre Licht verloren, nun, da er einen Ausweg aus der inneren Zerfahrenheit sah. Die Geradheit des Knaben leuchtete darin.

Auf der Brust des ältesten der Benediktiner lag ein schweres, von goldener Halskette getragenes Kreuz, das von edeln Steinen flirrte und schimmerte. Er saß in sich zusammengesunken, aber sein feines, blasses Gesicht zeigte in den scharfgeschnittenen Zügen die rege Aufmerksamkeit, die er dem Vorgeforderten schenkte. Seine schmalen weißen Finger

spielten mit der Samtdecke des Tisches; seine grauen Augen hafteten mit durchdringender Schärfe auf der schlecht gewandeten Gestalt des Urners. Er war der Fürstabt des mächtigen Klosters. Die Schar der Mönche harrte fast demütig, daß er rede. Aber der Abt blickte bedeutend nach einer der Nischen hinüber, wo die Gestalt des Ambrosius der freundlichen Sonne den Einblick wehrte. Der Finstere stand mit unterschlagenen Armen; er hatte der Aufforderung des Abtes, Zeugnis abzulegen, gewartet.

Nun, da sie erfolgt war, redete er, auf den Erni weisend:

„Dieser Gesell, eines armen Weibes Kind, hat mit seiner Mutter im Gebirge gehaust — zu Abfrutt, einer verlorenen Gemeinde im Lande Uri. Die Mutter siechte. Sie hatte eine schwere Last und trug sie jahrelang. Als ihr Gebreste sich verschlimmerte und dieser die Qual des Weibes, von dem er sagt, daß es ihm teuer war, nicht mehr mit anzusehen vermochte, mischte er ihr Gift in ihren Abendtrank, daß er ihre Leiden ende. Sie starb daran. Darauf faßte ihn Reue und Gewissensqual. Er legte dem Kaplan der Gemeine, der alt und schwach war, seine Beichte ab. Der Schrecken ob des ungeheuern Geständnisses tötete zur Stelle den Jahrbelasteten. Da floh der Schuldbeladene zur Nacht und kam hierher, Erlösung von seinen Sünden zu suchen."

Der Strenge hatte in kurz abgebrochenen Sätzen seine Geschichte erzählt und weder beschönt noch verheimlicht; er gedachte gerecht zu sein.

Der Abt forschte in den Zügen des Verklagten.

Ein leises Rot kam und ging in den verhärmten Wangen desselben. Der bittere Gram zuckte um seine Lippen. Es war, als leuchte das Auge des fürstlichen Priesters in Milde auf. Dennoch gebot er:

„Es werde ihm kund getan, wie seine Tat gesühnt wird."

Der eine der neben ihm sitzenden Mönche hob eine Schriftrolle und verlas mit lauter Stimme das kurze Gebot:

„So einer tötet, geschehe ihm desgleichen!"

Der Abt faltete die Stirn, seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„So einer tötet!" hob er an. „Wer einen Mitmenschen erschlägt, ist dem Tode verfallen! Es geschehen viele Untaten! Gier und Haß verblenden diesen und jenen, daß er seine Hand wider seinen Nächsten erhebt! Aber die eigne Mutter? Jedes Tier hängt an dem Geschöpf, das ihm das Leben gegeben hat. Der Mensch, der verworfenste, vermag nicht die weiche Regung zu ersticken, die der Gedanke an diejenige in ihm wachruft, die ihn geboren hat. Wer seine Mutter schlägt, ist zwiefach verflucht, der ist kein Mensch mehr, der ist —"

Ein sonderbarer Laut unterbrach ihn. Der Erni war vorwärts getaumelt. Er hob die zitternden Hände langsam, als müßte er sein Elend in Gebärden deuten.

„Haltet ein, Herr! Was tut Ihr mir an! Sie ist mir mehr gewesen als alle Menschen, die in meinen Weg gekommen sind! Wie hätte ich so — wie Ihr sagt — an ihr tun können! Ich habe sie

erlöst. Sie sehnte sich nach dem Tode, nach nichts anderm mehr! Und nichts andres war vor ihr als langsames, martervolles Sterben! Darum gab ich ihr den leichten Tod! Im Himmel war keine Barmherzigkeit! Da litt es mich nicht länger! So bin ich barmherzig gewesen! Und ich glaubte recht zu tun! Erst — danach kamen — die Zweifel — ob — meine Tat vor dem Himmel nicht Sünde sei!"

„Und zweifelst du noch? Bereust du deine Tat?"

„Das ist es —" sagte der Erni langsam, die Augen groß und starr ins Leere gerichtet. „Als ich den Kaplan tot sah, an meiner Sünde gestorben, da packte mich der Wahnsinn, da hat die Reue in mir geschrien! Und zuweilen — oft — ist sie in mir und foltert mich und läßt mich nach Strafe dürsten! Aber dann, wenn ich die Mutter sehe — Herr, ihre Qual — ich mußte sie erlösen — und wenn es tausendmal Todsünde gewesen ist, ich habe es tun müssen! Und — ich täte es wieder! Könnt Ihr mir diesen Zwiespalt nehmen? — Darum bin ich gekommen! Straft mich, tötet mich, wenn ich schuldig bin! Erlöst mich, wenn Ihr, der an Stelle des Himmlischen steht, verzeihen könnt! Nehmt mir nur meine Unrast! Gebt mir Gewißheit!"

„Ich sehe klar," entgegnete ruhig und entschieden der Abt. „Der Leib des Menschen kommt von Gott! Nur der ihn geschaffen hat, darf ihn zerstören! Kein Mensch mag über Leben und Tod entscheiden!"

Ein hoher, weißhaariger Mönch trat aus den Reihen der andern. Er verneigte sich vor dem Abte.

„Darf ich reden, Herr?"

Der Abt nickte Gewährung.

Mit tönender Stimme sprach der Mutige:

„Wenn ein Tier an einer unheilbaren Wunde siecht, gibt der Mensch dem gequälten den Gnadenstoß! Den gequälten Bruder läßt er um die Gnade des Todes winseln und versagt sie ihm. Eine christliche Satzung voll unchristlicher Unbarmherzigkeit! Warum soll der heilkundige Arzt, sieht er seine Kunst versagen, nicht das letzte Heilmittel, den Tod, gebrauchen dürfen?"

„Alle Qual kommt von Gott. Nur Gott darf sie enden!" sprach abermalen der Abt. Seine Stimme klang scharf und herrisch.

Aber der Pater fuhr fort:

„Der Mensch richtet und straft mit Tod, entzündet Krieg und schlägt blutige Schlachten — im Namen Gottes, und er scheut sich, im Namen Gottes barmherzig zu sein."

Still trat der Mönch in die Reihen der andern zurück. Der Erni staunte ihn mit leuchtenden Blicken an. Wie eine Sonne ging es vor ihm auf.

Da sprach der Abt:

„Der Pater Isidor vergißt sich, er redet einem unchristlichen Geiste das Wort — vielleicht — lasset mich hoffen — weil das Mitleid mit diesem Gesellen ihn fortgerissen hat! Ich empfinde Leid, daß der Pater Isidor von dieser Stunde an in unsrer Mitte fehlen wird."

Eine Stille folgte den Worten. Dann wendete sich der Abt zu dem Erni.

„Du hättest den Tod verdient, Gesell! Nach

Recht und Gesetz müßtest du sterben! Ist dem nicht so?"

Er sah sich im Kreise um, und ein dumpfes Murmeln der Mönche gab Antwort.

Der Pater Isidor hatte den Saal verlassen.

Der Abt fuhr fort:

„Es darf dem Himmel keine Seele verloren gehen. Die deine irrt, Behaim. Daß sie das Rechte finde, magst du leben. Diese Mauern sind ein stiller Ort; keiner stört dich, wenn du über deine Taten sinnst. Ich gebe dir einen zur Seite, der dir auf gute Wege helfen wird. Pater Ambrosius mag dich in seine Obhut nehmen! Man kleide den Urner ein unter die dienenden Brüder!"

Der Erni stand wie betäubt. Noch hallte die leise Freude in ihm nach, welche die Worte des Paters Isidor geweckt hatten, aber schon tauchten wieder die alten Zweifel empor. Der Abt verkündete ihm Bußezeit! Er nahm sie willig hin. Als Ambrosius neben ihn trat und ihm folgen hieß, verließ er hinter ihm das weite Gemach. —

Von da an für die Frist eines halben Jahres hauste der Erni Behaim im Kloster. Die ersten Monde machten aus dem einst helläugigen Gesellen, der weder Zwang noch Kerker kannte, einen verschlossenen, in strenger Klosterzucht gewandten Kuttenträger. Sie kleideten ihn ein und schoren ihm die Tonsur, als er zwei Monde lang in Gebet und Buße seine Reue bekundet hatte. Ambrosius war ein guter Lehrmeister. Der Erni hatte die Erkenntnis gefunden, die er gesucht hatte. Pater Ambrosius sagte es des Tages

zwanzigmal, es war sein Morgengruß und sein Abendsegen:

Die Erde hatte keinen verworfeneren Sünder denn den Erni Behaim! Nur wenn jeder Tag seines Lebens in strenger Kasteiung des Leibes und des Geistes ihm vergehe, vermöge er sich vor den Schrecken der Hölle zu retten!

Und der Erni war willig und gelehrig; er erfaßte die Aufgabe, und mit heiligem Ernst ging er ans Werk, das sündhafte Selbst zu strafen für vergangene, fast unsühnbare Missetat. Selbst der Eiferer vermochte nicht, ihm Lauheit vorzuwerfen. Zu Anfang lag er so viele Stunden lang auf den Knien, daß sie den Starken ohnmächtig vor dem Altare fanden. Er hungerte und versagte sich alles, was dem Leibe zum Genusse hätte sein können. Er schlug dem Rücken blutige Striemen und ließ sich in seiner Zelle von seinem Besserer einen Dornenkranz in die Stirne drücken.

„Wenn du guten Willens bist, magst du gerettet werden," tröstete da zum erstenmal der Pater seinen Schutzbefohlenen.

Danach, als der Erni den dienenden Brüdern zugesellt wurde, heischte er für sich die schwerste Arbeit, schaffte er tagsüber, bis die Finger bluteten, und des Nachts lag er im Gebete und sank erst wie ein Gefällter auf die Steine seiner Zelle, wenn der Leib der Erschöpfung erlag. Ambrosius fachte die Glut in ihm, wenn sie ermattete. Der Mönch hatte das Bild der erlösten Mutter aus der Seele seines Schützlings gedrängt und dafür die Erkenntnis seiner grauenhaften Sünde so gefestigt, daß

diesen zuweilen eine wahnsinnige Verzweiflung ankam und er sich gänzlich verloren wähnte. Dann wuchs jeweilen sein Bußeifer. Er würde sich langsam getötet haben!

Da rettete ihn ein Befehl des Abtes.

Ein strenger Winter hatte die Holzstöße des Klosters gelichtet. Der Frühling war stürmisch und rauh. Die Mönche feuerten die Kamine, daß sie ihr Nest warm hielten. Als der sechste Jahrmond anbrach, waren die Tannenscheite selten geworden im Kloster. Da befahl der Abt, daß ein Stück Wald gerodet werde, das so groß war, daß es dem Kloster für Jahre Feuerung lieferte. Bruder Clemens, der früher Erni Behaim geheißen war, zog mit den Holzknechten. Der Abt hatte den Niemüden auserlesen, die Arbeit der Knechte zu überwachen, um so mehr, als der Urner des Holzschlags wohl kundig war.

Am ersten Tage, da die Schar zu Wald zog, wob die Sonne ein wunderprächtig Strahlengewebe um Berge und Wald.

Der Erni verließ die Mauern des Klosters und schattete seine geblendeten, schmerzenden Augen mit hager gewordener Hand wider das ungewohnte Licht. Und doch fühlte er den Goldschein auf dem bloßen Haupt wie eine Spende neuer Kraft. Seine gemarterten Glieder regten sich leichter, seine Muskeln spannten sich, ein fremdes Gefühl der Befreiung wogte in ihm. Er atmete hoch auf. Dann schritt er fürbaß, den vorausziehenden Knechten nach. Aber plötzlich, als er eine geheime Freude in sich erwachen fühlte ob der Freiheit, die er genoß, schrak

er zusammen, beugte den Nacken in Demut und schlug die Augen zu Boden. „Du bist der Gottessonne, die dich bescheint, nicht wert," fuhr es ihm durch den Sinn.

Sie hatten nicht weit nach dem Saum des riesigen Waldes zu gehen. Der Bruder wählte die Stelle nach des Abtes Weisung. Dann begann die Arbeit. Der Aufseher der Knechte stand an eine hohe Tanne gelehnt, in sich versunken, vom Hall der Beilschläge umdröhnt, die ihn an vergessene Zeiten mahnten. Der Erni war kaum mehr zu erkennen. Sein Gesicht war von blondem, der Brust zustrebendem Barte umrahmt, wie ihn die dienenden Brüder nach Klostersitte tragen mochten. Das blonde Haupt ragte gealtert aus der dunkeln Kutte. Der Ausdruck der Züge verriet ein scheues Insichgekehrtsein, und das unruhige Wechsellicht der Augen ließ den an sich selbst Verzweifelnden erraten.

Der Erni stand mit verschränkten Armen und lauschte selbstvergessen dem Geräusch der brechenden Aeste, dem pfeifenden Schlag der Eisenschneide und dem Todesächzen der stürzenden Bäume. Zu dieser Stunde erwachte ein Jungtrieb in dem Gesellen, wie der, der den kranken Baum gesunden läßt. Von Schaffenseifer ergriffen, nahm er einem der Knechte das Beil aus den Händen und schwang es in gewaltigen Schlägen gegen den Stamm einer Tanne. Er arbeitete und fühlte seine Brust sich weiten und seine Sinne klarer werden. Das Leben war ihm zum Ekel gewesen, zur Stunde war es ihm fast lieb. Er schaute, innehaltend, empor in die beim Erzittern des schlaggetroffenen Baumes rauschenden Kronen,

sah die Sonnenhelle das grüne Gewölbe durchzittern und wußte auf einmal wieder, daß er das alles schon einmal gesehen und liebgehabt hatte. Das Herz schwoll ihm zum Zerspringen, er war heimwehsiech geworden. Das Grab der Mutter fiel ihm ein und danach — an das er lange nicht mehr gesonnen hatte — ihr Sterben. Und er vermochte daran zu denken, ohne vor sich selber zu erschrecken. Es wollte ihn bedünken, als sei er nicht ganz so unrettbar, wie der Pater Ambrosius ihn nannte.

Das war am ersten Tage. Er fühlte danach in schlafloser Nacht den irren Drang des Verlorenen nach Sühne erwachen, stritt ihn mit dem neuen, im Walde geborenen Glauben nieder, daß noch Kraft und Gutheit in ihm sei, und ersehnte den nächsten Tag. Der kam und nährte die neue Hoffnung, die der erste geweckt hatte. Während des Holzschlags aber, zu dem sie wiederum auszogen, führten die Knechte ein eifrig Gespräch und erzählten, daß die zu Uri die Eidgenossen wider Galeotzen, den Herzog von Mailand, gemahnt hätten, daß ein Fähnlein Schützen der streitbaren Zürich in frühester Morgenfrühe des gestrigen Tages, wie Augenzeugen erzählt hätten, über den Sattel nach Altdorf gezogen wären, daß Glarus rüste und Appenzell, und zu Schwyz wohl nicht werde gesäumt werden, den Brüdern zu Uri Zuzug zu leisten. Als der Erni diese Kunde angehört hatte, erfaßte ihn eine so gewaltige Unruhe und Erregung, daß er vermeinte, die Knechte müßten ihn befragen, was ihm sei. So verließ er die Schaffenden wider des Abtes Gebot und drang tiefer in den Wald. Die Schläge der

Holzer verhallten hinter ihm. Er wunderte sich, wie zwischen den schweigenden Stämmen ein größerer Friede war denn in den gotischen Hallen der Klosterkirche. Er atmete tief, und es war ihm, als söge er mit dem Harzduft der Tannen eine junge Stärke in sich hinein. Er begann zu sinnen.

Die von Uri rüsteten zum Streit! Indessen verbrachte er seine Tage in den sicheren Mauern des Klosters, und die Hand, die just wie jede andre eine Hellebarde zu fassen vermocht hätte, drehte den Rosenkranz! Löschte Betteln und Kriechen vor Gott eine Sünde? Ambrosius sagte es, und Ambrosius hatte ihm Rettung verheißen. Aber sah Ambrosius in sein Inneres? Da war Unrast, Verzweiflung, dann wieder heißes Verlangen nach Taten. — Gute Taten mögen im Himmel gewogen werden wie die bösen. Warum floh er nicht aus dem engen Bereich, das ihn zum Nichtstun verdammte, wenn nicht unablässiges Flehen Schaffen hieß! — Die von Uri rüsteten zum Streit! Warum zog er nicht mit? Der Töni, der Schiffer, würde sich waffnen! Wie hatte dem sein Auge geblitzt, als er vom Waffengang geredet hatte! Und in der Schlacht war jedem der Tod am nächsten! Der Tod, der alle Schuld sühnt! Warum zog er nicht aus?

Der Grübelnde hatte sich auf einen Moosplatz niedergelassen, den himmelanragende Tannen schatteten. Die hohen Kronen badeten im Goldlicht; die Moosstelle lag kühl und lichtlos. Ein früher Falter taumelte herab in das grüne Düster, und wie von neuer Sehnsucht nach der leuchtenden Helle erfaßt,

streifte er den Boden und schwang sich empor hoch ins Geäst und höher, bis er über die schimmernden Baumspitzen gaukelnd entschwand.

Der Erni blickte ihm nach, bis ihn die Augen schmerzten, und die Sehnsucht nach Freiheit wuchs in ihm. Der Waldwinkel war ihm der Kerker, der leuchtende Himmel das freie Land. Fast hätte er zur selben Stunde seine Kutte abgestreift und durch alle Waldtiefen den Weg nach Schwyz und fernerhin an den Vierländersee gesucht. Aber die Klugheit gebot ihm anders. Er besann sich auf seine Gesellen. Hastig schritt er zu der Arbeitsstelle zurück. Bald danach vermischten sich seine wuchtigen Beilschläge mit denen der andern. Und am späten Abend kehrte er heim mit den Knechten.

Aber als die Schar der Holzer zum drittenmal das Kloster verließ, trug der Bruder Clemens unter seiner Kutte ein verschlissenes Gewand, das er in einem Winkel seiner Zelle verwahrt gehalten, unbewußt den Gedanken nährend, es möchte sein Weg ihn noch einmal aus den Mauern von Maria Einsiedeln führen.

Und desselben Abends vermeldete der Oberknecht dem Pater, der ihm vorgesetzt war, daß der Bruder Clemens im Walde verschwunden und nicht mit der Schar der Baumschläger zurückgekehrt sei.

Als die Sache dem Abte hinterbracht wurde, gab der Greise der Meinung Worte, der Schuldbelastete möchte, von Verzweiflung ergriffen, sich selbst gerichtet haben. Und er ließ tagelang vergeblich nach dem Leibe des Verlorenen forschen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Am 27. Junius des Jahres 1422 herrschte auf dem Marktplatz und in den Gassen zu Altdorf ein Leben, wie es der Ort noch selten gesehen hatte. Waffen blitzten. Banner wehten über den Scharen Gerüsteter, die eng gedrängt und in Reihen und Haufen gesondert vor dem Rathaus aufgestellt waren. Zuweilen unterbrach der Ruf eines Hornes das Gemurmel und erregte Stimmengewirr der Menge. Am Südende des Platzes, da, wo durch eine Gasse hochgiebeliger Häuser die Straße nach Flüelen führte, kredenzten Jungfrauen, aus zinnernen Krügen emsig die Becher füllend, einer Schar hellebarden- und spießbewehrter Jünglinge und Männer den Abschiedstrunk. Das weißblaue Banner von Zug war das Feldzeichen der letzteren. Peter Kollin, der Bannerherr, hielt es in nerviger Faust und ließ es, hin und wieder schwenkend, sich blähen, da kein Wind das bunte Tuch erfassen wollte. Müßiges Volk, das in bunten Haufen die Streitgerüsteten umstand, flüsterte sich zu, daß die von Zug vor wenigen Stunden erst Einzug gehalten und dennoch, ohne lang Rast zu begehren, mit dem kleinen Heer der Genossen bergwärts zu ziehen gedächten. Darum mochte es sein, daß die Sorge der sittsamen Töchter vor allem ihnen zugewendet war. Aber auch unter den übrigen Gewaffneten war manches Jungfräulein und manches Weib zu sehen, das Abschied zu nehmen oder mit

letzter Gabe den Gatten oder den Trauten zu bedenken sich durch die Reihen gedrängt hatte. Die Zeichen von Luzern, Unterwalden und Gersau und das weißblaue Fähnlein der Bogenschützen von Zürich, die einem andern Haufen, den ihre Stadt entsandte, vorausgeeilt waren, zeigten sich nahe vereint auf dem menschenbesäten Plan. Das im gelben Felde den Stierkopf tragende Banner der Urner wehte dicht unter der Altane des Rathauses, auf welche soeben der Landammann Hans Rot in Begleitschaft seines Bannerherrn, des Ritters Heinrich Püntiner, und andrer Männer herausgetreten war.

Dreimal scholl dröhnend der langgezogene Ruf des Urner Harsthornes über die Menge und forderte Ruhe. Die Blicke der Umstehenden richteten sich nach dem Häuflein schwergerüsteter Führer. Dann hob der Landammann mit weithin tragender Stimme an zu reden. Er dankte in warmen Worten den herzugezogenen Eidgenossen, daß sie in der Stunde der Not der alten Bünde gedachten und willig, ja freudig zur Hilfe herbeigeeilt waren, und forderte dann mit jugendlichem Feuer, das den Weißbärtigen fortriß, auf, den Aufstieg ins Reußtal unverzüglich zu beginnen, auf daß, wie er meinte, kein Faulen und Zögern den heißen Wagemut der Scharen erkalten lasse.

Das Rasseln der Schwerter und Hellebarden und das Aufflattern der Banner gaben ihm Bescheid, wie seine Worte gezündet hatten. Unruhige Bewegung kam in die Massen. Das Fähnlein der Zürcher bahnte sich Weg und suchte die Straße, die ersten beim Anstieg zu sein. Schar um Schar folgte,

wie sie die Führer wiesen. Aber Hans Rot hatte auf der Zinne verweilt, und plötzlich hatte sich in die Furchenmiene des Würdigen, der viele Jahre zu des Landes hoher Ehre geamtet hatte, ein Zug trüber Sorge gestohlen. Er wandte sich nach dem ebenfalls zögernden Püntiner um und murmelte:

„Viel Eifer! Wenig Eintracht!"

Als aber der Ritter ihn fragend ansah, meinte er:

„Ist es nicht, als zöge jeder auf eigne Faust und ginge der Weg des Nachbars ihn nichts an?"

„Sie werden sich zusammenfinden," tröstete der Ritter. Aber auch in seinem Gesicht stand die Sorge geschrieben.

Die Urner waren die letzten, die sich um ihr Banner scharten. Wegkundig und des Kletterns wohl gewohnt, hatten sie kaum Sorge, nicht rechtzeitig mit den übrigen zur Stelle zu sein.

Es war ein auserlesener Haufe. Kein Panzer schützte die breiten Brüste der zumeist mit dem Hirtenhemd Bekleideten. Die Eisenfäuste trugen die Hellebarde oder den Morgenstern; um die Hüften hatten manche das Wehrgehänge gegürtet, das das breite Schwert hielt. Die Arme und Knie waren nackt und gebräunt wie die wetterharten Gesichter, die zumeist ein kurzgeschorener Bart umgab. Sie waren aus allen Tälern herbeigekommen. Wenn der Landammann rief, horchten sie zu Uri auf, ein lenksam Volk. Nur aus der verlorenen Gemeine hinter dem Bielwald hatte keiner den Weg nach Altdorf gefunden.

Und doch — einer!

Unter der zum Abzug bereiten Schar stand in

den letzten Gliedern ein hochgewachsener Alter. Sein Bart war fast zu fahl gebleicht für einen, der noch zum Streite zieht, aber seine Augen hatten einen jungkecken Schein, und seine Glieder verrieten zähere Kraft denn manches Jungen wohlgeformter Leib. Der Schiffer-Töni von Flüelen hatte sein alterndes Weib verlassen, um wider die frechen Mailänder zu streiten. Die großen Zeiten kehrten zurück, wie er sagte, und es galt, ihrer würdig zu sein, ehe die Knochen morschten.

Der Töni stand auf seine gezähnte Keule gestützt und scharrte in ungeduldigem Spiel mit dem nackten Fuße im Sandboden. Der Landammann verzog, wie er meinte, viel zu lange im Rathaus. Aber plötzlich wurde er aufmerksam. Durch die dichten Reihen der Weiber, die des Abzugs der Ihren harrten, drängte sich ein fremder, zerlumpter Geselle, der zuweilen anhielt und ängstlich spähend den Haufen musterte. Der Fremde hatte gestutzt, wie sich besinnend, an derselben Stelle verweilt und sich dann hastig Bahn durch die Menge geschaffen.

Nun drängte er heran und legte eine Hand auf den Arm des Gerüsteten. Der erkannte, daß jener fast jung war trotz des Bartes, der blond und üppig sein sorgenschmales und weibisch bleiches Gesicht umgab. Er hatte ein Bündel um den Leib befestigt, das sich fast ansah wie ein geknülltes Mönchsgewand. Der Blick, den der Alte dem Unbekannten zuwarf, war unfreundlich. Er hatte nicht Muße mehr für alltägliches Volk, da zu jedem Augenblick der Hornruf den Anstieg ansagen mochte.

„Ihr kennt mich nicht mehr?“ stieß der Fremde hastig hervor.

„Woher denn?“ barschte der von Flüelen und wollte sich abwenden.

Aber die Finger des andern schlugen sich kräftig in seinen Arm und zwangen ihn zu hören. Einige der Nahestehenden wurden aufmerksam.

„Was will der?“ ging ein Fragen.

Da richtete der Zerlumpte sich auf.

„Mit euch will ich!“ sagte er stolz.

An seinen Lauten erkannten sie den Heimgenossen.

Und zum Töni sich wendend bat er mit wachsender Hast:

„Ihr habt mir schon einmal geholfen! Wißt Ihr nicht mehr? Im Herbst ist es gewesen, daß Ihr mich nach Brunnen geführt habt in Euerm Nauen. Wollt mir jetzt Rat und Hilfe nicht versagen, daß ich über den Gotthard und zum Streit wider den Herzog von Mailand komme!“

„Beim Himmel, der! — Deine Wallfahrt hat lange gewährt, Bursche, wenn du jetzt erst heimkommst! — Aber da kommt der Landammann. Sprich selber für dich und sieh zu, ob er dich mitnimmt!“

Herr Hans Rot und seine Begleitschaft hatten das Rathaus verlassen und schickten sich an, sich an die Spitze des Haufens der Ihrigen zu stellen. Das Volk gab den Wägsten des Landes ehrfurchtsvoll Raum. Ernsten Gesichtes winkte der Landammann im Vorbeischreiten den Seinen zum Abschied. Da drängte sich der Erni Behaim an ihn und bog dicht vor ihm das Knie, so ihn zwingend, ihm Gehör zu geben. Der Geselle hatte, fast über Menschenkraft

sich anstrengend, den weiten Weg aus den Klosterwäldern nach Altdorf durchmessen und die Eidgenossen noch ereilt, ehe sie verzogen.

Verwundert und nicht ohne Mißmut schaute der Landammann auf den Knienden. Einer seiner Begleiter, der ob des Säumnisses zürnte, wollte diesen beiseiteschieben. Aber der Erni sprach laut und fest:

„Herr, ich bin ein Urner! Außer den Grenzen hörte ich, daß Ihr zum Streit gerufen habt. Ich bin herbeigeeilt, so rasch mich meine Füße getragen haben. Gebt mir eine Waffe und laßt mich mitziehen! Wollt mich nicht verschmähen! Es soll Euch nicht gereuen! Ich bin stark und willig, Euch Ehre zu machen."

Derjenige, der zuerst wider ihn gewesen, meinte laut:

„Der Mailänder möchte sich Wegelagerern gegenüber glauben, wenn er Gesellen wie den dort vor sich sähe!"

Aber streng ging der Rat ihn an:

„Nicht das Gewand soll zu Uri gelten, sondern das Herz!"

Zu dem Erni sich wendend sagte er kurz und gemessen:

„Die Zeit ist kostbar. Ich kann nicht verweilen und dich befragen. Hast du gelogen oder vermeinst du es weniger ehrlich denn deine Worte, so werde ich dich ausfinden! — Man gebe ihm ein Beil! Dann reihe dich ein, Gesell!"

Der Erni ergriff mit hastiger Faust die Waffe, die zwei Söldner brachten. Sein Herz schlug rascher, fast freudig, als er die Wehr fühlte. Ein Gedanke

an die Mutter durchfuhr ihn blitzähnlich und war ein Gelübde:

„Ich mache dir Ehre!"

Harsthornruf und Waffengeklirr! Dann des Landammanns scharfe Stimme, die den Aufbruch gebot. Die Schar der Urner zog aus Altdorf.

In schnellem Anstieg bewegte sich das kleine Heer der Eidgenossen dem Gotthard zu. Die Dörfer des Reußtales waren bald durchzogen. Weiber und zurückbleibende Männer standen in den Gassen und boten den sieggewissen Streitern Atzung und Labtrank nach bescheidenem Vermögen. Diese nahmen kaum zu scherzendem Dank sich Zeit und drängten übermütig vorwärts. Alle trieb dasselbe ehrgeizige Verlangen, als erste an den welschen Feind zu kommen. Keiner war mutlos, keiner bedachtsam. Nur Hans Rotens bärtiges Antlitz durchflog immer wieder ein sorgenvolles Sinnen, und er mühte sich umsonst, die Haufen zu einem eng verbundenen Heere zusammenzuschließen. Sein eignes Volk drängte vorwärts und riß ihn mit sich fort, also daß die Urner zu Geschenen schon den vorausgezogenen Zürchern und Obwaldnern auf den Fersen waren.

Als die Schar der Urner durch Geschenen zog, schritt der Behaim an der Seite des Schiffers hastig fürbaß und schaute weder zur Rechten noch zur Linken. Aber seine Scheu wäre nicht vonnöten gewesen. Es kannte den entlaufenen Gesellen keiner mehr. Unbemerkt gelangte er mit den andern durch das Zolltor.

Im Dämmer des sinkenden Abends stiegen sie durch die finsteren Wände des Schellenen hinauf.

Die stürzende Reuß dröhnte ihren Gruß an die Felsen empor, daß es wie Donnern über den Häuptern der Ziehenden scholl. Und die Schlucht wurde düsterer und unwegsamer. Es wehte kalt durch das mächtige Steintor, über dem der Himmel sich verfinsterte. Darauf erreichten sie den „stiebenden Steg", und die Scharen lösten sich zu langer Reihe. Einer hinter dem andern zogen sie über die fährliche Brücke, die in gewaltigen Ketten an der Wand hing und Einlaß nach Urseren gewährte. Im weißen Gischt sott und sprudelte die Reuß zur Rechten der Wandernden. Der Wasserschaum netzte die Bretter des Steges und ergoß sich wie Sturmflut über die Schar. Mancher, der sonst im Tale hauste, starrte mit leisem Grauen in die gähnende Tiefe, wo die Wasser brodelten. Die Pferde verweigerten zuweilen den Gehorsam; die Hufe glitten auf den feuchten Planken des schwankenden Steges aus, und es bedurfte starker Arme und ruhigen Blickes, den ganzen Troß über die Brücke sicher in das Herberge bietende Tal zu bringen. Die Sterne standen am Himmel, als sie dieses erreichten. Und sie rasteten eine lange, schöne, stille Nacht auf den grünen Alpflächen zu Andermatt.

Am folgenden Tage überschritten sie die Paßhöhe und gelangten noch desselben Abends tief hinein ins Livinental. Die Urner und die von Obwalden hatten die übrigen überholt, und so sehr der besonnene Landammann ihren Uebermut zu dämpfen und ihrer verderblichen Hast zu wehren suchte, so wurde er doch von den andern Führern überstimmt und vermochte es nicht zu hindern, daß die Kampfbegierigen nahe an Bellenz zogen, das

sie in der Morgenfrühe des nächsten Tages zu berennen gedachten.

Freundliches Sternenlicht hellte das Hügelgelände bei dem Dorfe Arbedo, allwo die Haufen der Urner und Obwaldner lagerten. Die Feuer der Rastenden leuchteten und strebten in roten Lohen höher und höher, als läge nicht hinter den Mauern von Bellenz ein mächtiger Gegner, der die Sorglosigkeit der Eidgenossen wohl zu nutzen verstände.

Im Zelte des Landammanns von Uri wurde Kriegsrat gehalten. Finsteren Antlitzes saß Herr Rot inmitten einer Schar von Freunden und Hauptleuten. Es war ihm Kunde gekommen, daß die Schwyzer und Glarner, statt ihm ins Lager von Bellenz zu folgen, ins Eschental gedrungen waren. Noch verzog der luzernische Schultheiß, der zum Feldherrn des kleinen Heeres erkoren worden war, mit dem Gewalthaufen. Und dennoch war der wahnsinnige Wille unter dem lagernden Volk, Bellenz anzugreifen.

„Und ich sage euch, ihr versucht Gott selber, so ihr diesen Streit beginnt, ehe noch unsre Schar vollzählig ist! Ich kenne den Carmagnola! Er weiß seine Vorteile zu nutzen. — Soll euer alter Ruhm vor diesem Bellenz zersplittern? Und beim Herre-Gott, wie ein Scherbengefäß zerfährt er, wenn der Mailänder will! Mit zwanzig wider einen ist es leicht, Schlachten zu schlagen und zu gewinnen. Lasset ab von euern Plänen und fasset euch in Geduld! Wenn der Gewalthaufe anrückt, halte ich euch nicht länger!"

Der Landammann war aufgestanden und hatte

sein Schwert zur Erde gestoßen, daß es klirrte. Er war bleich und erregt. Seit zwei Tagen vermochte der in Kämpfen und schwerem Tagwerk Ergraute sich eines seltsamen Bangens nicht zu erwehren.

Ein junger Adliger, der zu Gersau hauste, stand wider den Warner auf.

„Wenn etwas den Ruhm schmälert, ist es das feige Zögern. Euer Mut ist fadenscheinig geworden, Herr Landammann! Ich gedenke nicht zu warten, bis ein andrer sich mit mir in die Arbeit teilt. Viel lieber schaffe ich sie allein."

Herr Hans biß sich grimmig die Lippe. Ein Zanken wollte sich unter den Versammelten erheben, von denen einige zu dem Urner standen, weitaus die meisten aber dem Junker zustimmten.

Da stürmte ein Bote ins Zelt. Er vermeldete mit grußloser Hast, daß die Fähnlein von Zürich, Zug und Luzern durch das Dunkel sich nahten. Ein Jubelrufen begrüßte die Botschaft. Und als wieder Stille geworden war, fuhr der Bote, zu Rot gewendet, ruhiger fort:

„Herr Walter, Schultheiß zu Luzern und durch Euern Willen Oberanführer des Heeres wider Mailand, entbietet Euch Gruß und Handschlag und läßt Euch durch mich vermelden, daß vierhundert Waffengenossen ihn wider sein Geheiß zu Toratsch verlassen haben und nach Misox gezogen sind, den von Sax zu züchtigen. — Er selber wird binnen kurzem hier mit euch sein und erwartet, euch zum Rate versammelt zu finden."

Hans Rot war zurückgefahren. Seine Fäuste

ballten sich. Aber sich zwingend, sagte er lauten, schweren Tones:

„Der bröckelnde Gneis ist leichter zerhauen denn der harte Granit! Seht, Herren, wie das bröckelt! Und habt acht, was der Morgen bringt!"

Heimliches Kichern, laute Gegenrede, auch besonnenes Zustimmen und ernstes Mahnen schollen darauf ineinander. Zwietracht wurde offenkundig, und es kam keine Beratung auf, da jeder sich vornahm, nach eignem Ermessen zu handeln.

Auch als eine Stunde später der Haufe der Eidgenossen anrückte und alsobald sämtliche Hauptleute in des Landammanns Zelt sich zusammenfanden, fehlte die Einheit und ein starker Wille, der der Menge einen gemeinsamen Weg zum Ziele angab und sich vor ihr Geltung verschaffte. Die meisten der Führer unterschätzten den Feind und pochten auf vergangene Taten. Die Stimme der Mahner und Rater wurde übertönt, und wiederum, da die Versammlung auseinanderging, trug jeder den Ehrgeiz in sich fort, ohne Rücksicht auf Plan oder Befehl der erste am Feind zu sein.

Die Meinung der Führer teilte sich ihren Völkern mit. Es war eine laute Nacht im Lager. An vielen Enden der Zeltstadt festeten die Männer, als ginge es frühmorgens zum Spiel.

Indes lag Schweigen über Bellenz

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Am Fuße des Hügels, auf dem ein rohes Gemäuer, der zerfallene Sitz eines kleinen Edeln, sich erhob, hatte der Haufen der Urner, um das Zelt des Landammanns sich scharend, Raststätte gesucht. Die Berge warfen ihre Schatten über Ruine und Lager. Aber die Feuer hellten das Dunkel.

Eine Schar von Waffengefährten, die aus demselben Orte verzogen waren, hatten sich an einer der Feuerstellen zusammengefunden. Lautes Gerede, Scherzen und Spotten ging im Kreise der auf üppiger Matte Lagernden. Da erhob sich einer, der bisher wortlos und kaum der andern acht gesessen hatte, und schritt scheu, als fürchte er eine Frage nach seinem Weg, zur Seite.

Der graubärtige Töni, der Flüeler Schiffer, der neben ihm gesessen hatte, wandte den Kopf nach ihm zurück, schüttelte ihn mehrmals und bedächtig und sagte dann:

„Jetzt läuft er schon wieder davon! Ich möchte wissen, was in ihm ist! Nirgends läßt es ihm Ruhe! Habt ihr gesehen, wie er in die Luft gestarrt hat, während der Z'berg seine Geschichte zum besten gab. Kein Lachen kommt ihn an, kein Zorn, wenn ihn einer foppt! Ein ekler Geselle in vielem! Und doch — wenn die Rede geht von Streit und Sterben am Feind, dann wird er wach

und vermeint, nicht warten zu können, und fährt mit beiden Fäusten nach dem Stecheisen. Der Teufel weiß aus dem klug zu werden."

Der Erni Behaim, der aus dem Kreis der Lauten verschlichen war, stieg im Schatten der Lehne gegen die Ruine hinan. Halb unbewußt tat er den Weg. Der Lärm hatte sein Sinnen gestört, und allerlei Gedanken stürmten rastloser denn sonst auf ihn ein und wollten ausgesponnen sein.

Langsam erkletterte er den Hügel. Die Helle der Feuer erreichte ihn nicht. Schwere, fremde Ruhe lag über dem bröckelnden Gemäuer, auf das er zuschritt. Es war, als verschwämmen die Mauern. Der rohsteinige Bau schwebte wie ein Schattengebilde im Dämmer. Der Erni trat heran und legte die Hand an die Mauer, als prüfte er ihre Wirklichkeit. Sie war kalt und fest. Er preßte die an ihr gekühlten Finger gegen die heiße Stirn. Andre Gaukelbilder waren zu bannen, nun das eine zur Wirklichkeit geworden war. Vorschreitend setzte er sich auf einen Mauerrest. In der Tiefe war ein Gewimmel emsiger Schatten. Zuweilen blitzten Waffen oder drang ein Erzklang herauf. Manchmal brach auch Lachen oder Johlen die Stille.

‚Morgen um diese Stunde magst du tot sein,' dachte der Einsame.

Der Gedanke machte sein Herz nicht rascher schlagen. Die Zeit war noch zu nahe, da er den Tod als eine Wohltat ersehnt hatte. Aber er begann wie ein gewissenhafter Alter mit sich abzurechnen.

Zweimal hatte er gebeichtet, und es war ihm

nach den Geständnissen nur schwerer ums Herz gewesen denn vorher. Jetzt ging es ans Sterben — mochte er drum sein eigner Beichtvater sein! — — Er begann sein Leben zu überdenken. Sein Blick war klar und scharf geworden wie nie zuvor. Die Nähe des Todes hat eine erläuternde, beruhigende Macht.

Er hatte ehrlich gelebt und keine Schuld auf sich geladen, bis — verstehe es recht, Erni Behaim, kein Beschönigen hilft und keine Ausrede — er die Mutter getötet hatte. — In den Augen der Menschen war er ein zwiefacher Mörder! Was er vor Gott war? Er erkannte aller Sünde Wurzel! Mochte er ihn richten, er wollte nicht zucken! — Seltsam, daß er so ohne Angst war. Machte das nahe Sterben so mutig!

Der Grübelnde fühlte sich immer mehr wie von einer Last befreit. Die Erinnerung an das Geschehene hatte keinen Stachel mehr. Er schaute mit stillzufriedenen, verlorenen Blicken vor sich hin und da — plötzlich — stand die Mutter vor ihm. Deutlich unterschied er die hohe, hagere Gestalt, die dunkeln Augen, den schmerzverzogenen Mund! Der Mund lächelte! Die Gestalt erhob die Hände! Segnete sie ihn? Warum nicht? Es ging zum Sterben, und Mütter versagen den sterbenden Kindern keine Liebe! — Und jetzt tauchte neben der Behaimin ein zweites Weib auf! Die — Herre-Gott! — die Trud! Sie redete! Oder war es der Wind? Oder klang es nur so aus seinem Sinnen heraus? „Sei ruhig, Erni, ich trage dir ein gutes Gedenken!“

Ein Hornruf scholl in die Nacht. Unten mochte ein spätes Fähnlein das Lager erreicht haben. Der Erni fuhr taumelnd empor. Er strich sich über die Stirn. — Er hatte Unmögliches gesehen und gehört. Fiebernde schauten, wie er wußte, Bilder, die wie das Leben waren, und hörten Stimmen. So mußte es über ihn gekommen sein! Nun empfand er es schmerzlich, daß er nicht an das Geschaute glauben konnte. — Aber die Ruhe blieb ihm. Er empfand, daß er am Morgen in den Streit ziehen werde wie einer, dem just der Pfaffe die feierliche Absolution gespendet und den er seiner Reinheit gerühmt hat.

Eine Weile schritt er auf dem ebenen Vorraum am Gemäuer hin und wieder. Er wollte die Nacht da oben verbringen. Wenn die Hörner riefen, war er rasch zur Stelle am Lager. Und die Stille des Ortes war besser als Schlaf! — Einmal fiel ihm ein, er möchte auch heil aus dem Streite gehen! „Was dann?" fragte er sich und verhielt den Schritt. Und da überkam ihn dasselbe allmächtige Heimweh, das ihn vor Tagen im Klosterwald gepackt hatte. Ein Entschluß reifte in ihm: Wenn diese Schlacht den Streit, doch nicht sein Leben endete, wenn die Eidgenossen heimzogen, wollte er auf heimlichen Wegen das Heimdorf — — nein — nicht dieses — nur den Wald oder eine Felsschlucht oder einen verlassenen Gaden hoch im Gebirg suchen, auf daß er wieder Heimluft atmete, dieselben Steinzacken schaute und dieselben Waldlehnen, weil — weil — wo einer ein Kind gewesen und, herangewachsen, seine Dirne gefunden hat, und wo die

Mutter begraben liegt — er eine heilige Stelle hat, zu der es ihn mit zwingender Gewalt zurücktreibt, und je länger, je übermächtiger! —

Die Stunden der kurzen Nacht verstürmten dem Sinnenden. Die ruhigen Sterne verloren allmählich den Goldschein. Fahler schimmerte das Blau des Himmels. Ein heller Streif lag über den östlichen Bergen.

Frisch, als hätte er lange und ruhig geschlafen, stieg der Erni gegen das Lager. Ein kühler Lufthauch strich über sein Haar und rührte seine Stirne. Es war ihm, als löse ihm eine Hand die letzte Dumpfheit der Gedanken. Er reckte kraftbewußt, kampffreudig die Glieder. So erreichte er die Gefährten und fand die Stelle, wo er Schwert und Streitaxt gelassen, und fand eine große Unruhe unter dem Volk.

Am Westende des Lagers hatte sich ein Streit entsponnen. Ein Fähnlein von Gersau hatte dort gelagert. Ihr Führer, derselbe, der in der Beratung der Hauptleute wider Hans Rot gewesen war, hatte beim Anbruch des Tages das Zeichen zum Aufbruch gen Misox gegeben. Eigensinn und Trotz trieben den Ehrgeizigen, seine Schar den Streitern nachzuführen, die schon zu Toratsch das Heer verlassen hatten. Er erhoffte mehr Ruhm von dem Raubzug, denn bei dem Zögern zu Arbedo zu holen sein möchte, und gedachte zugleich, die Urner und den Luzerner Schultheißen zu ärgern damit, daß er zu dieser Stunde auf eigne Faust handelte.

Umsonst eilten einige Besonnenere hinüber, ihn zurückzuhalten, und mahnten ihn, daß er verweile,

solle doch in der nächsten Stunde schon der Angriff auf Bellenz unternommen werden. Andre, Uebermütigere mischten sich in den Lärm.

„Lasset sie laufen! Um so mehr Ehre für uns! Wir schlagen die Mailändischen allein! Wir brauchen keine faulen Gersauer zu der Arbeit!“

Der Hohn tat seine Wirkung. Die Gersauer verharrten in Starrsinn. Im ersten Frühlicht verzogen sie.

Abermals verging eine Stunde. Unentschlossenheit herrschte im Lager der Eidgenossen. Boten eilten von Haufe zu Haufe. Diese forderten den Angriff. Jene mahnten zum Abwarten. Da entschied ein andrer.

Staub wirbelte auf in der Richtung gegen Bellenz. Donnernde Hufschläge und Panzergeklirr! Näher und näher! Der Feind kam heran.

Von der Lagerseite der Urner schallt das Harsthorn. Der Ton brüllt auf und verschlägt an den Wänden. Der Stier stößt mächtiger hinein. Nun fährt der Ruf hinaus und mahnt. Die Luzerner reihen sich und so die von Obwalden und die Schützen von Zürich. Eine Mauer steht. Mit furchtbarem Anprall fahren die Reiter des mailändischen Unterfeldherrn Pergola dawider. Die Menschenmauer steht. Die Barbaren verstehen zu streiten; die nackten Arme meistern die eisengeschützten Feinde. Die Pferde zuerst, dann den Reiter! Die Streitaxt mäht; es schmettert der Morgenstern; dem sie den Schlaf segnen, der wacht nicht mehr auf.

Aber Carmagnola ist schlau. Die Reiter des Pergola weichen. Fußvolk tritt an ihre Stelle, bis

sie selber der Pferde ledig geworden. Und das Heer des Oberfeldherrn entfaltet sich. Drei gegen einen! Sehet euch vor, Barbaren!

Wo die Luzerner stehen, wird am härtesten gestritten. Die Obwaldner und Urner eilen zu Hilfe. Da fällt sie der Bär von der Seite an. Drüben wächst die Not. Ein paar Feiglinge senken die Waffen. Die übrigen kämpfen blutend, kämpfen, bis das letzte Leben verronnen ist. —

Es war gegen Mittag. Die Sonne brannte. Langsam wichen die Eidgenossen der Uebermacht. Keiner sah rückwärts. Aber sie wußten einen Hügel in ihrem Rücken. Wenn sie diesen erreichten, mochte dem Feinde standgehalten werden.

Der Landammann von Uri stritt im ersten Gliede der Seinen. Sein Schwert fuhr auf und nieder wie der Zickzackstrahl des Blitzes. Und wie der brachte es den Tod. Da schwirrte ein Pfeil und traf den Wackeren, daß er vornüber in die Feinde stürzte. Noch im Sterben riß er einen der Gegner, ihn mit mächtigen Armen umkrampfend, zu Boden.

Das gefiederte Geschoß, das den Landammann getroffen, hatte den blonden, entblößten Scheitel des Erni Behaim gestreift. So dicht war es darüber hingefahren, daß der Erni aufschrak. Und der Gedanke durchzuckte ihn jäh, daß der Pfeil von hinten gekommen sei. Das Gewirr benützend, das um den Leib des gefallenen Landammanns entstanden war, trat er einen Schritt zurück und wandte das Haupt. Ein jähes Erbleichen ging über seine Züge; er biß die Zähne zusammen und brach sich Bahn nach einer Stelle, wo der Ritter Heinrich Püntiner, mit der

Linken sein Banner umklammernd, die müde Rechte mit der Axt bewehrt, mühsam die Feinde von sich hielt.

Wilder und gewaltiger stritten die Urner. So die übrigen Eidgenossen. Aber viel edles Blut floß in den Staub. Die Reihen lichteten sich.

Der Erni Behaim erreichte den Bannerherrn. Neben sich sah er den Flüeler, den Töni, sich Raum schaffen, sah ihm eine Lanze zwischen die Rippen fahren und hatte vor Augen, wie der grauhaarige, ehrliche Geselle, das Eisen tief durch den Leib sich rennend, mit letzter Kraft noch den, der ihn gestochen, zu Boden schlug. — Und er war nicht der einzige Held.

„Herr," keuchte der Erni, dicht an den Ritter sich machend und mit heiseren Lauten den Lärm des Streites überschreiend, „es täte not, daß wir vier Augen im Kopfe hätten. Die Mailändischen stehen uns im Rücken!"

„So helfe uns die heiligste Mutter Gottes," stammelte der Ritter.

Ein fahler Schein flog über sein stolzes Gesicht. Noch einmal holte er zum Schlage aus; aber eine Lanze riß ihm den Harnisch auf. Seine Knie brachen. Hoch wehte das gelbe Banner und sank, schlug nieder, den Mailändischen vor die Füße. Zwanzig Fäuste fuhren danach. Der Behaim war vorgesprungen. Sein Fuß stemmte sich auf den Schaft. Er schien zu wachsen. Mit beiden Händen schwang er das Beil und mähte eine grause Mahd. Und inmitten höchster Not gedachte er der Mutter. Seine Kraft schwoll mächtiger. Von zwei Seiten stürmten die Genossen heran. Ein grimmes Spiel

um das gesunkene Feldzeichen. Die Urner gewannen. Sich bückend, riß der Erni das bunte Tuch empor. Zwanzig Leiber schützten im nächsten Augenblick das wiedergewonnene.

Der Streit wogte fort. Die Eidgenossen waren in schlimmer Klemme. Die übermächtigen Feinde drängten von zwei Seiten. Carmagnola hatte, den blinden Eifer der ungestümen Kämpen nützend, einen Teil seines Heeres ihnen in den Rücken gesandt. Aber dennoch zitterte der Welsche um sein Waffenglück. — Wie dieses Volk focht! Santa Madre, wie diese Menschenmauer stand!

Vor dem Gewühle und Gemetzel verschlich sich der Tag. Als die Sonne hinter den Bergen sank, schollen die Harsthörner. Es tönte wie Schmerzschrei über die Ebene. Die Scharen der Eidgenossen schlossen sich zusammen. Wie ein Sturzfall aufschäumt, wenn er auf Felsen trifft, fuhr das kleine Heer in grimmer Wut empor und erstritt sich einen Durchlaß in den Reihen der sie umzingelnden Feinde. Sie zogen eine schwere Straße, die mit toten und wunden Leibern gehägt war. So groß aber war die scheue Bewunderung der Welschen für das flüchtige Volk, daß sie ihnen nicht zu folgen wagten.

So fand sich der geschlagene Haufe auf unverlegtem Heimwege. Sie zogen durch Livinen hinauf, ermattet, niedergedrückt von ihnen nie erhörter Schande, in Trauer die einen, die andern in Zorn. Etliche mahnten zur Umkehr und Rache, insbesondere als die Schwyzer ihnen begegneten, die unterwegs unguterweise gesäumt hatten. Diese ernteten grimmen

Spott und harte Worte, aber, ob sie auch die Scharte zu wetzen begehrten und abermalen talwärts zu stürmen heischten, das lückige Heer der Geschlagenen zog seines Heimweges weiter.

Zu Eriels hielten sie lange Rast und gedachten der Toten. Tiefe Stille war im Lager. Es gab vielschwere Botschaft heimzubringen. Die Wägsten waren gefallen. Aber die Banner waren gerettet; eines nur, von Luzern, war verloren gegangen.

Die von Uri rasteten abseits. Johannes Püntiner, der Bruder des gefallenen Bannerherrn, hatte die Führung des Haufens. Er ließ die Gebliebenen zählen. An die sechzig fehlten. Ein Fragen ging plötzlich nach dem zu Altdorf zum Haufen gestoßenen Gesellen, der dem Feinde das Banner abgestritten hatte.

„Er hat wacker bestanden," sagte der Püntiner, „so mag er sich wohl zeigen."

„Er hat mit unmenschlicher Tapferkeit gestritten," meinte ein andrer.

Und ein dritter sagte leise:

„Fällt mir doch ein — als des Gesellen Haupt bloß war, sah ich, daß ihm eine Mönchsglatze geschoren war."

Darauf ging baß ein Verwundern im Kreise. Und das Fragen erneute sich, bis einer Bescheid wußte, daß der Blonde bis anher mit dem Haufen gezogen, hier aber plötzlich verschlichen und — wie er vermeine — bergan, den übrigen voraus, gezogen sei.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Um die Hochmauern des Geschener Tales spann die versinkende Sonne rote Schleier.

Von der glutübergossenen Rienalp stieg einer zu Tal. Ein blondbärtiger Gesell, barhaupt, klomm er bedächtig über die steinige Halde hinab. Er stützte sich auf einen rohen Stock. Sein verschlissenes Gewand wies kaum auf Reichtum, und ein Bündel, das er trug, mochte wenig Gut verbergen. Aber im Arm lag ihm eine Streitaxt; und er wahrte sie wie eine teure Habe. Seine Blicke gingen über das Tal, das sich weit nach Westen dehnte, bis wo der silberschimmernde Damma sein Haupt in den Himmel erhob. Ein leiser Duft lag auf den grünen Matten, ein Vorbote der Dämmerung. Der weiße, unruhige Streif des Alpbachs tauchte da und dort aus dem Grün des Geländes. Der Erni Behaim, der sich auf unbegangenem Weg in sein Heimattal einschlich, überflog das Bild, das ihm lieb war und ein Gefühl halb von Trauer, halb von zitternder Freude in ihm wachrief. Dann hemmte er den Abstieg und setzte sich auf einen Steinblock. Zu seinen Füßen gähnte die Schlucht, wo die Reuß und der Alpbach sich einten. Ob den Wänden, die den letzteren einzwängten, standen die braunen Hütten von Geschenen; grau ragte der Burgturm über sie hinaus. Der Behaim suchte und fand den Fußpfad nach Abfrutt. Er erblickte den reglosen Bielwald. Ungelichtet

starrte der mächtige auf; ein leiser, goldiger Dunst schwebte über ihm. Und dahinter! Es war, als stiegen einzelne dünne Rauchwolken kerzengerade in die klare Luft. Dem Behaim stockte der Herzschlag. Dort lag das Heimdorf. Wenn er nun hingehen dürfte wie einer, der sich willkommen wußte! Dort — plötzlich packte es ihn — dort war es geschehen beim sinkenden Tag!

Er fragte sich, was er da oben wollte. „Daheim sein halt," klang die Antwort in ihm.

Dann suchte sein Auge den Totenacker. Er lag zu tief; Hütten verbargen ihn. Aber schon das Suchen weckte in ihm die Scheu, die lange still gewesen war.

Er begann sein Hirn mit tausend neuen Zweifeln und Fragen zu martern. Die Ruhe, die in ihm gewesen war, während er zu Einsiedeln zum erstenmal wieder den Wald gesehen, und später, als er den Leib dem Feinde geboten hatte, verschwand. Neuer Zwiespalt kam ihn an. Und also von innerer Unrast gepeinigt, beschlich der Erni nach Stunden sein Heimdorf.

Er hatte seinen Steinsitz nicht verlassen, bis die Nacht hereingebrochen war. Er betrat auch jetzt das Dorf nicht. Er schlich sich an derselben Lehne an Geschenen vorüber, an der hin er sich vor Monden geflüchtet hatte. Es wollte ihn zu der Grube der Mutter ziehen, aber eine neue Feigheit war in ihm. Er wagte es nicht, weil ihm vor der Erinnerung graute, weil es ihm wie Krallen in die Brust ging, wenn er nur an den Erdhügel dachte, den er gegraben hatte.

So vermied er das Dorf und suchte seinen ungebahnten Weg im Dunkel. Ohne zu wissen, wohin, streifte er bergan, dem Bielwald entgegen, und als er die stillen Nadelkronen über sich wußte, atmete er fast leichter. Darauf fühlte er, daß er müde war. Harte Tage lagen hinter ihm. Die Erschöpfung zwang den kräftigen Leib. Er sank auf einen verborgenen Moosplatz; und die Gedanken fanden Ruhe; kaum daß er den Kopf in das grüne Kissen gedrückt hatte, schlief er ein.

Als er erwachte, lagen die Lichter der Morgensonne auf den Aesten der Tannen. Er erhob sich erschreckt. Wenn ihn ein früher Holzer gefunden hätte! Er drang tiefer ins Dickicht, und an einer Quelle Gesicht und Hände kühlend, begann er zu sinnen, was werden solle.

Er suchte die Einsamkeit. Sie war nicht weit. Wenn er höher stieg, war es leicht, sich vor den wenigen zu verbergen, die bis unter die Firne klommen. Und er hatte, was er gesucht hatte, Heimluft. Aber aus was sollte er leben? Die Gemse war zu flüchtig, das Murmeltier zu wachsam, als daß das Beil die Tiere erreichte. Und leben mußte er! — Der Senne der Alpweiden war gastlich. Dort weigerte ihm keiner Milch und Brot. Aber unverdiente Speise schmeckte nicht! — Plötzlich fiel ihm ein: Hatte er nicht beten gelernt? Und der Klosterbruder mochte für die armen Alpbauern amten. Die Kinderfrommen zahlten gern die Wohltat. Das mochte für den Sommer gehen. Im Winter mußte wieder Rat werden. — Und ob ihn einer erkennen würde? Pah — sein Bart — und dann — die

Kutte — er legte diese an! Wer suchte im Mönchs-
gewand den Erni Behaim? Der mochte zu Ab-
frutt lange verschollen sein!

Ein zerlumpter Geselle hatte sich in das Wald-
dickicht gestohlen. Der dasselbe verließ, war ein
Klosterbruder. Der Blondbart fiel ihm auf die
Brust; das Haupthaar war, die Tonsur schon fast
verbergend, zu üppig für einen Mönch, aber es half,
den Behaim unkenntlich zu machen.

Langsam stieg er bergan. Er fragte kaum, wo
seine Füße ihn hintrugen. Daß er ja nur wieder
über Heimboden schritt! — Er wollte lernen, das
Leben auszuleben; er gedachte sich ein Tagwerk zu
schaffen; aber er wußte nicht, wie noch wo ein
solches zu finden.

Die Tannenreihen lichteten sich. Ein Verlangen
nach Speise und Trank befiel den Streifer. Plötz-
lich starrte eine Felswand jäh aus dem Walde auf.
Senkrecht ragte sie empor, über die Spitzen der
Tannen hinaus, die sich zur Linken und Rechten an
ihrem Fuße hinzogen, als hätte ein Pfeiler das
grüne Meer geteilt. Der Erni blieb stehen und
hob den Blick. Es war still ringsum, selbst das
Murmeln der Quellen, das da und dort den Wald
belebte, schwieg. Da sah er hoch über sich, wohl
auf dem Rande der Steinwand, ein Bunttuch
flattern, wie es die Weiber zu Uri trugen. Ein
Wind mußte es vertragen haben, die Aeste eines
hängenden Strauches hatten es aufgefangen. Ob
da oben Menschen wohnten? Zur Zeit, da er zu
Abfrutt gehaust, hatte keine Hütte auf dem Sonnen-
spitz gestanden. Er umschritt den Felsen und fand

einen schmalen Fußpfad, der sich zur Höhe wand. Er stieg ihn hinan und erreichte die mit kurzem Gras überwachsene Platte. Die Sonne schien in die Luken einer neugefügten Hütte. Sauber und traulich leuchtete das frisch behauene Balkenwerk zu Tal. Der Sonnenspitz verdiente den Namen; der erste Lichtstrahl, der über den Rienalpstock hinzuckte, traf den Felsen, der letzte, der vom Dammafirn herniederflammte, weilte auf der Hütte des Hirten Urban. Die grundete auf sicherem Boden, und so fest wie seine Hütte rühmte der Urban sein Glück, das der greise Martinus gesegnet hatte.

Der Behaim näherte sich der weißglänzenden Hütte. Er umging sie, damit er den Eingang finde. Als er an die waldbeschattete Rückseite trat, fuhr ein junges dunkelhaariges Weib von einer rohen Bank, die am Hause gezimmert war, empor.

„Herr Jesus, ein Pater! — Seid Ihr irr gegangen, Herr?"

Es kam niemand zu Besuch auf die Sonnenspitzhütte. Was mochte der fremde Kuttenträger suchen?

Der Erni hatte die Barbara erkannt, die dem Kaplan hausgehalten. Er verhielt den Schritt in plötzlicher Angst, daß sie ihn wie er sie erkenne. Er vergaß, ihr Rede zu stehen.

Da trat sie bescheiden näher.

„Was suchet Ihr, frommer Vater? Ihr habt Euch verstiegen, denke ich?"

Er sah, daß sie nicht erriet, wer er war. Freilich, er war viel anders geworden.

„Ich habe einen langen Weg hinter mir," sagte

er. „Wenn Ihr mir einen Trunk zu bieten vermögt, will ich Euch Dank wissen und Euch nicht länger zur Last sein.“

Sie schien sich zu fürchten. Sein Aeußeres war verwildert und sein Wesen fremdartig.

„Wo wollt Ihr hin, daß Ihr über diese Lehne steigt?“

„Ich gehe der Stille nach,“ sagte der Behaim.

Das beruhigte sie. Sie hatte von frommen Mönchen gehört, die sich in die Einsamkeit vergraben. Ein solcher mochte vor ihr stehen! Nach der Bank weisend, bat sie:

„Ruhet aus derweil. Ich schaffe Euch Milch und Brot.“

Und als er sich setzte, trat sie in die Hütte. Ehe sie in der Tür verschwand, schaute sie sich plötzlich um. War es nicht, als trage der Fremde eine Waffe unter der Kutte? Auf der Schwelle verweilend, schickte sie einen jauchzenden Ruf nach der Höhe. Vom Alpgrund über dem Walde scholl ihr Antwort. Da schwand ihre geheime Furcht völlig; sie ging, dem Gaste die Stärkung zu holen. Dann brachte sie das hölzerne Gefäß, bis zum Rande mit Milch gefüllt, setzte es auf die Bank und legte das heimgebackene Brot daneben. Der Behaim legte nach Klostersitte die Hände zusammen, und als er gedankt hatte, brachte er das Gefäß an die Lippen. Er leerte es in langen, gierigen Zügen und brach das Brot inzwischen. Kaum, daß er sich gesättigt hatte, knackten die Aeste im Kurzholz oberhalb der Hütte. Der Urban stürmte durch die Büsche. Seine Wangen waren vom Lauf gerötet, in den hellen Augen hatte

ein Ausdruck der Furcht die Keckheit verdrängt. Ein unfreundlicher Blick traf den Mönch. Eine große Sicherheit kam über diesen, als er wußte, daß er auch dem Burschen fremd war.

„Ich habe mich bei deinem Weibe zu Gast geladen. Nun will ich weitergehen. Kein dritter soll die junge Haushaltung stören."

Die beiden, beschämt ob ihres Mißtrauens, hießen ihn verweilen. Sie waren nebeneinander getreten und hatten Hand in Hand gelegt. Das Glück leuchtete aus ihren Augen. Der Erni schaute fast ehrfürchtig in die zufriedenen Gesichter. Kummergeschlagene Menschen neiden andern den Frohsinn nicht, sie stehen nur staunend seitab und wie vor nie Gesehenem und Unerreichbarem.

„Der Herre-Gott lasse euch die frohen Tage nicht enden," sagte er leise. Dann dankte er für das Genossene und wandte sich zum Gehen. Der Urban wollte ihn nach seinem Wege fragen, aber schon war er unter den Stämmen verschwunden.

„Ein sonderbarer Geselle," sagte der Hirte. „Du hattest Furcht vor dem Fremden? Es ist zu verstehen. Er sieht aus, als hätte ein übles Geschick ihn weit in der Welt umhergeschlagen."

„Er scheint jung und trägt doch die Stirn voll Furchen," flüsterte die Barbara. „Es war, als drücke eine Last ihm den starken Nacken. Kaum weiß ich, wie mich Furcht fassen konnte. Es ist mir, als sollte ich ihn bemitleiden, jetzt, da er fort ist."

Noch lange sprachen sie von dem Seltsamen. Den Heimgenossen erkannten sie nicht mehr.

Und nach einigen Tagen ging zu Abfrutt ein

sonderbares Gerede. Ein neuer Einsiedler hauste in den Höhen. Gewaltigen Leibes, mit in die Seele schauenden Augen rühmten ihn die einen. Einen mächtigen Zauberer und Hexenmeister nannte ihn ein alter Senne, der zu vermelden wußte, daß der Fremde seine Hand auf seinen todkranken Stier gelegt und ihn geheilt habe. Die Sennen und Alpdirnen meinten, daß sein Kommen Segen bringe. Sie trugen ihre Spenden bis in die höchsten Hütten, daß der Mönch sich labe, denn der Einsame hauste bald da, bald dort, aber an Orten, wo, wie sie sagten, kein Fuß sonst schritt. Zuweilen wurde er auf dieser oder jener Alp gesehen. Er erschien nur dort, wo Hilfe nottat. Wo Mensch oder Vieh siechte, stand nachts urplötzlich der Mönch in der Tür. Und er hatte eine wundersame Macht wider alle Krankheit. Er heilte mit Kräutern und Wurzeln. „Er bannt den Tod," redete das Volk. Der Einsiedler wurde heilig in seinen Augen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Am Westfuß des düsteren Salbit lag ein ödes Hochtal. Es strebte aus dem Dunkel des Wiggenwaldes auf, der mit dem Tannenforst ein Ganzes bildete, in dem die Kapelle des heiligen Niklaus sich erhob. Das Tal war eine Steinwüste. Das Gestein, das seit Jahrhunderten aus den Wänden und Schrofen der seitlichen Berge gebrochen, lag in Schutt und Trümmern, in Brocken und Blöcken in die Talrinne gesät. Da und dort wuchs ein Alpenrosenstrauch aus dem Geröll oder ein grüner Gräserstreif randete einen Wildbach, der von einer der Lehnen fuhr. Sonst war alles wüst, wie eine Stätte, auf der ein Fluch lastet. Die Geier horsteten in den Klüften der Hochstöcke; im Geröll und an den Steinhalden bauten die Murmeltiere. Aesende Gemsen strichen bisweilen bis in die Schuttiefen. Diese durchrauschte ein Wasser, das der Alpreuß zuschoß. Es kam vom Voralpgletscher. Eine Welt ewigen Eises war, wo es entsprang. Eine Alabastersäule, trug dort das Susthorn den blauen Himmel, blau wie dieser schimmerten seine Firnrisse. Von seiner Höhe reichte das Eismeer in gewaltigem Halbkreis hinüber bis auf die Lugegghöhe, den Tummelplatz der Stürme, eine grasüberwachsene Felsspitze. Am Ausgang des Gletschers, wo das graue Eis kaum von den Felsen, darauf es ruhte, zu unterscheiden war, standen mächtige

Steinblöcke aneinander auf, dermaßen eine Höhle bildend, die wider das Eis geschlossen, aber dem grünen Rasen des Lugeggs offen war. Die Natur ist unermüdlich in ihrem Fleiß. Weiter und weiter hatte sich der Teppich der Halme gesponnen, als hätte eine menschliche Hand ihn in das Steinloch gebreitet. Erst dort, wo kein Sonnenstrahl mehr hindrang, war nacktes Erdreich. Die Höhle gab seit zwei Monden dem Behaim-Erni Obdach. Nicht, daß er oft darinnen verweilte. Aber vor Neugier und Nachforschung floh er dahin, und es hatte ihn dort annoch keiner gesucht.

Der Erni gesundete in der Stille, wie er im Walde zu Einsiedeln neuen Lebensmut geholt hatte. Nicht, daß seine Zweifel ihn verließen oder der Zwiespalt seines Innern zur Ruhe kam, aber er hatte ein Tagwerk gefunden, das ihm bessere Sühne schien denn Klosterzucht und strenge Kasteiung; er gewann es lieb, und er vergaß zu grübeln. Kehrte er von seinen Alpfahrten heim, so predigte das heilige Schweigen, das kein Menschenlaut brach, ihm Dinge, darüber ihm die Last seines Herzens leichter wurde.

Wenn er die Welt beschaute, die ihn umgab, war sie nicht voller Wunder in ihrer Einsamkeit? Mochte die Sonne auf den Bergtürmen flammen, mochten die Heere der Nebelgespenster über die Firne huschen, mochten die Stürme jauchzen in den Klüften oder der Himmel im Feuer zucken — war sie nicht schön, und war er nicht froh, darinnen zu sein? Die Brust wurde ihm weit, und sein Auge wurde scharf für alle Pracht, die das Gebirge barg.

Wenn er übersann, daß er Schönheiten entdeckte, für die er sonst kein Auge gehabt hatte, lernte er, daß die Einsamkeit ihn sehend gemacht hatte. Er fand, daß er zufriedener geworden sei, und erriet, daß die Unzufriedenheit nur gedeiht, wenn der Mensch sein Los an dem andrer mißt. Es gab Tage, an denen er zu wissen vermeinte, alles Unglück und alle Sorge komme von den Menschen selbst, und es gebe kein unverschuldetes Schicksal. Und eine Heilung wollte ihm einfallen für alle Seelenkrankheit: die Einsamkeit!

Aber der Mensch wurde nicht zur Gesellschaft der Steine und Felsen geschaffen, es verlangt ihn nach seinesgleichen.

Der Zufriedene vom Lugegg stieg immer wieder zu den zerstreuten Alphütten, und als der Herbst nahte und die Sennen tiefer zogen, faßte ihn eine Bangigkeit. Er mochte die wenigen Menschen nicht missen.

In denselben Tagen, da er unentschlossen und von Zweifeln gequält war, wo im Herbst und Winter zu hausen, war er eines Morgens gegen den Wiggenwald gestiegen, halb ziellos schweifend, halb daran sinnend, ein Obdach für die rauhen Monde zu suchen. Er war trüben Sinnes, eine schlaflose Nacht lag hinter ihm. Alte Erinnerungen hatten ihn gefoltert, sie kamen über den Genügsamen wie die Stürme über sonniges Land. Er hatte es nicht vermocht, die Salbitenalp zu ersteigen, wo eine kranke Sennin ihn sehnlich erwartete. Wenn die alten Zweifel lebendig waren, scheute er die Menschen. Lange schon war der Sonderbare gestreift. Wie er unter den Tannen

dahinstrich, hatte er ein fremdartiges, verwildertes Aussehen. Sein starker Leib war in die dunkle Kutte gewandet, die kaum mehr als solche erkennbar war. Haar und Bart waren üppig gewachsen; in blonden Locken fiel jenes auf Rücken und Schultern, dieser wallte in langen Strähnen auf die Brust. Das junge Gesicht war eisenbraun. Sonne und Schneelicht hatten es gefärbt. Die Augen leuchteten groß und in dunklerem Blau denn ehemals; ihr sinnender, fast verlorener Blick legte einen mächtigen Bann auf das ihm anhängende Volk.

Der Erni hatte eine Felswand erreicht, die, vom Salbit auslaufend, wie eine schwarze Mauer den Wiggenwald vom Spicherwalde schied. Die Stämme waren nahe an den Felsen gedrängt, eine Wirrnis dunkler Kronen hielt das Tageslicht ab. Dennoch unterschied der Geselle greifbar nahe vor sich, wider die Steinwand lehnend, das weißschimmernde Knochengerüst eines Menschen. Er blieb stehen und starrte nach der Stelle. Seine Augen gewöhnten sich an das Dämmer des Waldes. Der da saß, war ein grauer Alter gewesen, noch hafteten Fetzen des Haares am Schädel. Wie kam der herauf? Wie mochte er also, ohne auf Rettung zu sinnen, den Tod erwartet haben? Fast schien es, als hätte er sich niedergelassen, just um zu sterben, um zu warten, daß der Tod komme.

„Herre-Gott!“

Der Erni taumelte vorwärts und sank neben dem Gerippe in die Knie. Dem Gerüste fehlten die Knochen der linken Hand. Der Behaim betastete den Boden umher, suchend kroch er an der Halde

nieder, aber es hatte sich keines der Gebeine gelöst.

„Er — ist es," stammelte der Geselle, als er wiederum den Toten erreichte. Zorn und Abscheu faßten ihn, und ein Empfinden, das er nicht verstand, stritt dawider.

Da lehnte er den Rücken wider eine Tanne, verschlang die Arme und starrte nachdenklich auf den Gefundenen. Es war der entwichene Irre, der Brandstifter an des Hofers Hütte, der — Vater!

Die Gedanken jagten sich im Kopfe des Erni. Sie brachten ihm wunderbar klar das Leben in der Behaimhütte zurück. Das Heimweh nach der Mutter erwachte mächtiger denn je, darein mischte sich ein wilder Groll gegen den Toten da vor ihm, der vordem sein sieches Weib mißhandelt hatte. Dann tauchte die Frage auf: ‚Bist du selber besser? Er hat sie geschlagen, du hast sie getötet!'

Er wollte davoneilen, aber er stand wie angewurzelt. — Sollte der Tote ferner unbegraben liegen? fragte er sich nach einer Weile. Er verdiente nichts andres, gab er sich selber Bescheid. Und dann erschrak er. ‚Du richtest, du?' klang es in ihm.

Darauf, weil er selber voller Schuld war, begrub er den Schuldigen. Hart am Felsen riß er mit der Axt, die er unter der Kutte trug, Moos und Erdreich auf. Als die Grube tief genug war, legte er die Reste des Behaim hinein, überwarf sie hastig mit den weichen Schollen, bis das Grab gefüllt war, wandte sich rasch und schritt durch das Gestämme davon.

Von der Stunde an war er elend wie nie zuvor.

Eine wilde Trauer um alles Verlorene hatte ihn gepackt. Er verließ auch seltener seinen Schlupfwinkel. Die Alpleute vermißten ihn schmerzlich, aber sie hegten eine so große Scheu vor ihm, daß sie ihn nicht um sein langes Fernbleiben zu fragen wagten, wenn er sie wieder einmal heimsuchte.

Es war um die Zeit der ersten Herbsttage, daß ein junger Senne den Einsiedler nach langem Suchen im Wiggenwalde fand und ihn mit der Hast eines Geängstigten bat, ihm zu seiner schwersiechen Dirne zu folgen. Der Sommer hatte eine trostlose Dürre über alles Land gelegt. Die Graslehnen waren rot gesengt, die Luft war dumpf und staubgeschwängert. Hinter dünnen Nebeln flammte die Sonne noch. Ihre Glut durchdrang das Schleierwerk. Die Firstbretter der Hütten von Abfrutt bogen sich unter der Hitze. Die Bauern faulten herum oder taten lahmes Tagwerk. Eine Schwüle lastete über Land und Volk. Dieses harrte der Donnerschläge. Aber das Unheil kam heimlich und zur Nachtzeit an die Hütten geschlichen. —

„Gehe voran, ich werde kommen," beschied der Einsiedler den Sennen. Die sieche Dirne wohnte zu Abfrutt.

Der junge Aelpler zögerte.

„Werdet Ihr die Hütte finden, Herr? Es sah Euch noch keiner im Dorf!"

„Ich finde sie," gab der Behaim zurück.

Da küßte der Bursche, ehe er es zu wehren vermochte, in Ehrfurcht den Saum seiner Kutte.

„Ihr wißt alles," stammelte er. — „So kommt bald," bat er noch treuherzig, dann stieg er talwärts.

Der Erni stand und starrte vor sich nieder. Die Gebärde des Gesellen hatte ihn erschreckt. Sie fingen an, ihn für zaubermächtig zu halten! Und er war ihresgleichen — weniger — ein falscher Mönch! So ihn einer erkannte!

Er wartete die Nacht ab. Erst dann machte er sich auf den Weg nach dem Heimdorfe.

Auch die Nacht brachte keine Kühlung. Sternlos der Himmel! Ueber der Rienalp tauchte ein roter Feuerball empor, das umflorte Auge der Nacht, der Mond. Er stieg an und an, verschwand hinter zerrissenen Wolken und glitt wieder hervor, und kein Licht strömte von ihm. Dieselbe brutheiße Stille wie am Tage. Am Salbit sammelten sich graue Wolken; langsam wallten sie tiefer am Gefels, kein Tropfen fiel aus den Schwaden, zu denen der Tann emporlechzte.

Der Behaim betrat den Fußpfad, der nach Abfrutt führte. Sein Herz klopfte so ungestüm, daß er die Faust wider die Brust preßte, als könnte er die Schläge hemmen. Einmal — schon erblickte er von weitem die Zumbrunnhütte — übermannte ihn die Scheu vor Entdeckung, er dachte daran, umzukehren. Doch eine unsägliche Sehnsucht meisterte die Scheu. Er zog langsam fürbaß. Mit abgewandten Blicken schritt er an dem Hause vorüber, wo die Trud wohnte. Wenn ihn eines erkannte — die!

Und dann sah er die Heimhütte vor sich. Er taumelte über den menschenleeren Weg nach der verrammelten Behausung, betastete sie mit zärtlichen Händen, wie ein Blinder nach dem Haupte seines Kindes fährt. Er legte die Stirn an das Gebälk;

ein Schluchzen brach von ihm, das seinen Leib erschütterte. Wenn noch einmal alles wäre wie vordem!

Torheit! fuhr er im nächsten Augenblicke auf. Was wünschte er die Foltertage zurück, denen die Mutter endlich entronnen war! Der Grund seines Kommens fiel ihm danach ein. Er schalt sich, daß er der siechen Dirne vergessen hatte. Das Haupt aufwerfend, als schüttle er eine Last von sich, schritt er hastig der Hütte zu, die ihm der Senne bezeichnet hatte. Der stand am Eingang, seiner harrend.

„Der Herre-Gott segne Euch, daß Ihr unser nicht vergessen habt," grüßte der Geselle und schritt ihm voran in das niedere Gemach, darin die Mutter, über das Bett der Dirne geneigt, auf den Knien lag.

Die Angst redete aus den Zügen der Knienden, als sie sich nach dem Eingetretenen umwendete. Sie faßte nach seiner Hand und näherte ihr die Lippen. Ungestüm löste er die Finger.

„Herr," sprach sie demütig und zitternd, „sie rast und will auf. Dann wieder liegt sie wie tot. Legt ihr die Hand auf, daß sie genese! Sie ist mein einziges und diesem" — sie wies auf den Gesellen — „versprochen!"

„Ich bin und weiß nicht mehr wie ihr selber," grollte der Erni. „Was sagt ihr mir Macht nach, die ich nicht habe!"

Im nächsten Augenblick neigte er sich über die Schlummernde, die reglos und mit geschlossenen Augen lag. Fieberflammen brannten auf der jungen Dirne Gesicht, ein Zucken ging manchmal durch ihre Züge, die Lippen waren wie schmachtend geteilt.

Der Behaim starrte sinnend auf sie nieder. Sein Gesicht gewann einen Ausdruck, wie ihn die haben, die mit verbissenen Zähnen an ein gewaltiges Wagnis gehen. Es ging um Leben und Tod. Der Erni fühlte eine mächtige Kraft in sich.

„Hole Wasser vom kalten Brunnquell," gebot er dem Gesellen kurz und rauh. „Schaff Linnen, Weib," darauf der Alten.

Als beides gebracht war, hüllte er den glutheißen Leib der Dirne in die eisigen Linnen. Dann hieß er das Weib die Nacht am Lager durchwachen und lehrte sie wider das Siechtum streiten. Dem Aelpler gebot er, noch zur Stunde mit ihm zu Berg zu steigen. Seine Rede war karg und hart, aber ein großes Vertrauen zu ihm faßte das Weib am Lager. Ohne Abschied verließ der Erni die Hütte und unacht, ob der Senne folge. Der hatte Mühe, mit dem bergan Hastenden Schritt zu halten.

Als der Morgen dämmerte, erreichte der Senne die Hütte der Dirne wieder. Er brachte ein Heilkraut.

Tage danach ging das Gerede zu Abfrutt, der Einsiedler hätte ein neues Wunder getan. Die Dirne des Schickerweibes war vom Tode erstanden.

Indessen aber ging der Tod um zu Abfrutt. Von der Schickerhütte war die Seuche ausgeschritten. Sie drang in jegliche Hütte und warf Greise und Männer, Weiber und Kinder, daß ihre Leiber in Hitze glühten und in Frost erzitterten und am neunten Tage der Tod an ihrem Lager stand. Ein Weheschrei gellte auf. Die zu Abfrutt wollten verzweifeln. Die Weiber schrien zuerst nach dem wundertätigen Mönche.

Aber der war verschwunden. Die Männer zogen aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn nicht. Keiner wußte, daß er geflohen war, weil er seiner Kunst mißtraute.

Eines Abends stand er in der Dorfgasse. Irgendwie hatte es ihn zurückgetrieben. Von da an begann er den Streit wider den Tod. Und er überwand ihn. Das Volk segnete den Fremden, aber mit scheuen Blicken sahen sie auf ihn. „Wer ist er?" ging ein ewiges banges Fragen durch Klage und Jammer, durch ihren Dank und ihren Jubel über die Erlösung.

Dreißigstes Kapitel

Heute war zu Abfrutt einer der Seuche erlegen. Der Zumbrunn-Matthis lag tot in der Hütte; der Balz zählte schon die Münzen, die jener im Strohlager geborgen gehalten. Daß aber der Matthis gestorben war, das war also gekommen.

Eine große Todesfurcht erfaßte die Brüder, als die ersten Sterbenden im Orte lagen. Als jedoch das Fieber den Matthis packte, überwand der grimme Neid den Schrecken, und er hielt sich tagelang aufrecht; er wollte nicht krank sein, derweil der Bruder noch gesund herumlief. Der Balz sollte nicht erben! Endlich zwang ihn die Krankheit. Er sank bewußtlos auf sein Lager. Aber noch im Fieber drohte er dem Bruder und schrie aus, daß er nicht sterben wolle. Was fragt der Tod nach dem Wehgeschrei der Gewürgten? Am neunten Tage lag der Matthis kalt und starr. Das alte, sanfte, volle Gesicht war eingesunken und trug nicht mehr den süßfrommen Ausdruck; es war eine entstellende Angst darin. Die gebetfrohen Lippen hatten zuletzt ein seltsames Wort gestammelt. „Geld" hatte das geheißen.

Am Tag, an dem der Ohm sich legte, riet die Trud dem Vater, den heilkundigen Einsiedler, der im Dorfe seine Wunder tat, herzubescheiden. Der Balz machte Ausflüchte. Aber die Trud war nicht zu täuschen. Folgenden Tages mahnte sie abermalen und ernster den Vater.

Sie hatten sich zu kargem Mahl im Küchengelaß zusammengefunden. Der Schein des offenen Herdfeuers zuckte grell über die Züge des am rohen Holztisch sitzenden Zumbrunn-Balz. Er fuhr mit dem Holzlöffel emsig in die dicke Milch und zum Munde und lauerte dabei nach der Dirne, die noch immer seitab hantierte und nicht Miene machte, sich ihm gegenüberzusetzen. Die Nähe der Trud war ihm unbequem; er mied sie, seit sie ihn an unliebe Pflicht erinnert hatte. Plötzlich wandte sich die Dirne nach ihm um.

„Der Ohm ist schlimmer! Ich werde den Waldpater rufen, wenn Ihr es nicht tun wollt," sagte sie hart und entschlossen.

Aus der halb kindlichen, zartleibigen Dirne war ein schlankes Weib geworden. Ihr Gesicht war blasser, die großen Augen waren still und dunkel und schön. Es war zu Abfrutt mancher, der sich kümmerte, wie schön die Zumbrunn-Dirne war, und keiner, der begriff, daß sie den harten Willen eines Mannes hatte und kein „Nein" zurücknahm, das sie einem Werber gegeben. Die beiden, der Ohm und der Vater, erfuhren freilich den Willen, aber die stritten mit schweren, ekeln Waffen dawider — mit Schlägen.

Dennoch hatte der Balz ein unbehagliches Bangen, als die Trud abermalen und fester ihre Mahnungen von gestern wiederholte. Sie stand aufrecht vor ihm, ihre Blicke maßen ihn furchtlos, so daß er die eignen kleinen Aeuglein unter den frommen Lidern verbarg.

„Seit wann befiehlst du im Zumbrunngut?"

lächelte er hämisch. Ein Blitz schoß unter den Augendeckeln seitwärts.

„Keine Ausflüchte, Vater!"

Sie verschränkte die Hände. Der Ton ihrer Stimme war scharf. Abneigung und Hohn klangen darin.

„Der Pfaffe kommt nicht hierher, solange ich in der Hütte hause," murrte der Balz. „Mußt dich schon bescheiden, daß dein Wille nicht viel gilt," lächelte er alsdann mit widriger Freundlichkeit.

„Soll ich Euch sagen, warum?"

Sie war erregt. Ihre Lippen bebten fast unmerklich.

Der Balz löffelte. Mit vollem Munde sagte er:

„Was mühst du dich unnütz?"

Dann faltete er die Finger, als wollte er den Tischspruch sagen. Aber die Trud brach los. Es war, als breche lang angesammelter Groll sich Bahn.

„Ihr ruft den Waldpater nicht, weil Ihr bangt, daß er den Ohm retten möchte! Ihr wollt, daß er stirbt!"

Der Balz blieb ganz ruhig.

„Ei, ei, wußt' ich doch gar nicht, daß dir der Alte so am Herzen liegt!" sagte er lauernd.

Seine Frechheit raubte ihr die Worte. Sie wandte sich zum Gehen. Schneller aber war der Zumbrunn auf. Er lehnte den Rücken wider das Türbrett.

„Wohin, Dirnlein?" fragte er. Es klang drohend.

„Laßt mich! Ich rufe den Pater!"

„Du bleibst, wo du bist!"

„Nein! — Wenn es nicht jetzt ist, ich komme Euch schon aus!"

„Dafür mag gesorgt sein!"

Der Fromme war flink und stark. Er riß seinen Leibgürtel ab, wand die Arme um den Leib seiner Dirne, und mit roher Faust fesselte er ihre Hände. Sie wehrte sich. Dann schien sie sich plötzlich zu besinnen. Starr wie ein Bild stand sie, wo er sie losließ. Er riß einen Strick von der nahen Wand.

„Das für die Tür," sagte er und ging daran, das rohe Brett von außen zu festen, so daß sie gefangen war.

Sie trat ganz nahe an den Spalt. Ihr Gesicht war fahl, ihre Nasenflügel öffneten sich weit; in Stößen ging ihr Atem.

„Es ist schrecklich," raunte sie durch die Oeffnung. „Hört Ihr, es ist nichts so grauenhaft, aber ich kann es nicht helfen: Ich weiß keinen, den ich mehr hasse denn den eignen Vater!"

Ein fast zutrauliches Kichern antwortete ihr. Dann blieb sie in Gefangenschaft, und der Vater gab sie nicht frei, bis der Matthis auf seinem zerwühlten Strohlager weit sich streckte und dem Bruder wider Willen den größten Gefallen tat, den, zu sterben.

Der Balz krallte seine Finger in das Fetzenbette, ehe noch der Körper des Gestorbenen erkaltet war. So mächtig war seine Gier, daß er vergaß, wie die Seuche sich von einem zum andern übertrug. Erst, als er das harte, runde Metall Stück um Stück durch die Hände gleiten ließ, durchfuhr ihn ein heißer Schrecken. Wenn an dem Gelde oder — er

hatte das Lager des Gestorbenen berührt, wenn an seinen eignen Händen das Gift der Seuche wäre! Das Geld entfiel ihm. Schon glaubte er die Fieberschauer zu spüren, die, wie sie sagten, die Seuche im Geleit hatte. Er stürmte nach der Küche, wo er die Trud eingesperrt hielt. Die Dirne sah im Licht der Späne, die sie flammen ließ, daß des Vaters Gesicht aschig war. Aber er taumelte auf sie zu und löste mit unsicheren Händen ihre Stricke.

„Den Pfaffen! — Den Waldpater!" keuchte er. „Lauf!"

Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an.

„Für Euch?" sagte sie, den Mund in bitterem Hohn zuckend. „Wieviel Sorge macht Euch das bißchen Leben, das Ihr andern gar nichts wertet!"

Er hob die Fäuste, als wollte er sie schlagen, doch gleich darauf verfiel er wieder in sein winselndes Betteln.

„Lauf, Dirne! Verliere nicht Zeit! Ich . . ."

Er hatte ein Versprechen geben wollen; doch ehe er auszureden vermochte, hatte die Trud den Raum verlassen. Sie schritt aus der Hütte und ging, den Einsiedler zu suchen.

Um die Stunde des Einnachtens betrat der Erni Behaim die Hütte der Zumbrunn-Trud. Die Dirne hatte ihn nicht gefunden, als sie nach ihm ausgegangen war. Sie hatte einem Weibe, deren Ehegenosse siech war, Botschaft für ihn hinterlassen. Und er war gekommen. Einen Augenblick hatte er gezögert und ermessen, ob er es wage. Dann hatte der Gedanke ihn sicher gemacht, daß keiner zu Abfrutt ihn erkannt hatte.

Eine Stille empfing ihn. Als seine Sandalen auf dem Flurbrett klatschten, riß Trud die Tür des Wohngemachs auf. Sie reichte ihm beim Eintritt das geweihte Wasser aus dem Becken, das am Türpfosten hing.

„Habt Dank, daß Ihr gekommen seid," sagte sie gemessen.

Eine brennende Oellampe stand auf einem Tische, der roh aus Holz geschnitzt war. Ihr Schein war dürftig; und die Haarfülle schattete das Gesicht des Erni. Dennoch war es, als starre die Trud mit leisem Befremden in des Heilkundigen Antlitz. Und ihr Blick gewann an spähender Schärfe, je länger sie in seinen Zügen forschte.

Der Behaim trat an ihr vorüber in die Stube. Flüchtig streifte sein Auge ihr Gesicht, und jache Erregung faßte ihn. Mühselig zwang er sie.

Das war die Dirne noch, die sich ihm angelobt hatte! Und er hing an ihr! Herre-Gott, gab es eine Gewalt, die stärker war als das jähe Verlangen, dieser zu eigen zu sein? Was war die Furcht, erkannt zu werden? Was das Schuldbewußtsein? Was das Heimweh nach der gestorbenen Mutter? Das war die Trud, seine Trud! Darin ging alles andre unter!

Dennoch schritt der Kuttenträger bis mitten in die Stube und maß wie im Traum die beiden Lagerstätten, die am Fußboden aus Stroh gerüstet waren. Auf der einen lag ein starrer, unbeweglicher Leib. Der Behaim sah, daß kein Heilkraut mehr für den Gesellen war. So wandte er sich, langsam die Gewalten seines Innern zwingend, dem andern

Lager zu. Der Zumbrunn-Balz wälzte sich hin und her und hatte den struppigen Kopf mit dem Linnen bedeckt, als sei ihm der Anblick des Mönches unerträglich. Der Balz fürchtete die Rede des Heilkundigen. Der konnte im nächsten Augenblick sagen, daß keine Hoffnung für ihn sei, daß er sterben müsse! Ihm graute vor dem Urteil! Er *wollte* nicht sterben, wollte nicht davon hören, noch daran sinnen. Darum verkroch er sich.

Der Behaim kniete neben seinem Lager nieder und zog ihm die Decke vom scheuen Gesicht. Blinzelnd und sich duckend, als gelte es, einer Rute auszuweichen, lag der Fromme. Danach erschien ihm ein Vaterunser wohl angebracht; er krampfte die Finger zusammen und fing an, dem Mönch zu Gefallen zu beten.

„Schweigt!" gebot der Erni barsch.

Der Angstschweiß perlte auf der Stirn des Bauern.

„Die Todesfurcht schüttelt ihn! Es sind viel feige Männer auf Erden!"

Das sagte die Trud. Sie war hinter den Erni getreten und sah voll Hohn auf den sich Windenden.

Der Erni wandte sich um.

„Es ist nichts," sagte er. „Vielleicht hat die Angst ihm das Leben gerettet! Wenn er die Furcht verschlafen hat, wird er gesund sein."

Er stand auf und wollte sich entfernen. Da faßte der Balz in sein Strohlager, holte ein Geldstück heraus und bot es mit abgewendetem Gesicht, auf daß es ihn nicht reue, dem Mönche. Sein Herz krampfte sich zusammen, als er sich des Geldes

entblößte, aber die Worte des Mönches hatten ihn von so wilder Angst erlöst, daß es ihm wie eine unabwendbare Pflicht erschien, ihn zu zahlen.

Der Behaim nahm das Geld. Der Balz folgte mit gierigen Blicken seinen Fingern, wie sie die Münze in die Lendentasche legten.

„Für einen, der in Not ist," sagte der Behaim. Zum erstenmal klang seine Stimme voll und klar. Die Trud schrak zusammen. Sie hatte noch immer in seinen Zügen nach bekannten Linien gesucht. Nun, da er sprach, tat sie einen Schritt rückwärts. Ihr Atem stockte. Ihre Hände waren, als horche sie fernhin, auf der Brust gekreuzt. Mit übermächtiger Kraft sich meisternd, bot sie gleich danach dem scheidenden Mönche die Rechte.

Die ineinander liegenden Hände zitterten. Rascher wandte sich der Erni.

„Begrabt euern Toten," mahnte er noch. Dann verließ er die Hütte.

Die Trud stand noch inmitten der Stube und starrte auf die Tür, die sie von dem Davonschreitenden trennte. Die Stimme des Vaters weckte sie aus ihrer Versunkenheit. Der Balz hatte sich von seinem Bette aufgerichtet. Sein Gesicht trug noch etwas von der kriecherischen Scheu vor dem Heilkundigen, aber erwachende Neugier schien aus seinen blinzelnden Augen.

„Was kommt dich an?" fragte er spöttisch. „Möchte nicht einer vermeinen, du hättest dich in den Waldmenschen vergafft, stehst du doch da wie angedonnert!"

Sein Ton ernüchterte sie vollends. Sie drehte ihm das Gesicht zu.

„So seid Ihr schon wieder gesund, Vater! Und laßt Eure Finger noch nicht im Gelde wühlen? Vollends geheilt seid Ihr doch wohl noch nicht, sonst hielte nichts Euch von Euerm Lieblingsgeschäft!“

Sie lachte hart und mißtönend auf. Dann schritt sie hinaus.

Sie ging, die Männer zu rufen, welche, seit der Tod Ernte hielt zu Abfrutt, die Toten nächtlicherweile vertrugen.

In derselben Nacht schafften sie den Leichnam des Matthias auf den Siechenacker. Als sie den Sarg aus der Hütte genommen hatten, tat der Balz einen tiefen Atemzug; nun war nur mehr ein Zumbrunnbauer am Gut!

In seiner Freude hätte er beinahe der Trud ein gutes Wort gegeben. Aber diese war sonderbar zerstreut; sie lief wie eine Traumwandlerin aus der Stube, als der Balz sein Gesicht zu freundlicher Rede verzog.

Einunddreißigstes Kapitel

Es hatte geschneit. Das erste Flockenrieseln war auf durchfrorenen Boden niedergegangen. Nun war ein dünner Teppich wie von bleichen Sterbeblumen über Wege und Lehnen gelegt, an den Tannen stand der Schneebluſt, wie weißer ihn kein Lenz wob, als schmückte der Wald sich zu festlicher Zeit.

Der letzte Mond des Jahres hatte eben begonnen.

Zu Abfrutt war ein Feiertag, keiner, den der Kaplan angesagt hatte; er war vom Volke angesetzt. Der neue Kaplan, der seit Jahresfrist zu Geschenen amtete, predigte und las Messe. Seine Predigt war nach des Volkes Willen ein Dankgebet für Errettung aus schwerer Not. Seit zehn Tagen war zu Abfrutt die Seuche erloschen, die in den Dörfern außer dem Bielwald erst im Ersterben war. Fünf Menschen hatten sie nach Geschenen getragen, von wannen es für die keinen Weg zurück mehr gab. Die Hälfte des Volkes war siech gewesen. Außer den fünfen waren alle genesen.

„Es war ein Schutzgeist,“ erzählten sie, wann sie gefragt wurden, und sie meinten den Waldbruder. Den hatten sie heute zum Feste geladen, obwohl sie wußten, daß er nicht kommen werde; und sie vermißten ihn, obwohl keiner gehofft hatte, ihn zu sehen. Er hauste näher am Dorfe, seit die Herbststürme ihn vom Lugegg vertrieben hatten. Seine rohe,

niedere Hütte stand an der Kapelle zu Sankt Niklausen. Von der Berglehne geschützt, schmiegte sich das weiße Brettergefüge an das uralte heilige Gemäuer. Der Waldbruder hütete dort das ewige Licht. So erzählten sie zu Abfrutt und priesen ihn dafür, der so gut war, daß nur Segen von seinen Händen kam, und so scheu, daß ihn kein Dank erreichte. Und zürnt ein Dankschuldiger, wenn ihm das Danken erspart bleibt?

Der Erni blieb dem Feste fern. Der Kaplan predigte, die Weiber flennten ob seiner schönen Worte. Die Männer waren in Gedanken schon über den Krügen des Hofers, in dessen Hütte der Welschwein ihrer wartete; aber die Kapelle hatte nicht Raum für die Andächtigen. Wie zu des Ambrosius Zeiten stand eine dichtgedrängte Schar an der Pforte.

Nach dem Gottesdienst vermochte das Wohngemach des Gallus die Festenden nicht zu fassen. Sie saßen auf Flur und Treppen. Der schwere rote Wein ergoß sich über die Dielen und, was schlimmer war, stieg zu den Köpfen vieler. Sie festeten dem Leben, sie höhnten im Taumel den Tod, der dräuend durch den Bielwald davongezogen; sie festeten laut und sorglos, als hätte ein Gott ihnen ewiges Leben verheißen. Die aber ernster und kühler waren, saßen mit dem Hofer zusammen, seitab von den andern und in stillem Gespräche. Der Richter hatte seinen dunkellockigen Knaben auf seinen Armen soeben zu einer der Firstkammern getragen und dort ihn gebettet.

Warum er fort müsse, hatte, nach Kinderart schmollend, der Kleine gefragt. Und der Hofer

hatte sich über ihn geneigt, ihn beruhigt und gemurmelt:

„Wenn einer groß werden will, darf er nicht sehen, wie Große klein werden.“

Der Gallus hütete seinen Einzigen und sein Einziges. —

Beim Feste fehlten zwei Dirnen: eine, die ihre Hütte an lauten Tagen nie verließ und alltäglichem Tagwerk nachging nach Art der Genügsamen, denen der Reiz des Lebens im Gewohnten, nicht im Ungewohnten liegt. Die Cille mied die Lauten und lächelte ob dem Johlen der Erlösten, das zu ihrer Hütte drang. Wie die das Leben werteten, daß sie vor Freude über das wiedergewonnene zu Narren wurden! Die Dirne trat an die Hüttenluke, die nach dem Dammafirn Ausblick bot. Eine Strahlenglorie war um die Zacken des Gletschers gelegt. Wo sie mit dem Blau des Himmels zusammenfloß, war wie eine Pforte aufgetan, schien das All weit, unendlich, voll höchster Klarheit. Die Dirne staunte hinüber. Wenn sie den Jubel der Festtollen nicht begriff — das Wunderwerk Gottes, das ihre Augen bestaunten: es war ein Segen, es schauen zu dürfen. Darum und noch um eines verwand sie die Gedanken an des Lebens Unwert. Das Kind des Gallus hatte seine Arme um ihren Hals gelegt, heute wie täglich! Der Knabe liebte sie. Die Cille lächelte.

Um dieselbe Stunde verließ die Zumbrunn-Trud das Dorf und schritt zu Wald. Sie trug ein dunkles Gewand, arm und grobstoffig, aber es schmiegte sich wohl um ihren schlanken Leib, weiß schauten Hals

und Hände aus dem Wollwerk, und fahl schimmerte das Gelock gegen das dunkle. Sie hatte ein Tuch um ihre Schultern geschlungen. Eine Kälte ging vom Neuschnee aus, und die Luft, die über den Wiggenwald herniederstrich, trug den Hauch der Firne zu Tal. Das bloße Haupt aber bot die Dirne dem Frost. Wie eine kühle Hand lag es auf ihrer Stirne, und die Gedanken darunter waren selber klar und kühl; die Trud wußte, was sie wollte.

Ohne Hast, aber stetig stieg sie bergan. Der Wald nahm sie auf. Zuweilen, während sie die Halde hinanstieg, lösten sich Schneesterne aus den schwarzen Tannenästen und rieselten vor ihr zu Boden oder legten sich wie Bluftschmuck in ihr Haar. Die Dirne strich gedankenvoll mit der Hand über den Scheitel. Im Tale flochten sie aus weißen Blüten den Brautkranz! Wenn eines abergläubisch wäre!

Allmählich gelangte sie zur Wiggenmatte. Sie zögerte, ehe sie die Lichtung betrat, und spähte nach der Waldlehne, wo das Gemäuer der Kapelle durch die Stämme schaute. Das Weißholz der Bretterhütte schimmerte daneben. Aber die Stätte lag tot. War der Rastlose verzogen? Sie verweilte und spähte. Und nach einer Weile klang ein leiser Erzton in die unendliche Stille, als würde vom Winde der Schwengel eines Glöckleins gerührt.

Der Behaim bewegte zuweilen die spinnwebumwobene Glocke, die im Holzturme der Kapelle hing, nicht um zu läuten, nur, wie um eine Stimme zu hören in der Einsamkeit.

Die Trud atmete hoch auf. Darauf stieg sie dem leisen Klingeln entgegen.

Der helle Tag schaute durch die Fensterluken in die Waldkirche. Die Schneenacht hatte ein paar Flocken ins Innere geworfen. Sie lagen am Steinboden wie auf dem Waldpfad, gleich verstreutem Blust. An die eine Seitenmauer gelehnt, stand der Behaim. Die Hand hielt noch den morschen Glockenstrick, zuweilen schlossen sich, dem vor sich Hinstarrenden fast unbewußt, die Finger, dann klang das Metall in traumhaftem, verlorenem Schlage an, eine Musik, die sich wohl mit dem Sinnen des Einsamen einte. Den ganzen Tag über hatte der Behaim derer von Abfrutt gedenken müssen, die ihn, den sie ihren Retter nannten, zum Feste geladen.

War er ihr Retter? Pah, alles Wissen kam von Gott! Und die Heilkraft der Kräuter kam von Gott! Was war es Besonderes, daß er das Werkzeug des Höchsten gewesen! Aber er hatte sein eignes Leben nicht geachtet, als es andre zu retten galt! Die Seuche konnte ihn selbst befallen! Er war mutig gewesen! Aber gab es nicht mehr Mutige zu Abfrutt? Und er vermeinte, alle Schuld durch seinen Mut zu sühnen!

So wog der Behaim Wert und Unwert.

Manchmal tauchte plötzlich das Bild der Trud vor ihm auf. Dann vergaß er alles andre und stand vorgeneigten Leibes, als lauschte er auf leise Stimmen. Wenn sie dir gehören dürfte! erwog er. Dann lachte er fast laut, daß es übel in den heiligen Raum klang. War er von Sinnen? Einer, der schwere Sünde getan, einer, der die Mönchsweihe empfangen und dem Kloster entsprungen war? Schlage dir die Weiber aus dem Kopf, Behaim! —

Noch übte der in sich Versunkene sein Spiel mit dem Glockenseil. Die heilige Lampe warf einen roten Schein auf sein Gesicht; die Taghelle erreichte ihn nicht. Da trat ein fester Fuß den Rasen vor dem Gemäuer. Der Erni hatte kein Ohr für das Geräusch, er lauschte nach innen; da wollte es nicht still werden.

„Erni Behaim!"

Eine Gestalt trat unter die Kapellentür. Als wehre sie ihm jede Flucht, richtete die Trud am Ausgang sich auf.

Jäh hatten die Finger des Behaim das Seil umkrampft, die einzige Stütze haschend, die ihm nahe war. Die Glocke hatte den Schrei getan, der ihm auf den Lippen erstorben war. Nun duckte er das Haupt wie in Scham und Scheu. Gebrochen, gleich einem Alten, harrte er und flüsterte endlich, da sie stumm blieb:

„So hast du mich doch erkannt!"

„Zur Stelle, als ich dich wiedersah! — Wo bist du gewesen? Was soll dieser Aufzug?"

Er tat einen unsicheren Schritt und suchte den Ausweg.

„Das frage lieber nicht! Laß mich nur! Ich gehe schon — so weit — viel weiter noch denn bisher — daß ich keinem mehr in den Weg trete!"

Der harte Klang ihrer Rede scholl gegen sein scheues Stammeln.

„Ich lasse dich nicht entrinnen! Ich habe deiner Mutter zugelobt, daß ich bei dir verharre, wenn sie gestorben sei! Du bist mir entflohen! Jetzt sei zwischen uns beiden ausgeredet! Lässest du mich bei

dir oder verjagst du mich? Und wenn du mich verjagst, warum tust du es? Du hast es einmal anders vermeint!"

„Du bist pflichttreu — hältst dein Gelöbnis wohl! Geh, ich entbinde dich!"

Die Trud preßte die Hände vor die Brust. Ihr Leben war leer gewesen! Dieser eine füllte es! Wenn er sie noch einmal verließ, war ihre Welt öde, graute ihr vor der Zukunft. Sie stritt um ihrer Seele Seligkeit. Und sie wuchs mit der Leidenschaft, die in ihr alle Schranken brach. Zum erstenmal hob der Erni die Augen zu ihr auf. Sie stand wie zu leiblichem Kampfe gerüstet, die Fäuste geballt, den Kopf zurückgeworfen und mit leuchtenden Augen. Ihre Züge strahlten in Lieblichkeit und Kraft und Liebe.

„Höre mich an," sagte sie und tat sich Gewalt an, daß sie ruhig blieb. „Höre mich an! Dann magst du entscheiden! Es ist nicht Weiberart, dem Mann sich hinzuwerfen! Aber ich kann nicht anders. Mir ist, als müßten wir beide zugrunde gehen, wenn jetzt nicht Klarheit zwischen uns wird! Du willst nicht beichten! So rede ich! Warum bist du mir entflohen? Warum verschmähst du mich? Keiner verwehrt seinem treuen Hunde, ihm zu folgen. Soll Tiertreue über meine gehen? Ich weiß nicht, was dir geschehen ist! Eine Last drückt dich schier zu Boden! Du brauchst mich! Und ich habe dich lieb! Was an dich gekommen ist, und hättest du die Hände mit schlimmster Untat besudelt — ich könnte nicht anders — ich — habe dich —"

Er hatte an ihren Lippen gehangen. Nun unterbrach er sie in wilder Hast.

„Still! Still! Du weißt nicht, was du redest! Du weißt nicht, was ich getan habe! Du — ich — Die Mutter ist nicht dem Siechtum erlegen! — Als die Qual dauerte und dauerte und — nicht schwand — ich weiß ein Gift, das schmerzlos tötet — ich — habe es ihr gegeben!“

Die Trud starrte ihn fassungslos an.

„Siehst du,“ sagte er ganz still, „siehst du, wie dir nun graut!“

Aber noch immer die Augen in fassungslosem Staunen auf ihn gerichtet, stammelte sie:

„Du? — Kein Mensch, an dem du hingst, wie an ihr! — Deine Mutter — ist ein Stück gewesen von dir und — Herre-Gott! — daß er sie erlöse, nahm er das auf sich! Das ist nicht Sünde! Das ist Guttat, die der Höchste lohnt! Ermanne dich! — Wer hat dir den Sinn verbittert und dich blind gemacht?“

„Ich bin nicht blind! Ich weiß, daß ich eine Todsünde auf mir habe, obzwar ich es wohl meinte! Der Kaplan — Martinus — der Schrecken tötete ihn, als ich ihm beichtete!“

„Der Schrecken? — Der Kaplan lag im Beichtstuhl — ja —“ sann die Trud. „Hast du ihn sterben sehen? Nahm er dir die Beichte ab?“

„Ja,“ gab er dumpf Bescheid.

Ein Freudeschein verklärte das Antlitz der Dirne.

„Du warst erregt! Zweifel waren in dir! So hast du das Unmögliche für wahr gehalten! — Wir fanden den Kaplan wie einen friedlich Schlafenden. Der Greis war müde, er starb leicht und froh. Wenn es wäre, wie du sagst — meinst du,

daß nicht Abscheu und Schrecken sich in das Antlitz des Toten gezeichnet hätten? Ermanne dich, Erni! Schlimmer Trübsinn quält dich! Dein Blick ist trüb! Du bist gut und willst doch schuldig sein!"

Frage die Mönche zu Einsiedeln. Sie wissen es besser!"

„Ich frage keinen als mich selbst! Und ich weiß, daß du ohne Schuld bist, und ich will dich gesund machen! Nimmst du mich zu deiner Genossin? Wohin du willst, will ich mit dir gehen, in das höchste Geklüft, in die fernste Hütte, so weit und so hoch du willst! Und ich will dich heilen, Erni!"

Nun flammte auch er aus seiner Gebrochenheit.

„Schuld ist nicht zu heilen! Ich bin im Kloster gewesen und siecher geworden! Dann zog ich zum Streit wider die Welschen, und mitten in der Schlacht war die gemordete Mutter bei mir. Aber ich genas nicht im Getümmel! Dann habe ich mich unter die Firne verkrochen und in die Stille — und die Schuld drückt mich noch! Und du willst mich heilen! Geh heim und laß mich! Was mühst du dich um mich?"

„Ich sagte es schon! Ich kann nicht von dir! Ich habe dich lieb! Und du — vermeintest einst — Hast du mich ganz vergessen?"

Er war plötzlich wie einer, der aus schweren Fiebern erwacht und die Sonne auf sein Lager spielen sieht. Er strich sich mit zitternden Händen über Stirn und Scheitel einmal — zweimal —

„Ich kann nicht glauben, was du sagst! Torheit! Die Reue käme dich früh genug an."

Unschlüssig und willenlos stand er vor ihr. Mit festem Griff faßte sie sein Handgelenk. Sie zog ihn vor den Altar. Der Feuerstern des ewigen Lichtes leuchtete ob ihnen im Dämmer. Ihre Gestalten ragten schattenhaft in der Nische, hoch und entschlossen das Weib, der Geselle in scheuer Gebücktheit, noch immer halb im Traum. Da schwur die Trud, die Finger an das Bild des Gekreuzigten gelegt, das eine Vertiefung des Altars barg.

„Beim Allerheiligsten, ich will dir angehören! Ich trage deine Schuld mit dir, wenn du schuld hast! Wenn dich Strafe trifft, treffe sie auch mich! Wider alle Welt, wider dich selbst will ich dir zur Seite sein!"

Er staunte sie an. Ihre Rede war eidskräftig; kein Zweifel mehr, sie meinte, was sie sagte.

„Ich habe die Weihen empfangen!"

Nun erst erschrak sie.

„Warum tatest du das?

„Ich hoffte Ruhe zu finden! Ich fand sie nicht, dann bin ich entronnen!"

Sie besiegte auch das letzte Zögern.

„Ich habe geschworen! Was ich gesagt habe, gilt: Ich bleibe bei dir! Der Vielwald scheidet die Welt von uns! Hier mögen wir hausen! — Rede — Vertraust du mir?"

„Ich ziehe dich nicht in meine Unrast! Wir würden wie zwei Geächtete hausen, ohne Obdach, ungesegnet! Es geht nicht an! — Aber — aber" — er zauderte und faßte ihre Hände gleich einem Ertrinkenden — „redest du nicht aus Mitleid? Hast du zu mir gesprochen, wie es dir von Herzen kam?"

„Was muß ich tun, daß du mir glaubst?"

„Trud! Meine Trud!"

Er sank zu ihren Füßen nieder und drückte das Gesicht an ihr Gewand. Ein Schluchzen brach von ihm, das seinen starken Leib erschütterte. Die ganze Qual, die auf ihm gelastet hatte, schien sich in dem einen Tränenstrom lösen zu wollen.

Sie streichelte sein Haar und neigte sich zu ihm. Als wäre sie um Jahre gealtert und er ein weinendes Kind, tröstete sie ihn. Und aus ihrem Trost klang immer wieder ein furchtloses: „Ich heile dich!"

Nach einer Weile — sie hatte durch die verfallene Tür nach dem Stande der Sonne geschaut — sagte sie:

„Ich muß heim! Aber ich komme wieder! Versprich mir, daß du nicht fliehst."

Er sah auf.

„Schwöre!" gebot sie. „Bei der Seele deiner toten Mutter, schwöre, daß du ausharrst, bis ich dich zu retten versucht habe — und mich!"

Er lächelte wehmütig.

„Warum sollte ich nicht! Du hast so viel für mich getan! Sollte ich nicht für dich Geduld haben können!"

Sie drückte ihm die Hand und sah ihn fest an.

„Bist du gewiß, daß du mich liebst?"

Er erwiderte ihren Blick.

„Du weißt es!"

„So helfe uns der Herre-Gott!"

Sie schied. Als sie durch die Stämme abwärtsstieg, brannte das Spätrot über dem Salbit. Rote

Wolken zogen über den flammenden Berg. Ihr Widerschein fiel in die Haine des Waldes. Eine Lohe verklärte das Antlitz der Trud, das sich nach dem Erni zurückwandte.

„Du wirst hören von mir," scholl ihr letzter Gruß zu ihm hinauf. Dann verschwand sie im Walde.

Er starrte auf die Stelle, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Lange wußte er nicht, ob er geträumt hatte oder ob sie in Wirklichkeit bei ihm gewesen war. Und als er die Wahrheit erkannte, schlich er nach seiner Hütte, warf sich auf sein Lager und schloß die Augen. Er grübelte nicht. Daß er ein Bild festhalte, grub er den Kopf in das Stroh seines Lagers.

Es wurde eine friedvolle Nacht.

Zweiunddreißigstes Kapitel

„Ein seltsames Jahr," sprachen die zu Abfrutt. Der Schnee war noch einmal verschwunden. Und noch immer blieb der Himmel klar; ob das Jahr sich auch dem Ende neigte, die Stürme, die sonst den Einsamen von Abfrutt die Heimat vermauerten, blieben aus.

Am viertletzten Jahrtage versammelte sich noch die Gemeine unter freiem Himmel.

Es war Richttag. Die Männer standen im Ring. Weiber und Kinder hockten in scheuer Entfernung, ungewohnter Dinge gewärtig. Ein feierlicher Ernst war über den Versammelten. Zwei weißhaarige Gesellen leisteten dem Richter Geleitschaft, der, ein Schwert quer über den Arm gelegt, in die Mitte des Ringes trat. Sie trugen bäuerische Gewandung, aber ihre harten Züge waren streng. Kein Tag zu Abfrutt so hoch wie der Richttag!

Gallus, der Hofer, stieß sein Schwert in die harte Erde. Er legte die Hände auf den Knauf des noch vom Stoße zitternden und sprach laut und hallend ein:

„Im Namen Gottes!"

Und die Richtschar neigte die Häupter. Drei stumme Vaterunser! Das Tal lag still. Das Totengelb des Winters schimmerte durch den Reif der Lehnen.

Nach kurzem erhob der Hofer das Haupt. Sein Gesicht war hager, er alterte früh.

Nun winkte er. Der Ring öffnete sich. Die Zumbrunn-Trud trat in die Mitte der Männer. Von zwei Knechten geleitet, wie die Sitte es forderte, schritt darauf der heran, wider den Klage war. Eine Erregung ging drüben durch die Schar der Weiber. Murmeln hob an im Kreise der Männer. Der Einsiedler von Sankt Niklausen trat vor die Richter. Er hatte die Kutte abgelegt; Zwilchjacke und Kurzhose kleideten ihn, nur das wallende Haupthaar und der zur Brust reichende Bart erinnerten an den Waldbruder. Er stand aufrecht, und sein Blick war frei, wie ein träumerisches In-die-Ferne-Starren, wie das Schauen nach einem neu aufglänzenden Licht. Der Behaim schien völlig verloren für alles, was um ihn her vorging. Auch die Stimme des Hofers weckte ihn nicht.

Der Richter hob an:

„Es ist Klage wider diesen, den Erni Behaim, der vordem unser Heimgenosse gewesen, dann verschollen ist und seit Monden in den Wäldern unsrer Heimberge gehaust hat, unerkannt, aber in Guttaten eifrig und unserm Volke zum Segen! Richtet gerecht im Namen des Gerechten, der euch richtet! — Der Kläger rede!"

Wieder ging Stimmenrauschen wie ferner Sturm durch die Menge: Der Behaim! Jetzt erst erkannten sie ihn!

Die Trud hatte einen Schritt gegen den Erni getan. Die Blicke der Männer hafteten an der Dirne, die, zum Weibe gereift, zurückgeworfenen

Hauptes, einen Schimmer wie Wettergeleucht in den dunkeln Augen, im Ring stand.

Der Erni schaute sie befremdet an. Einen Augenblick lang wirkte wütende Furcht ihm die Kehle: Wenn sie falsch wäre! Sie klagte ihn an! Dann lächelte er verloren vor sich hin. Die Trud und falsch! Welcher Gedanke!

Von nun an lauschte er andächtig ihrer Rede. Sie klang laut und furchtlos. Bis zu den Weibern drang sie hinüber.

„Dieser, der Erni Behaim, hat seine Mutter getötet. Er hat an ihr mehr gehangen als an seinem eignen Leben, mehr, als jeder von euch an seinem Liebsten hängt! Ihr wißt es alle, die Behaimin trug ein furchtbares Siechtum, und seine Treue ist ehedem in euerm Munde gewesen! Eine Liebe, wie sie zwischen diesem und seiner Mutter war, findet sich nicht mehr, nicht zu Abfrutt noch andern Orts! Sie war so groß, daß, als das Weib in unerträglicher Qual sich wand, er ihr den Tod gab! Er kannte ein sicheres Gift; mit dem hat er die Mutter von ihrer Marter erlöst. Aber die Tat ist wider die Satzung der Menschen! — Richtet den Behaim, ihr Männer!“

Eine lastende Stille!

Dann redete der Richter:

„Die Klage ist gesprochen! Wer steht für den Schuldigen auf?“

Abermalen trat die Trud vor.

„Ich!“

Ihre Stimme zitterte leise, aber sie festete sich, während sie weitersprach:

„Ich kenne diesen seit langem! Seine Mutter hat mich ihm zum Weibe bestimmt! Heute wie vordem folge ich ihm, wohin er mich führen will! Von Zweifeln gejagt, wie sie nur den Guten, der vor der Sünde zurückschrickt, bedrängen, ist er, als er die Mutter begraben hatte, nach Einsiedeln gezogen! Dort hat er gebeichtet, die Mönche sprachen ihn schuldig. Als dienender Bruder tat er Buße im Kloster; aber eine Unrast war auf ihm, die der Klosterfrieden nicht heilte. — Als die Harsthörner die Männer zum Zug über den heiligen Gotthard riefen, packte ihn das Verlangen, alle Sünde mit seinem Herzblut zu sühnen! Erinnert euch! Der Landammann von Uri ließ vor Monden talauf und -ab verkünden, daß der, der bei Arbedo das Landbanner gerettet, sich auf dem Rathause zu Altdorf zu Lohn und Ehrung stellen möge! Es hat sich keiner gestellt! Dieser, der hätte gehen mögen, hat sich in den Bergen vergraben! — Was seitdem geschehen ist, wißt ihr! Wenn einer unter euch ist, der diesem nicht Dank schuldet, trete er vor und rede!"

Sie schwieg und sah sich um. Da alles still blieb, hob sie noch einmal an:

„Richtet jetzt, ihr Männer! Nicht nach dem Gesetz, nur nach euerm Herzen! Ist einer unter euch, der diesen verurteilte? Einer, der sagte, er habe nicht Strafe genug gelitten? — Gebt ihm eine Heimstätte, daß er wieder Ruhe finde! Helft ihm, daß er die Zweifel besiege, die in ihm sind! Rette deinen Retter, Volk von Abfrutt!"

Sie hatte in wachsender Erregung gesprochen.

Das Bergvolk war wortkarg; auch die Trud wußte sonst nicht viel Worte zu machen. Die Leidenschaft und das wilde Verlangen, den Schuldigen zu retten, hatten sie fortgerissen.

Die Mienen der Männer im Ring blieben starr; keiner verriet, was in ihm war. Der Spruch, der jetzt kam, war heilig, nicht Lärm noch geheime Unterredung durfte ihm vorangehen; das Urteil eines jeden mußte unbeeinflußt sein. Nur der Richter hatte Freiheit der Rede.

„Du hast eine gute Fürsprecherin, Geselle," murmelte der Hofer zu dem Behaim gewendet. Dann forderte er die Schar zum Spruch:

„Richtet gerecht im Namen des Gerechten! Nach alter Satzung steht für diesen der Tod! Frei oder schuldig? — Wer den Behaim freisprechen will von Schuld und Fehle, der hebe die Rechte!"

Ein Rauschen wie von schlagenden Fittichen! Der Erni starrte ungläubig, kaum fassend, was vorging, in den Ring. Mit erhobenen Händen sprachen sie ihn los von Schuld.

„Ich deute den Spruch," fuhr der Hofer fort. „Vor euch ist dieser kein Mörder, er ist ein Erlöser. Ihr, eine ganze Gemeine, nehmt seine Tat auf euch! Und er mag mit euch und unter euch hausen! Ihr gebt ihm Schutz und Schirm! — Dieses das Urteil! — Du bist frei, Behaim!"

Der Erni faßte sich mit beiden Händen an die Stirn. Er taumelte. Die Trud ergriff seine Hand. Sie wollte ihn aus dem Ringe führen. Da scholl ein kreischendes Rufen.

„Bringt die Dirne weg!" Was will sie mit

dem Mönche? Er hat die Weihen empfangen! Für ihn ist kein Weib mehr!"

Die Trud kannte die Stimme. Sie richtete sich auf und sandte einen Blick auf den Sprecher, der diesen verstummen machte. Der Zumbrunn-Balz verschwand in der Ringreihe.

Aber die Trud sprach laut:

„Er gehörte mir, ehe er nach Einsiedeln zog! Ich habe ältere Rechte als das Kloster, und ich heische ihn für mich!"

Und zum erstenmal öffnete der Behaim die Lippen:

„Mit dieser das Leben — ohne diese den Tod!"

Das Volk hatte eine Laune, zu beglücken.

„Laßt sie! Er mag sie zum Weibe nehmen!" scholl es im Ring.

Sie drängten näher. Der starre Ernst wich lachendem Frohsinn.

Mühsam erstritten der Erni und die Trud sich Bahn. Hand in Hand entkamen sie endlich dem sie feiernden Volk. Als sie in der Dorfgasse verschwunden waren, zerstreute sich auch dieses. Der Richter schritt zuletzt allein nach seinem Hofe.

Als er die Matthütte erreichte, warf sich ein dunkellockiger Bub, der Hüttentür entrinnend, in seine Arme. Er hob ihn und preßte die Lippen an seine Wange. Als er ihn niedersetzte, stand die Cille neben ihm. Es zuckte in seinem Gesicht.

„Sie haben zweie glücklich gemacht," sagte er mit leisem Neid.

„Hartverdientes Glück," meinte die Dirne.

Er starrte zu Boden.

„Und wir?“ fragte er plötzlich.

Sie sah ihn mit ihren klaren, ruhigen Augen an.

„Fühlst du, wie das Volk dich hochhält, Gallus?“ fragte sie dagegen.

Und als er, sie verstehend, schwieg und mit der Rechten gedankenvoll über das Haar des Kindes strich, fuhr sie fort, auf den Knaben weisend:

„Und haben wir nicht diesen?“

Dann ruhten ihre Hände einen Augenblick mit kräftigem Druck ineinander, und der Richter schritt mit dem Knaben zum Hofe empor.

Schluß

Eine Hütte stand auf der Wiggenmatte, ein einsamer Bau, den die Tannen beschatteten. Ein junges Weib schaltete in den neugefügten Wänden. Sie hatte eine emsige Hand, die eine trauliche Stätte schaffte. Der Winter hatte die Hütte eingedeckt und die Trud und ihren Genossen begraben. Die Wege waren ungangbar. Wochenlang war kein Entrinnen aus dem Hause gewesen. Da hatten in der düsteren Stille alte Zweifel den Behaim fassen wollen. Aber sein Weib hatte ihn bewacht. Ein seltsamer Friede kam über den Grübler, wenn die Trud um ihn war.

Nun lenzte es im Hochgebirge. Die Lauinen stoben von den Lehnen. Der Wiggenwald widerhallte von dem Donnergetöse, und zuweilen ging es wie ein Sturmhauch durch die stillen Kronen.

Als zum erstenmal die Sonne über den Schrofen und Wällen um Sankt Niklausen stand und Goldglanz sich auf die Wiggenhütte ergoß, trat der Behaim auf die Schwelle. Er schattete geblendet die Augen wider den Schein, aber eine frohe Unrast erfüllte ihn plötzlich. Er rief einen Namen in das Gemach zurück. Die Trud trat ihm zur Seite. Und die vor Erregung zitternden Hände hebend, wies er ihr das Schaffen des Lenzes, die schwer von den Bäumen taumelnden Flocken, das Quellen im Hangschnee, eine Grasstelle, die grün aus dem

flirrenden Weiß der Winterdecke lugte. Und nahe Arbeit fiel ihm ein. Er freute sich auf Beil und Sense. Von allerlei Tagwerk hob er an zu reden. Die Trud hing mit frohen Augen an den Lippen des Genesenden.

Sie standen lange. Der Himmel schimmerte ob ihnen in tiefdunkler Bläue. Kein Mensch störte ihren einsamen Frieden. Nur die Stimmen des Frühlings grollten und schwollen mächtiger in der Runde.

